Kursbuch 29

Das Elend mit der Psyche
II Psychoanalyse

E. Wulff, Psychoanalyse als Herrschaftswissenschaft?
Dossier: Auf der Couch (und dahinter)
H. Przytulla, Die Benutzung einer bürgerlichen Wissenschaft
Wieser/Beyer, Psychoanalyse, Kapitalmystifikation und Ideologie
R. Reiche, Ödipus – ein bürgerlicher Komplex?
P. Parin, Zur Ethnopsychoanalyse: Ödipus in Afrika

Kursbogen: Politischer Profiltest (PPT)

Kursbuch Verlag/Wagenbach 7 Mark

25 233

Kursbuch
Herausgegeben von Hans Magnus Enzensberger und Karl Markus Michel

Kursbuch 29 September 1972

Das Elend mit der Psyche
II Psychoanalyse

Erich Wulff, Psychoanalyse als Herrschaftswissenschaft? 1
Dossier: Auf der Couch (und dahinter) 23
Horst Przytulla, Über die Benutzung einer bürgerlichen Wissenschaft 102
Harald Wieser/Jochen Beyer, Psychoanalyse, Kapitalmystifikation und Ideologie 125
Reimut Reiche, Ist der Ödipuskomplex universell? 159
Paul Parin, Der Ausgang des ödipalen Konflikts in drei verschiedenen Kulturen. Eine Anwendung der Psychoanalyse als Sozialwissenschaft 179

Kursbogen: Politischer Profiltest (PPT)

Goethe-Institut e.V.
Bibliothek
ausgeschieden am: .....
Kur

Das Kursbuch erscheint in unregelmäßiger Folge, doch mit wenigstens vier Nummern im Jahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 5, im Einzelverkauf DM 7. Anschrift der Redaktion: Kursbuch Verlag/Wagenbach, 1 Berlin 31, Jenaer Straße 9, Telefon 2 13 16 06 ‹8 54 16 06›. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Hans Magnus Enzensberger und Karl Markus Michel. Redaktion: Ingrid Karsunke. © 1972 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten. Druck: Georg Wagner, Nördlingen. Bindung: Hans Klotz, Augsburg.

Diesem Heft liegen Prospekte der Verlage Diogenes, Kindler, Luchterhand, Rowohlt, Suhrkamp und Wagenbach bei.

Erich Wulff
Psychoanalyse als Herrschaftswissenschaft?

Wissenschaft ist diejenige Form gesellschaftlicher Praxis, die darauf abzielt, die Aneignung der Natur durch den Menschen vorzubereiten, und zwar vermittels der Erarbeitung von benennenden, gliedernden, beziehenden und begründenden Begriffen, die als Handlungsanweisungen für diese Aneignung dienen können. Insofern ist sie ein notwendiges Moment der gesellschaftlichen Arbeit, die Natur in den Dienst menschlicher Bedürfnisse nimmt. Zu dieser Natur gehört auch die psychische Verfassung des Menschen sowie seine zu einer zweiten Natur geronnene Geschichte. Mit dieser psychischen Natur befaßt sich wissenschaftlich die Psychologie. Sie ist nicht nur in verschiedene Gebiete gegliedert – wie zum Beispiel Wahrnehmungs-, Willens- oder Affektpsychologie –, nicht nur von verschiedenen Methoden geleitet – wie experimentelle, Testpsychologie, deskriptive Psychologie, phänomenologische Psychologie –, sondern auch zersplittert in eine Vielzahl von Grundannahmen über die bewegenden Kräfte des Seelenlebens. Eine der praktisch und theoretisch folgenreichsten psychologischen Lehrmeinungen ist die Psychoanalyse. Sie, ursprünglich ein therapeutisches Verfahren, hat inzwischen mancherorts den Status einer nahezu universellen geisteswissenschaftlichen Methode, vor allem im Bereich der Soziologie, der allgemeinen Kulturwissenschaft sowie der Sozialphilosophie, zugesprochen bekommen. Dieser Status ist ihr aber auch immer wieder streitig gemacht worden, und zwar von konservativer Seite, die die »geistigen Werte« – die Moral, den Willen sowie die Kultur – für wichtigere Motive des menschlichen Verhaltens hielt als unbewußte Triebregungen und Abwehrformationen gegen diese; von naturwissenschaftlichen Positivisten, die sie für unwissenschaftlich erklärten; aber auch vom dialektischen Materialismus, der in ihr eine teils idealistische, teils biologistische Theorie erblickte, die allenfalls innere Seelenregungen des einzelnen Individuums, niemals jedoch gesellschaftliche Vorgänge oder kulturelle Normen zureichend erklären kann.

Von der Psychoanalyse als Fachwissenschaft, als psychotherapeutische Methode, soll hier nicht weiter die Rede sein. Daß sie im therapeutischen Arsenal der Psychiatrie eine wichtige, wenn nicht sogar entscheidende Rolle spielt, kann keinem Zweifel unterliegen. Die Veränderung des Klimas und die Humanisierung des Umgangs mit psychisch Kranken in einigen psychiatrischen Institutionen ist vor allem ihr zuzuschreiben. Was die Psy-

choanalyse aber von anderen Wissenschaften unterscheidet, ist die Tatsache, daß sie weder von ihren Anhängern noch von ihren Gegnern als eine bloß fachwissenschaftliche therapeutische Methode oder auch nur als eine begrenzte Wissensgebiete begründende und erklärende Theorie aufgefaßt wurde. Sie wies schon sehr bald nach ihrer Entstehung über ihre eigenen Grenzen hinaus, wurde immer wieder mit anderen Wissensgegenständen verbunden. Sie hat große wissenschaftliche Hoffnungen erweckt, wird aber auch von vielen Wissenschaftlern als Bedrohung oder ideologischer Trug empfunden. Ihre epochale Bedeutung kann von niemandem abgestritten werden. Die Frage ist nur, worin diese epochale Bedeutung begründet liegt.

Karl Jaspers[1] hat schon sehr früh der Psychoanalyse – übrigens ebenso wie dem dialektischen und historischen Materialismus – vorgeworfen, sie habe »totalitären« Charakter, d. h. sie versuche etwas, das sich nur existenziell erfahren lasse – das »Ganze des Menschseins« –, durch eine auf wenige Grundannahmen sich stützende Triebtheorie zu erklären. Weitbrecht[2], ein konservativer Psychiater der gleichen Schule, wirft der Psychoanalyse vor, sie habe jeden möglichen Zweifel an ihren Annahmen von vornherein dadurch ausgeschaltet, daß sie ihn als – psychoanalytisch zu deutenden – Widerstand gegen ihre triebtheoretischen Zumutungen interpretierte. Jeder Mensch sei auf diese Weise – auch gegen seinen Willen – dem Diktat ihrer Deutungen unterworfen. Dieser denunziatorische – ins Positive gewendet, entschleiernde – Charakter der Psychoanalyse ist es aber auch, der ihr Renommée als kritische Wissenschaft begründet hat. »Analytische Psychologie . . . (ist) die einzige, die im Ernst den subjektiven Bedingungen der objektiven Irrationalität nachforscht«, schreibt Adorno[3].

Und in der Tat sind die »subjektiven Bedingungen der objektiven Irrationalität« wichtig genug, daß man sie wissenschaftlich verfolgt und durch therapeutische, pädagogische und psychohygienische Praxis zu beseitigen sucht. Gelänge dies, so würde vernünftiges Handeln an die Stelle von irrationalen Ausbrüchen oder irrationaler Handlungsunfähigkeit treten können. Vernünftiges Handeln hieße hier zweierlei: einmal Handeln im Sinne der eigenen – und nicht im Sinne verinnerlichter fremder – Interessen, aber auch zweckentsprechendes Handeln, bei dem die emotionalen Handlungsantriebe nicht zu kurzschlüssigen Affektentladungen verleiten, sondern zum Motor eines planvollen Vorgehens im Sinne der eigenen Interessen würden. So haben sowohl W. Reich[4] vor dem Anbruch des Faschismus, als auch die Studentenbewegung Ende der sechziger Jahre die politische Aufgabe der Psychoanalyse gesehen. Psychoanalytische Klärung der subjektiven Probleme und Konflikte sollte die Arbeiter und Intellektuellen zum Kampf gegen den Klassenfeind besser rüsten, repressions-

freie Erziehung und repressionsfreies Sexualleben sollten der Entstehung der »subjektiven Bedingungen der objektiven Irrationalität« vorbeugen helfen. Daß die Versuche, die in dieser Hinsicht unternommen wurden, zumeist scheiterten oder sehr schnell an unüberwindliche soziale oder administrative Grenzen stießen, ist schon vielfach betont worden. Die gewünschte sexuelle Freiheit blieb entweder unerreichbar, weil allzuviel irrationale Ängste gegen sie mobilisiert wurden und die dilettantischen Analyseversuche der Beteiligten sehr schnell in psychologischen Terror umschlugen; oder aber, wenn sie erreicht wurde, so war mit ihr noch keineswegs das Ende irrationaler Herrschaft über die Individuen verbunden. Letzteren Sachverhalt hat Marcuse[5] – polemisch auch gegen Reich und seine Anhänger – im Begriff der »repressiven Entsublimierung« zu fassen gesucht. R. Reiche[6] ging weiter und behauptete, die sich anbahnende größere Toleranz genitalen sexuellen Betätigungen gegenüber entspringe einer perfiden Planung der Herrschenden, die jetzt nicht mehr zwangsneurotisch-anale, sondern ichschwache, sublimationsunfähige Individuen zwecks besserer Lenkbarkeit und ökonomischer Verschiebbarkeit brauche. So behauptete er, die entstehenden Sozialcharaktere seien Produkte bewußter, manipulativer Planung der Kapitalisten, einer »sexuellen Verschwörung«, wie Haug[7] seine Thesen ironisch kommentierte. Nun entstünden Sozialcharaktere nicht mehr allein, wie Reich[8], Adorno[9] und andere behauptet hatten, vermittelt über die »Agentur« der Familie, sondern auch unmittelbar über den Einfluß der Massenkommunikationsmittel und der Reklame – in einer »vaterlosen Gesellschaft« (Federn[10], Mitscherlich[11]). Damit schien der Psychoanalyse eine weitere Aufgabe auf gesamtgesellschaftlicher Ebene zuzuwachsen: den Mechanismus solcher psychologischen Manipulationen aufzuklären und zu denunzieren, und dies sowohl im Bereich der Sozialisation, also der Prägung von Charakterstrukturen und manipulationsanfälligen psychischen Dispositionen, als auch im Bereich des aktuellen Handelns und Erlebens. Die Psychoanalyse war – für die Vertreter der Frankfurter Schule – »weder als Hilfswissenschaft, noch als Rivalin«, sondern als »ihr anderer Teil« neben die »Kritik der politisch-ökonomischen Lage« getreten (Lorenzer[12]).

Zwei Thesen lassen sich also an dieser Stelle voneinander abgrenzen: die bis vor kurzem noch uneingeschränkt an der Macht befindliche Heidelberger Psychiatrieschule (Jaspers[1], Gruhle[13], K. Schneider) denunzierte die Psychoanalyse als totalitäre Herrschaftswissenschaft und gleichzeitig als wissenschaftsfeindliche Ideologie. Demgegenüber sah ein Teil sozialkritisch bis marxistisch eingestellter Psychiater, Psychologen, Soziologen und Philosophen in ihr eine Möglichkeit, die subjektiven Bedingungen irrationaler gesellschaftlicher Herrschaft aufheben zu helfen. Dabei waren Reich[14] und seine Freunde zuvörderst an einer praktisch therapeutischen

bzw. präventiven Aufhebung interessiert (deren Strategie in der Sexpol-Bewegung entworfen wurde), während es der Frankfurter Schule in ihrer praxisfernen, theoretisch-distanzierten Haltung bei der Einbringung der Psychoanalyse mehr um ein neues ideologiekritisches Werkzeug ihrer »negativen Dialektik« ging.

Die zwischen beiden Weltkriegen sich über Jahre hinziehende Diskussion über die Vereinbar- bzw. Unvereinbarkeit von Marxismus und Psychoanalyse kann hier nicht nachgezeichnet werden.[15] Sie ist aber insofern von Bedeutung, als bereits in ihr – vor allem von Reich und seinen Anhängern, aber auch vom Kreis um die *Zeitschrift für Sozialforschung* – der Kampf geführt wurde um einen eigenständigen, individual- und sozialpsychologischen Wissensbereich, der sich nicht unmittelbar aus den Kategorien der politischen Ökonomie ableiten lasse, einen Wissensbereich, der den Raum zwischen den beiden »Endpunkten: *ökonomische Struktur der Gesellschaft und ideologischer Überbau*« (Reich[16]) auszuloten und auszufüllen hätte. So bahnt sich bei den Freudomarxisten und kritischen Theoretikern eine Tendenz zur Aufteilung des Wissens über gesellschaftliche Prozesse in Politökonomie und Sexpol, Marxismus und Psychoanalyse an, der von marxistischer Seite, aber auch von der orthodoxen Psychoanalyse gleichermaßen heftig widersprochen wurde. Eine Reihe von Kompromißformeln sind aus dieser Auseinandersetzung hervorgegangen: die letzte, die unsere besondere Aufmerksamkeit verdient, ist Habermas' Dualismus von Arbeit und Interaktion[17], der damit nicht nur zwei verschiedene wissenschaftliche Zugangswege, sondern auch zwei eigenständige gesellschaftliche Handlungsbereiche unterscheidet. Wie bei den meisten solcher psychologisierenden Revisionsversuche des Marxismus wird auch von Habermas die wichtigste politökonomische Kategorie, diejenige der gesellschaftlichen Produktion, wesentlicher, ihre Dialektik fundierender Merkmale entkleidet und verarmt dadurch zu einer objektivistischen Arbeitstechnik. Diese Verdinglichung ermöglicht allerdings auch ihre Mystifizierung zum epochalen Ereignis des Spätkapitalismus. Hahn[18] hat dies im einzelnen aufgewiesen. Die der Produktion abgezogenen gesellschaftlichen Momente werden der »anderen Seite«, der Interaktion zugeschlagen, die dadurch ebenfalls eine überragende Bedeutung für Theorie und Praxis der gesellschaftlichen Entwicklung bekommt. Damit wird die Psychoanalyse zum erkenntniskritischen Instrument der Geschichte gesellschaftlicher »Interaktion«. »Die Psychoanalyse ist das einzige Beispiel einer methodisch Selbstreflexion in Anspruch nehmenden Wissenschaft«, schreibt Habermas[19].

Mit seiner Dichotomie von Arbeit und Interaktion ist Habermas objektiv in die Nähe der amerikanischen Theoretiker sozialer Interaktion wie Lewin[20] und Parsons[21] gerückt. Denn obwohl er deren Theorien erkennt-

niskritisch durchleuchtet, tut er dies ebenfalls in den Kategorien der Interaktion. Die Frankfurter Psychoanalytische Schule ist dieser Bewegung weitgehend gefolgt. Lorenzer[22] zum Beispiel bezeichnet die Psychoanalyse ausdrücklich als eine »Interaktionstherapie« im Sinne Habermas' und versucht ihr gerade durch diese Bestimmung eine eigenständige Funktion innerhalb der »kritischen Theorie« zu sichern. Dabei reformiert er sie zu einer *symbolischen* Interaktionstheorie – und im Bereich der Therapie zu einer interaktionellen Rekonstruktion der Sprachsymbolik im Unbewußten – aus der zweifellos richtigen, aber nicht sehr originellen Erkenntnis, daß erst in der sprachlichen Symbolbildung die Regungen des Unbewußten vergesellschaftet werden können. Nicht nur im Bereich der individuellen, auch im Bereich der sozialen Pathologie werden Sprachzerstörung und Rekonstruktion somit als selbständige Ebenen des interaktionellen Erleidens und Handelns relevant. Daß Lorenzer[23] hier »verzichten muß«, sich mit Lacan[24] auseinanderzusetzen, in dessen Werken manche seiner Argumente sich in nahezu identischer Form wiederfinden lassen, ist dabei wohl nicht nur eine amüsante wissenschaftsgeschichtliche Arabeske. Dieser Verzicht hängt vielmehr wahrscheinlich, wie Lorenzer auch diskret andeutet, mit der »Herrschaftsausübung der psychoanalytischen Orthodoxie« zusammen, die Häretiker wie Lacan am liebsten in »Gedächtnislöcher« verstoßen möchte, ein Vorhaben, mit dem sich Lorenzer ebenfalls diskret zu identifizieren scheint.

Bestimmte Richtungen der Psychoanalyse – bzw. hinter ihr stehende sozialphilosophische Kräfte – führen also einen ganz offensichtlich ideologischen Kampf mit der politischen Ökonomie um den vorrangigen Anspruch auf Kritik an den »bestehenden« gesellschaftlichen Verhältnissen. Die legitime, d. h. richtige theoretische Kritik befähigt aber auch, wenn sie den Mechanismus der Entstehung der herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse aufdeckt, zur Ausarbeitung von Handlungsanweisungen, die zur Veränderung und zur Verbesserung beitragen: das gilt auch für die kritische Theorie mit ihrem Rezept der negativen Dialektik bzw. der »großen Verweigerung«. Wenn das wichtigste, was kritisiert und verändert werden soll, die Herrschafts- und Autoritätsbeziehungen der gesellschaftlichen Interaktion sind, so wird es in der Praxis um ihre Aufdeckung und Veränderung gehen. »Interaktion« wird so zu einem selbständigen Thema auch der politischen Arbeit. Ihre Dynamik zielt jetzt aber nicht mehr darauf, gesellschaftliche Produktionsverhältnisse, sondern nur noch autoritäre Herrschaftsverhältnisse zu verändern oder zu stabilisieren. Und diese Herrschaftsverhältnisse konkretisieren sich jetzt ihrerseits nicht mehr in der gesellschaftlichen Produktion – in den Produktionsverhältnissen und ihren machtpolitischen Folgen –, sondern in der Sprache als dem vorrangigen gesellschaftlichen Feld der individuellen Interaktion. »Irra-

tionale« Herrschaft – so lautet die Konsequenz – kann durch Sprachzerstörung etabliert und durch Sprachrekonstruktion aufgehoben werden. Damit ist Herrschaft allerdings nicht als staatlich-administrative oder ideologische Herrschaft im Dienste der Verfügung über die Produktionsmittel, sondern als psychologische Beherrschbarkeit und die Befreiung von ihr als psychologische Befreiung, als *Freisprechen* von sprachlosem oder klischiertem Herrschaftsdruck definiert. Dieses Freisprechen geschieht dadurch, daß die seelischen – gefühlsmäßigen und triebhaften – Regungen der einzelnen sich konkret-sprachlich »vergesellschaften«. Man spricht zusammen darüber – über die Autoritätsbeziehungen – und lernt seine Empfindungen und die der anderen dabei überhaupt erst richtig kennen. Dazu ist eigens ein Wissenschaftszweig mit dazugehörigen Institutionen ausgebildet worden: die psychoanalytisch orientierte Gruppendynamik, die in Form von Laboratorien und arbeitsbegleitenden Institutionsberatungen bereits ein gewisses Organisationsniveau erreicht hat.

Was ist nun die politische Funktion dieser »gesellschaftlichen Praxis«?
Die gruppendynamische Literatur ist inzwischen unübersehbar geworden. Der Ausgangspunkt unserer Überlegungen dazu soll deshalb eine ganz banale Tatsache bilden, daß offensichtlich eine lebhafte Nachfrage nach gruppendynamischen Veranstaltungen besteht. Damit ist nicht einfach das – wie auch immer zustandegekommene – Bedürfnis nach ihnen gemeint, sondern vielmehr die Bereitschaft, für sie auch zu bezahlen. Es existiert für sie also ein Markt. Wer sind die Klienten – diejenigen, die die Einrichtung der »Labs« und die Honorare der Trainer bzw. Institutionsberater finanzieren? Überblickt man die Lage in den angelsächsischen Ländern sowie in der Bundesrepublik, so kann man zwei hauptsächliche Geldgeber unterscheiden: erstens die Industrie, die die Teilnahme ihrer leitenden und mittleren Führungskräfte zumindest subventioniert, wenn nicht ganz dafür aufkommt, und zweitens die »öffentliche Hand«, d. h. der Staat, die Länder und Kommunen als die wichtigsten Arbeitgeber öffentlicher Dienstleistungsbetriebe. Was bringt sie dazu, zu bezahlen? Man wird annehmen können, daß sie in der Gruppendynamik ein Instrument sehen, das einmal im Interesse der Unternehmer bessere Kooperationstechniken im Rahmen der zunehmenden Arbeitsteilung und Kapitalkonzentration zu entwickeln hätte – indem es Reibungsverluste verringert und somit zur intensiveren Kapitalverwertung beiträgt – und zum anderen im Interesse des Staates die Funktion des Verwaltungs- und Dienstleistungssektors effizienter gestalten soll. Die verschiedenen Momente dieser Effizienz im Verwaltungs- und Dienstleistungssektor können hier nur angeschnitten werden: bessere Krankenversorgung im Dienste wirksamerer Wiederherstellung der Arbeitskraft, bessere Schul- und Aus-

bildung im Dienste zunehmender Qualifizierung dieser Arbeitskräfte, zweckmäßigere Organisation schließlich der Produktionskraft Wissenschaft selbst. Ein weiteres Motiv sowohl für die Wirtschaft als auch für die öffentliche Hand – allerdings ein minder wichtiges, wie wir glauben – mag die Sorge um eine größere subjektive Zufriedenheit der Betroffenen sein. Seine andere Seite ist aber gerade die Verringerung von Reibungen und damit die größere Produktivität bzw. Effizienz. Zusammenfassend darf man sagen, daß das Geld für die gruppendynamischen Veranstaltungen von den Unternehmern ausgegeben wird zum Zwecke unmittelbarer intensiverer Kapitalverwertung, vom Staat jedoch zum Zwecke sozial-, gesundheits- oder bildungspolitischer Herrschaftssicherung. Daß linke Institutionsberater dabei proklamieren, es gehe vor allem um Unterstützung von Gruppen in »strukturell ungünstiger Lage«[25] – etwa Assistenten, Pfleger im Krankenhaus, Schüler oder Studenten –, die versuchen, Veränderungen durch einen Machtkampf »von unten« zu initiieren, ist zweifellos begrüßenswert. Es sollte diese Berater aber nicht von der Frage entbinden, wer dafür bezahlt, wenn sie Wert darauf legen, ihre eigene Rolle dabei durchsichtig zu machen. Denn der Wert größere Autonomie stimulierender, größere Sensibilität erzeugender Ergebnisse gruppendynamischer Techniken sollte nicht naiv hingenommen werden. Es ist nämlich ein Unterschied, ob demokratische Entscheidungsdelegation (statt bürokratischer Zentralisierung), ob Kooperation (statt Nebeneinanderherarbeiten), ob Autonomie und Mut zu verantwortlicher Entscheidung (statt Abschieben der Zuständigkeiten) und Kritik (statt blinder Ausführung von Befehlen) nur im Interesse der Kapitalverwertung (weil so der Laden im Zeichen der technisch-wissenschaftlichen Revolution besser läuft) und der Herrschaftssicherung angestrebt werden, oder ob die Betroffenen (die Arbeiter und Angestellten, die Pfleger, Ärzte, Schüler, Studenten und Patienten) sie sich selbst erkämpfen mit dem Ziele einer von »unten« bis zur Unternehmens- bzw. Institutionsspitze reichenden, durchgehenden Mitbestimmung nicht nur an den Mitteln, sondern auch an den Zwecken der Einrichtungen, in denen sie tätig sind. Dieser Unterschied wird sich zumeist durch die Art der Geldgeber und der Organisatoren ausweisen: sowohl für die Trainer und Berater, als auch für die Teilnehmer. Solche Überlegungen schließen natürlich nicht aus, daß gelegentlich auch einmal die Nutzung unternehmerischer Geldmittel oder Interessen möglich ist – doch tut man gut, diese Möglichkeiten nicht zu überschätzen, wenn man sich keiner nachträglich rechtfertigenden Selbsttäuschung hingeben will.

Über die gesellschaftliche und politische Funktion der Gruppendynamik sind Horn[26] und Brocher[27] – ohne übrigens auf das Problem der Finanzierung eingegangen zu sein – in eine polemische, von der Redaktion des

Arguments kommentierte Auseinandersetzung geraten. Brocher vertritt hierbei eine wertneutrale, angeblich unideologische (d. h. in Wirklichkeit im Sinne der kapitalistischen Interessen »funktionale«) Gruppendynamik, Horn hingegen eine linke, kritisch orientierte Spielart. Daß die von Brocher[28] vertretene Gruppendynamik auf herrschaftskonforme Anpassung zielt, geht aus seinen eigenen Äußerungen in wünschenswerter Klarheit hervor.[29] Aber auch Horn bleibt der Unterscheidung von Arbeit und Interaktion, die von der Kritischen Theorie etabliert wurde, verhaftet. Gerade in dem Versuch, durch gruppendynamische Veranstaltungen zur politischen Bewußtwerdung beizutragen, zeigt sich die Konsequenz der begrifflichen Dichotomie von Arbeit und Interaktion fast noch deutlicher als bei der programmatischen Entpolitisierung des Interaktionsbereiches bei Brocher. Während der Begriff der Produktionsverhältnisse die Stellung der einzelnen Klassen zu den Produktionsmitteln mitimplizierte und auch bei weiteren Differenzierungen die Klassenlage bis in die konkreten Arbeits-, Familien- und Nachbarschaftsbeziehungen erkennbar blieb, verflüchtigt sich der Zusammenhang mit den Verhältnissen der gesellschaftlichen Produktion, sobald nur Gruppenbeziehungen und ihre »Interaktionsformen« zu selbständigen und abstrakten Grundbegriffen des gesellschaftlichen Verhaltens erhoben werden, denen man die Klassenlage und die Realsituation bestenfalls als akzidentelle Attribute anfügen kann. Das genau tun aber Horn und die »kritischen« Gruppendynamiker. Dabei hilft die – gleichsam als Nebenprodukt erreichte – Bewußtmachung gesellschaftlicher Unterschiede, d. h. der Klassenlage und der institutionellen Grenzen von Veränderungen, in einer auf bessere Kooperation und mehr Sensibilität abzielenden gruppendynamischen Veranstaltung nicht unbedingt weiter. Auch Horn tut so, als ob »Sensibilität«, »Kooperationsfähigkeit« und Bewußtheit Werte an sich wären – ohne zu fragen, wie sie errungen wurden und worauf sie sich beziehen. Gleichzeitig muß auch bedacht werden – und Horn deutet dies als eine mögliche Gefahr selber an –, daß bei der Erfahrung von Autorität innerhalb einer abstrakten Gruppe (zum Beispiel in einem Trainingslaboratorium) die dabei deutlich werdenden Konflikte nicht als Klassenkonflikte, sondern nur als psychologisierte Herrschaftskonflikte – als »Gefühle« der Unterdrückung – erlebt und gedeutet werden, letztlich also ebenfalls als Interaktionsphänomene. Daß auch sie »gesellschaftlich bedingt« sind, verarmt dabei zu einem abstrakten – d. h. gerade von der Interaktion befreiten – Wissen von verdinglichten »objektiven« Verhältnissen. Ich sehe nicht recht, wie dies durch »kritische Bewußtmachung« im Interaktionsprozeß selbst zu vermeiden wäre. Solange eine Gruppe keine einheitliche, klassenbedingte politische Zielsetzung besitzt, werden sich bestimmte, innerhalb von »Interaktionen« auftretende Konflikte, Spannungen, Affekte und Gefühle kaum als private

bzw. »interaktionsbedingte« identifizieren und – im Gegensatz zu »institutionsbedingten« bzw. von unmittelbar divergierenden Klasseninteressen hervorgerufenen – erfahren lassen. Das bedeutet aber, daß man den Interaktionsbereich gerade nur dann als relativ eigenständigen abgrenzen kann, wenn die »Interaktion« innerhalb einer Gruppe mit gleichen Klasseninteressen abläuft, d. h. gerade nur dann, wenn die Gruppenmitglieder im gleichen unmittelbaren und konkreten Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Produktion stehen. Dies wäre etwa in gewerkschaftlichen Betriebsgruppen der Fall. In klassenmäßig divergierenden Gruppen dürfte hingegen auch eine kritisch orientierte Gruppendynamik unvermeidlich zu einer Verwirrung nicht nur der Begriffe führen, sondern auch der subjektiven Erfahrungen, an die diese Begriffe angelegt werden. Diese Verwirrung der Begriffe und Gefühle aber wird ihrerseits – ob es ihre kritischen Initiatoren wollen oder nicht – in den Dienst der Herrschaft des Kapitals gestellt werden können. Dies kann auf sehr verschiedene Art und Weise geschehen – die harmloseste davon bestünde darin, daß abstrakt (d. h. von den gesellschaftlichen Verhältnissen absehend) formulierte Konflikte einen neuen Markt eröffnen.

Aus dem Gesagten ergibt sich aber noch eine weitere Frage, die ebenfalls von der *Argument*-Redaktion angeschnitten wurde: ob von der politischen Arbeit abgetrennte Gruppen und interaktionsdynamische Veranstaltungen diese Arbeit nicht eher behindern, statt sie zu erleichtern. Daß dies bei den meist – politisch wie psychologisch – dilettantischen Versuchen der Kommunen und Wohngemeinschaften der Studentenbewegung bisher der Fall war, ist alleine kein Beweis dafür, daß psychologische Klärungsprozesse die politische Arbeit zwangsläufig aufhalten müssen. Eine begleitende, von Fachleuten unterstützte und politisch solidarische gruppendynamische Klärung von seelischen Problemen, die während der politischen Arbeit auftreten, könnte ein durchaus sinnvolles Unterfangen sein. Wichtig dabei ist nur, daß die Organisationsstruktur, die Ziele und aktuellen Aufgaben des Kollektivs als Rahmen präsent bleiben – ja, daß diese es sind, von denen her ein privater »Interaktionskonflikt« oder ein »Rollenkonflikt« überhaupt als solcher identifiziert wird. Ebenfalls wäre anzuraten, die Ansprüche an das gruppendynamische Verfahren nicht zu überziehen und als »Indikation« nur solche privaten und »Rollen«-Konflikte anzuerkennen, die durch einfache Aussprachen nicht zu beheben sind und die politische Arbeit durch stets wiederholtes Auftreten unmäßig erschweren. Dabei wird es darauf ankommen, daß die genannte Begrenzung der Ziele von vornherein klarsteht und keiner sich von den Sitzungen eine vollständige therapeutische Klärung privater psychischer Schwierigkeiten verspricht. Es ist allerdings die Frage, wieweit sich eine solche Zurückhaltung mit der analytisch geforderten Offenlegung der eigenen Gefühle ver-

binden läßt. Hier müßten einfach noch weitere Erfahrungen gesammelt werden. Eine andere Frage ist, ob solche politisch sachbezogenen »Interaktions«-Analysen von Kollektiven noch mit dem Begriff der »Gruppendynamik« zu fassen sind.

Die linken Spielarten der Psychoanalyse wurden an den Anfang dieser Überlegungen über ihre herrschaftswissenschaftliche Funktion gestellt, weil in sie von manchen linken Gruppen besonders viele Hoffnungen investiert worden sind. Gerade diese Spielarten haben – wohl mehr ungewollt als gewollt – die Psychoanalyse in den Dienst einer idealistischen Interaktionstheorie gestellt, die auch eine ideologische Funktion ausübt: die Zurückführung sozialer Konflikte, die nur im konkreten Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Produktion faßbar werden, auf eine abstrakte Addition von objektiv technologischen Notwendigkeiten und abstrakten gruppendynamischen Prozessen als »Interaktionen«. Gerade durch diese Festlegung der psychischen Vorgänge auf Interaktionen und der Psychologie auf Interaktionskritik wird ihre Indienstnahme für unmittelbare politische Arbeit und damit für den gesellschaftlichen Fortschritt blockiert. Diese Ideologie ersetzt eine inzwischen obsolet gewordene andere, die gesellschaftliche Konflikte auf *individuelle* unbewußte Prozesse zurückzuführen versuchte: danach erschien das Kapital als »Funktion unbewußter Schuldgefühle«, die Polizei als Funktion sadistischer Regungen der Polizisten (Laforgue[30]), der Krieg als Folge individueller, unbewußter Aggressivität (Merloo[31], Glover[32]). Im gleichen Zusammenhang beschrieb Kolnai[33] den Anarchismus als Reggression auf »Brüderlichkeit« angesichts verdrängten Vaterhasses und verdrängter libidinöser Regungen gegenüber der Mutter, während der Kommunismus seiner Meinung nach erklärt werden muß als Produkt »einer sozialen Regressionstendenz in Richtung der Mutter, durch den primitiven Vater hindurch, im Angriff auf die heutige, viel sublimiertere Äußerung der Vaterimago«. Solche Deutungen sind inzwischen obsolet und lächerlich geworden. Später führte Sullivan[34], entsprechend seiner ich-psychologischen Angst/Sicherheit-Dichotomie, die »Lösung von früheren Bindungen« bei Linken auf das Erleiden »großer Unsicherheit« zurück und bescheinigte den Menschen, die sie voliziehen, sie verhielten sich »außer im Umgang mit ihren radikalen Genossen« so, als hätten sie »den psychopathischen Persönlichkeitstyp erworben«. Horns Behauptung[35], die Ich-Psychologie verhindere die es-psychologische Fehldeutung sozialer Institutionen aus unbewußten Triebbedürfnissen, wie wir sie bei Kolnai, Glover, Laforgue und Merloo beschrieben hatten, verliert also trotz ihrer formalen Richtigkeit einiges von ihrer politischen Bedeutung, wenn man in Rechnung stellt, daß nach den Ich-Psychologen zwar die sozialen Institu-

tionen als objektive Realität wieder anerkannt werden, hingegen die Angriffe gegen sie weiterhin psychologisierenden Deutungen – nun aber aus der Dimension des »ichgerechten« Bedürfnisses nach Sicherheit und Anerkanntsein – ausgesetzt sind. Lacans These, die amerikanische Ich-Lehre im Gefolge Hartmanns[36] sei nichts anderes als eine Ideologie des »free enterprise«, die auf anpassende Triebmodellierung hinausläuft, verdient also eine ernsthafte Überlegung. Allerdings bleiben seine eigenen Lösungsversuche, das »Ich« (als intrapsychische Agentur nicht der Realität, sondern ihrer machtpolitisch erzwungenen ideologischen Verdinglichung zur bestehenden kapitalistischen Konkurrenzwirtschaft) durch den Begriff des »Subjektes« zu ersetzen, fraglich, solange dieser Begriff nicht selber in seinem gesellschaftlichen Zusammenhang konkreter bestimmt wird. Immerhin ergeben seine Lehre der Vergesellschaftung des Unbewußten – nach Lacan der Ort des Subjektes – in den Symbolen der Sprache und Kultur sowie die daraus erwachsende Unterscheidung von »desir«, »besoin« und »demande« einige Ansatzpunkte für eine gesellschaftlich orientierte psychoanalytische Klärung von unbewußten privaten und Rollenkonflikten, auf die Lorenzer – allerdings unter vielen Mißverständnissen – schließlich auch teilweise zurückgreift.

Die Psychologisierung sozialer Probleme, sei sie mit Hilfe von es- oder ich-psychologischen Kategorien durchgeführt, kann aber über die Neutralisierung der Klassengegensätze und die Blockierung des politischen Handelns noch andere ideologische Ziele verfolgen – nämlich das Zum-Verschwinden-Bringen politischer Probleme als solcher. Das braucht nicht dadurch zu geschehen, daß, wie dies bei Kolnai, Laforgue, Merloo der Fall war, die Eigenständigkeit des gesamten Bereiches sozialen oder politischen Handelns einfach geleugnet wird. Man kann diesen Bereich auch an den Rand des wissenschaftlichen Gesichtsfeldes drängen. Der Gegenstand dieses Handelns ist ja die Realität: es sind die wirklichen Verhältnisse, in denen die Menschen leben. In welcher Form kommen diese wirklichen Verhältnisse in der psychoanalytischen Theorie und Praxis vor? In Form der Außenwelt, wäre die erste Antwort, der ja auch eine psychische Instanz, das Realitätsprinzip, entspricht. Diese Außenwelt, die vom Realitätsprinzip intrapsychisch repräsentiert wird, ist aber nicht die Außenwelt in ihren wirklichen objektiven Strukturen. Sie besteht vielmehr aus den sozialen Erwartungen, die von der jeweiligen Gesellschaft und ihren Institutionen in das Verhalten des einzelnen gesetzt werden: aus dem Spektrum der von ihr angebotenen sozialen Rollen, die ihrerseits (aber gerade dies bleibt außerhalb der Betrachtung) durch die Produktionsverhältnisse formuliert und artikuliert sind. Für die psychoanalytische Theorie Freuds also ist diese Außenwelt mit ihren sozialen, legalen und religiösen Institutionen – und darin lag einmal eine kritische Spreng-

kraft – gerade nicht Summe und Ergebnis objektiver Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Lebensbewältigung, zu der sie später die funktionalistisch-kulturalistischen Schulen der Psychoethnologie (Malinowski[37], Mead[38], Erikson[39]) gemacht haben, sondern eine kollektive Projektion intrapsychischer Bedürfnisse und ihrer Abwehr, die in der Kindheit der Gesellschaftsmitglieder entstanden sind. Diese verwandeln sich schließlich in soziale Erwartungen. So konnte Freud die Religion als eine kollektive Neurose und die Kultur als ein Produkt der Triebversagung bezeichnen. In diesem Vorgang kritischer Entschleierung der »wirklichen« Realität entglitt diese aber jedesmal dem Zugriff psychoanalytischer Forschung immer weiter fort in die Vergangenheit. Es sei erinnert an Freuds Forschungen über die Hysterie, als er feststellen mußte, daß die zunächst von ihm als verdrängte Krankheitsursache vermuteten traumatischen sexuellen Erfahrungen seiner Patienten sich oft gar nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in deren Phantasie abgespielt hatten. Schließlich konnte dann ein Teil dieser »Realität« in der ödipalen Situation festgemacht werden. Andere Forscher sahen die ödipale Situation bereits durch noch frühere Kindheitserlebnisse präformiert, und Rank[40] gelangte schließlich zum Begriff des Geburtstraumas. Der Ödipuskomplex selber bedurfte aber noch einer Zurückführung, die die These begründen sollte, daß er bei allen Kulturen der entscheidende Knotenpunkt sei, der die weitere seelische Entwicklung präge. Zu diesem Zwecke stellte Freud schließlich in *Totem und Tabu* den Mythos der Urhorde mit Vatermord und Inzest vor.

Bei Freud ist die Tendenz deutlich, die wirkliche Realität in die fernste Vorgeschichte – der menschlichen Gattung des Individuums – zu verlegen. Damit wird sie aber zugleich aus der Gegenwart wegeskamotiert. Die aktuelle Gegenwart mit ihrem Realitätsanspruch ist nur realisiertes Phantasma, in soziale Institutionen, Gesetze, Moral und Religion geronnener kollektiver Wahn, zwar auf dem Boden einer wirklichen Geschichte entstanden, aber einer solchen, die selbst erst dem Vergessen entrissen werden muß. Freud hat Teile dieses Wahns als Kultur durchaus bejaht und mit dem Realitätsprinzip konsequenterweise diejenige psychische Instanz bezeichnet, die darauf abzielt, das menschliche Erleben und Handeln auf diese »soziale« – durchaus sekundäre und künstliche – Wirklichkeit zu beziehen. Deshalb mußten Versuche der Veränderung dieser phantasmatischen Wirklichkeit auch in den Verdacht geraten, ihr gegenüber, die selber ja als ein Versagungsprodukt von Triebbedürfnissen definiert worden war, »chaotische«, libidinöse oder aggressive Triebbedürfnisse zur Geltung zu bringen. Diese Bedürfnisse verfielen dann – ebenso wie kollektive psychische Bildungen in Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Realitätsprinzip, die sogenannten Sozialcharaktere – der psychoanalytischen Deutung, wobei je nach Wunsch die kollektive soziale »Wirklichkeit«

trotz ihres prinzipiell ebenso phantasmatischen Charakters als »objektive« Realitätsebene in Anspruch genommen werden konnte, von der her Veränderungsversuche als »Realitätsverzerrungen« oder »Ausagieren« von neurotischen Konflikten denunziert werden konnten. Es liegt also, glaube ich, auch am vorzeitlichen Realitätsbegriff der orthodoxen Psychoanalyse, daß es kaum möglich ist, so etwas wie »Interaktion« im Zusammenhang mit der gegenwärtigen ökonomischen Wirklichkeit, den Produktionsverhältnissen nämlich, zu sehen und daraus ihre jeweilige politische Funktion zu bestimmen. Dieser vorzeitliche, archäologische und damit kaum faßbare Realitätsbegriff ermöglicht es aber auch, Deutungen individuellen und sozialen Verhaltens ganz den jeweiligen ideologischen Bedürfnissen anzupassen.

Marcuse hat nun gezeigt, daß gerade der Biologismus Freuds und seine Zurücknahme der Realität auf die früheste Vergangenheit der menschlichen Gattung das Potential für die Kritik der gegenwärtigen Verhältnisse, aber auch der sogenannten »kulturellen«, scheinbar »ewigen« Werte, wie Religion und Moral, ermöglicht hat. In welchem Zusammenhang diese »Werte« mit der Klassengesellschaft stehen, blieb der psychoanalytischen Theorie dabei zwangsläufig verborgen. Ihre Revision in den Vereinigten Staaten durch die Kulturalisten und »interpersonalen« Theoretiker – Sullivan[34], Horney[41] u. a. –, das hat ebenfalls Marcuse[42] deutlich gemacht, erhob die Kultur und damit das jeweilige soziale Gefüge zu einer mehr oder weniger normativ verstandenen Wirklichkeit. Die Realität kehrte also in die Gegenwart zurück – aber nun im verdinglichten Gewande der jeweils bestehenden Verhältnisse. Diese gaben den Rahmen für die im jeweiligen gesellschaftlichen System mit seinem Repertoire an sozialen Rollen ablaufenden individuellen Interaktionen ab. Vor diesem Hintergrund wurde nunmehr Verhalten und Erleben von Einzelnen oder von Gruppen zum Objekt psychoanalytischer Deutungen. Kam es zu einer Identifikation mit dem sozialen System und seinen Rollen – über ein System von Rollen (»Bifurkation« nach Parsons[43]) –, so war die Integration der Triebkräfte und der Überich-Ansprüche in die »soziale Realität« gelungen: das Individuum bewies damit seine »Ichstärke«, die besonders dann honoriert wurde, wenn in einem innovatorischen Prozeß weitere Rollenbifurkationen vom Individuum geleistet wurden, d. h. wenn es diesem gelang, das soziale System »fortschrittlich« und widerspruchsfrei weiterzuentwickeln. Verhalten, das sich in das kulturelle System – d. h. auch in die in ihm angelegten Innovationsmöglichkeiten – nicht ohne weiteres einfügen ließ, mußte als Folgewirkung von nicht integrierten Anteilen der Person – Triebstrebungen und ihre Abwehrformationen bzw. unbewilligte Angst und übertriebene Sicherheitsbedürfnisse – erklärt werden. Rebellion – in welcher Form auch immer – verfiel den Kategorien

psychoanalytischer Pathologie. In diesen Zusammenhang gehört auch die psychoanalytische Dichotomie von »Verarbeiten« versus »Ausagieren«. *Verarbeiten* würde es-psychologisch die Archäologisierung der sozialen Konflikte bedeuten, ich-psychologisch ihre Klärung durch Integration in die »bestehenden« Verhältnisse, einschließlich ihrer systemkonformen Innovationsmöglichkeiten, und zwar beide Male auf dem Wege der »Sprachrekonstruktion«. Demgegenüber wird das *Ausagieren* – französisch noch plastischer »passage à l'acte« genannt – von der psychoanalytischen Theorie als pathologisch geächtet. Wenn mit Ausagieren die unmittelbare Umsetzung der Konfliktspannung in ungezielte, aggressive Affektentladung gemeint ist, behält das Pejorative dieses Begriffs einen Sinn – nämlich denjenigen der sinnlosen und anarchischen Verweigerung vergesellschaftender sprachlicher Formulierung. Für viele Psychoanalytiker (wie z. B. Sullivan) ist aber jedes systemverändernde Handeln – und oft bereits unkonformes, die überlieferte Rollenbeziehung durchbrechendes Reden – per se schon mit Ausagieren identisch, – auch dann, wenn ihm eine Entzifferung der Konfliktspannung und der daraus erwachsenden Handlungsanweisungen vorauslaufen. Dies zeigt sich auch im Umgang mancher Analytiker mit ihren Analysanden. Wie empfindlich Psychoanalytiker auf eine Umkehr ihrer Rollenbeziehung zu ihren Klienten reagieren – d. h. auf die Tatsache, daß man ihnen selber nun mit Deutungen begegnet und sie nicht mehr vorbehaltlos als Repräsentanten des Realitätsprinzips anerkennt –, zeigt die von Sartre[44] veröffentlichte Tonbandniederschrift »Der Narr mit dem Tonband oder die psychoanalysierte Psychoanalyse« (siehe unten S. 27 ff.). Der von seinem Klienten – ironisch – psychoanalysierte »Therapeut« wußte keine andere Hilfe, als dessen psychoanalytischen Deutungen durch Herbeirufen der Polizei ein Ende zu bereiten.

»Erkenntniskritisch« gerechtfertigte Eskamotierung der Wirklichkeit in die Vorgeschichte sowie die Forderung nach innen gerichteter »Verarbeitung« von Konflikten, die mit der Denunzierung von konkreten Wirklichkeitsbestimmungen als »Rationalisierungen« und von allen systemverändernden Handlungen und Reden als »Ausagieren« einhergehen, sind also einige der vorläufig bestimmbaren ideologischen Herrschaftstechniken der Psychoanalyse. Ihre Folge ist auch in der sozialen Praxis ein Auseinanderfallen von Sprache und Handlung. Was innerhalb der analytischen Kur gelegentlich gerechtfertigt sein mag – die Ausklammerung der Wirklichkeit des täglichen Lebens des Patienten aus der therapeutischen Sorge des Analytikers –, wird fatal, wenn es, bewußt oder unbewußt, zu einer generellen sozialen Moral hypostasiert wird. Die Rede – auch die kritische Reflexion – verliert dann ihren Bezug zur verändernden Handlung, und

die Handlung wird zu einem sprachlosen oder klischéebeladenen Aktionismus. Genau das aber ist tatsächlich einem Teil der Studentenbewegung geschehen – es wäre zu untersuchen, ob es derjenige ist, der von der Kritischen Theorie und der ihr nahestehenden kritischen Psychoanalyse ideologisch geprägt worden war.

Eskamotierung der Wirklichkeit kann aber über solche allgemeinen ideologischen Absichten hinaus auch ganz bestimmte politische Einzelziele verfolgen. Kolnais und Sullivans Versuche, auf diese Weise die Diffamierung der Anarchisten, Kommunisten und übrigen »Rebellen« zu erreichen, sind ja schon kurz erwähnt worden. Aktueller allerdings in dieser Hinsicht sind die Arbeiten von Walter H. Slote[45] von der Columbia-Universität in New York. Ihm ging es darum, die Entstehung des revolutionären Bewußtseins im Auftrag einer von der US-Regierung bezahlten Forschungsfirma, Simulmathics, zu untersuchen. »Soziale Faktoren . . . die aus den Menschen dort Revolutionäre machen« waren für Slote dabei »ein Problem außerhalb der Zielsetzung unserer Studie«. Seine Aufgabe war es lediglich, »psychologische Phänomene zu bewerten«. Damit war die Wirklichkeit für Slote, einen Psychoanalytiker Sullivanscher und Frommscher Prägung, zwar nicht in die Vorgeschichte, aber in einen anderen Zuständigkeits- und Verantwortungsbereich abgeschoben, um dessen Bearbeitung er sich selbst nicht mehr zu kümmern brauchte. Es ging ihm also nicht um die philosophische, sondern um die praktisch-institutionelle Abstrahierung von »Interaktionsphänomenen«, die nun teils es-psychologisch, teils ich-psychologisch erklärt werden konnten. Auf diese Weise kam er zu dem »Ergebnis«, die »Dreiheit von verschobenem Elternhaus, ungelösten Abhängigkeitsbedürfnissen und Geschwisterrivalität konstituiere den psychologischen Kern des Anti-Amerikanismus in Vietnam«.

Seine »Quellen« sahen dabei folgendermaßen aus: die Wut eines buddhistischen Studenten über einen Stromausfall, den dieser auf Überlastung des Netzes wegen allzuvieler Klimaanlagen der US-Besatzungskräfte zurückgeführt hatte, deutete Slote aus der Tatsache, daß im Interview zuvor vom Vater des Studenten die Rede gewesen war, den dieser haßte, mit dem er nun aber – Slote zufolge – den amerikanischen Gesprächspartner identifizierte. »Er ging soweit, buchstäblich zu sagen, kein Amerikaner dürfe sich in vietnamesischen Städten aufhalten, sie sollten an die Front und zwischendurch in isolierte Enklaven. So entwickelte er seine Anklage, bis sie jeden Schein der Logik verloren hatte.«

Man könnte meinen, ein derartiger Unfug bedürfe keines weiteren Kommentars und es handle sich hier um eine vereinzelte Entgleisung. Derartige wissenschaftliche Verblendungen sind aber häufiger, als man glaubt. »Auf einer Tagung, die kürzlich von einer amerikanischen Stiftung veranstaltet wurde . . ., wurden – ›streng vertraulich‹ – psychiatrische Portraits der

gegenwärtigen chinesischen Führer herumgereicht, die diese als Paronoiker beschrieben. Auf diese Weise wurde ›wissenschaftlich‹ demonstriert, daß man von einem Paranoiker nur Furchtbares und Bedrohliches zu erwarten habe. Hier und da fiel die Bemerkung, daß die Anwesenheit von US-Truppen rund um China nicht gerade als ein Freundschaftsbeweis der Amerikaner gegenüber dem chinesischen Volk gelten könne. Das wurde jedoch als Propaganda zurückgewiesen.«[46] Auch psychiatrische bzw. psychoanalytische Deutungen der Studentenbewegungen ähnlichen wissenschaftlichen Niveaus wurden verschiedentlich gegeben, z. B. von M. Pohlen in der *Psyche*. Diese Art Wissenschaft fand durchaus ihre Abnehmer. Denn ebenso wie die Eskamotierung der Realität in die Vorgeschichte und ihre Ideologisierung zur »Kultur« erfüllt auch die pragmatisch-arbeitsteilige Abtrennung eines selbständigen psychischen Wirklichkeitsbereiches, bei dem es dem Analysanden nur auf eine abstrakte »innerseelische« Realität von Gefühlen, Empfindungen, Affekten, Phantasmen und archaischen Szenen ankommt, eine herrschaftssichernde ideologische Funktion. Ihre andere Seite ist nämlich – im Falle Slote – die ebenfalls pragmatische Verselbständigung der US-Politik und Kriegstechnik zu einer eigenen objektiven Notwendigkeit mit eigenem Zuständigkeitsbereich, den die psychischen Folgewirkungen – d. h. auch die Leiden der Menschen – nichts anzugehen brauchen. Was hier nicht nur allgemein verdunkelt, sondern durch Eingrenzung in selbständige (später allenfalls additiv miteinander verbundene) Sach- und Wissensgebiete isolierter Verantwortlichkeit unkenntlich gemacht werden soll, ist natürlich die US-Aggression in Vietnam – einschließlich einzelner konkreter US-Kriegsverbrechen – und der dadurch notwendig gewordene Unabhängigkeitskampf der Vietnamesen zusammen mit seinen der Wirklichkeit entsprechenden Gefühlen und Leidenschaften.

Solche pragmatischen Verselbständigungen von Sach-, Wissens- und Handlungsbereichen (man könnte hier auch sagen: von »Arbeit«) – dem Krieg und den Polizeitechniken – und »Interaktion« – den »Gefühlen« der von Slote verhörten Gefangenen und Rebellen – haben die USA in Vietnam zur Perfektion entwickelt. Dies geht u. a. auch aus den Protokollen der Internationalen Kommission zur Untersuchung der US-Kriegsverbrechen in Oslo (20. bis 24. 6. 71) deutlich hervor. So kann zum Beispiel S. Huntington die Ausbombung und Zwangsevakuierung der vietnamesischen Landbevölkerung als fortschrittsträchtige »Urbanisierung« analysieren, so kann ein »Phoenix«-Agent, der Verdächtigenlisten zusammenstellt, sich der Illusion hingeben, die Polizei werde Schuldige und Unschuldige voneinander trennen und nicht einfach alle ermorden, so kann der folternde Verhörsoffizier meinen, er bekomme überhaupt nur Schuldige vorgeführt. Ein Pilot kann sich einbilden, seine »Koordinaten«

seien wirklich geprüfte militärische Ziele, der Beobachter, der sie als verdächtig ausgemacht hat, der Divisionsstab werde schon zu klären wissen, was sich dort verbirgt. Dies sind zwar Beispiele aus einem ganz anderen Bereich. Man könnte versuchen, diese Vorgänge unter dem Stichwort Arbeitsteilung zu fassen. Jedoch nicht die Arbeitsteilung als solche, sondern die »technologische« Isolierung jedes einzelnen Wissens- und Handlungsbereiches aus seinem gesellschaftlichen und politischen Zusammenhang in völlig geschiedene Verantwortungs- und Zuständigkeitsbereiche von Arbeitstechniken erfüllt hier die ideologische Funktion einer technologisch-bürokratischen Verdrängungshilfe. Genauer gesagt: die psychologische Operation der Verdrängung wird durch die Bestimmung der Arbeit als eines Spektrums von nur fachbezogenen Arbeitstechniken, des Krieges als einer Summe von spezialistisch bearbeiteten Kriegstechniken auf der einen Seite, der Gefühle, Leidenschaften und Affekte, die dabei entstehen, als »Interaktion« auf der anderen überflüssig; sie ist in das System der spätkapitalistischen Organisation sozusagen schon hineininstitutionalisiert.

Für unser Beispiel heißt das aber, daß mit der Psychoanalyse, wie sie nicht nur von Slote verstanden wird, ein besonderer Zuständigkeitsbereich für die Konflikte und Leiden geschaffen wird, derjenige der »Interaktion«; dadurch wird es nicht nur möglich, die wirklichen Ursachen dieser Konflikte und Leiden wissenschaftstheoretisch und institutionell auszublenden, sondern auch, nun vom subjektiven, menschlichen Faktor unbelastet, Techniken zu deren Verewigung zu entwickeln: z. B. die Technik des elektronischen Schlachtfeldes oder der Entlaubung in Indochina. Die spätere additive Zusammensetzung zweier Abstrakta – der seelischen Prozesse und ihrer objektivistisch verdinglichten Spezial-Ursachen, für die niemand einzelnes verantwortlich gemacht werden kann – ändert daran nicht so sehr viel. Sie kann dann allenfalls einen moralischen Appell implizieren, »die Verhältnisse« zu bessern, oder aber, sich der »großen Verweigerung« anheim zu geben, nicht jedoch, konkrete Handlungsanweisungen zu entwickeln für eine bestimmte reale Situation, die Leiden verursacht oder Leidenschaften weckt. Solche Handlungsanweisungen zu verhindern, ist also das Ergebnis dieser neuen Form der Eskamotierung der Wirklichkeit, die Arbeits- und Kriegstechnik ebenso wie ihre seelischen Folgen aus dem politisch-ökonomischen Zusammenhang, in den sie – auch als arbeitsteilige – eingebettet sind, löst und pragmatisch in voneinander unabhängige Sektoren isoliert. Nur die Einbeziehung jeden konkreten Schrittes der Praxis und der Analyse in den gesellschaftlichen Zusammenhang, um daraus konkrete Handlungsanweisungen für einen gemeinsamen Kampf im Namen der Humanisierung der menschlichen Daseinsbedingungen zu gewinnen, kann gegenüber solchen Versuchen der

Aufsplitterung ein politisches Verhalten gegenüber der Wissenschaft als Produktivkraft und als potentielle Ideologie sein. Dabei ist es nützlich, den Fortschritt einer Wissenschaft stets kritisch im Zusammenhang mit ihrer Finanzierung zu sehen, d. h. mit ihren Geldgebern, weil daraus manchmal auch ihre gesellschaftlichen Ziele deutlich werden. Darüberhinaus sollten ihre Ergebnisse und Absichten – in jedem einzelnen Fall – in konkrete Beziehung zur gesellschaftlichen Lage gebracht werden, d. h. sie sollten daraufhin überprüft werden, wieweit sie den Interessen der Lohnabhängigen nützen und mit Hilfe von deren Organisationen, zum Beispiel den Gewerkschaften, verwirklicht werden können. Nur so kann man sie als »Momente der gesellschaftlichen Produktion« sehen. Dabei wird eine interdisziplinäre Durchdringung der Wissenschaftsgebiete nicht von »oben«, sondern von unten, d. h. vom einzelnen Gegenstand her nötig sein. Genauer gesagt: dieser Gegenstand muß zunächst überhaupt erst als ein Ganzes aus dem gesellschaftlichen Zusammenhang her zur Erscheinung gebracht werden, bevor er definiert und in seinen einzelwissenschaftlich faßbaren Momenten gegliedert werden kann. Oft ergibt sich dabei erst der richtige Ursache-Wirkungszusammenhang. So ist zum Beispiel ein psychologisch faßbarer Antiamerikanismus der Vietnamesen nicht die Ursache ihres Kampfes gegen die Amerikaner, sondern die Folge der Tatsache, daß die Amerikaner in ihr Land eingefallen sind; so sind die Autoritäts- und Herrschaftsverhältnisse im Kapitalismus die Folge der wirklichen Ausbeutung, nicht ihre Ursache.

Die Ideologie der Eskamotierung der Wirklichkeit hat allerdings auch eine Kehrseite für diejenigen, die sie praktizieren. Man kann eine Kuh nicht zugleich schlachten und weiterhin von ihr verlangen, daß sie Milch gibt. Dazu ein Beispiel aus der konterrevolutionären Praxis: Neben der ideologischen Vernebelung war es zugleich auch die Aufgabe Slotes und anderer Psychoanalytiker, im Sozialcharakter der »Revolutionäre« typische Hebel – Angst, Schuldgefühle, Abhängigkeitsbedürfnisse – auszumachen, die kollektive Manipulationen im Dienste der imperialistischen Kriegsinteressen gestatten würden. Dazu hätte sich allerdings nur dann eine Chance ergeben, wenn Slote die psychische Realität nicht – auch nicht pragmatisch, aus Zuständigkeitsgründen – in individuell Innerseelisches und seine Interaktionen aufgelöst, sondern vielmehr die letzteren an der objektiven Wirklichkeit gemessen hätte. Da er dies versäumte, blieb seine Ausbeute entsprechend mager. Ein Beispiel für seine Ergebnisse habe ich in den *Vietnamesischen Lehrjahren*[47] gegeben: Slote meinte herausgefunden zu haben, daß Amerika für seine Probanden das Vaterbild repräsentierte und dementsprechend auch zahlreiche Vateraggressionen fixiert hatte. Slotes Aufgabe war es nun, dem Vaterbild positive Akzente zu entlocken. Er sollte Methoden ausarbeiten, um Amerikas Rolle von den nega-

tiven Übertragungen zu befreien, die aus mißglückten Vaterbeziehungen im frühen Kindesalter entsprangen. Daß diese Übertragung kein Zufall war, daß der Krieg Amerikas objektiv bösen, mörderischen Vatergesten entsprechen konnte, kam ihm nicht in den Sinn. Diese Vorstellung überstieg die Grenzen seiner psychoanalytischen Erziehung, die die Welt zu Außenprojektionen individueller Triebkonstellationen reduzierte, die sich innerhalb der gleichen Kultur nur deshalb ähnelten, weil sie aus ähnlichen Erziehungspraktiken entsprangen. Daß hier eine Projektion von der Wirklichkeit aufgefüllt worden war und es zunächst darum gehen mußte, diese Wirklichkeit zu verändern, war Slote nicht klarzumachen. Damit hängt zusammen, daß seinen Bemühungen, das amerikanische Vater-Image positiv zu gestalten, kein Erfolg beschieden sein konnte. Slotes Versuche, sexuelle Schuldgefühle auszuloten, um sie manipulatorisch benutzen zu können, mußte bei einer solchen – zuständigkeitshalber vollzogenen – Eskamotierung der Wirklichkeit erst vollends fehlschlagen.

Das Fazit aus diesen Überlegungen ist, daß die Psychoanalyse, sofern sie die Wirklichkeit, den gesellschaftlichen Zusammenhang, zum Verschwinden bringt, sich auch nicht sehr gut zur Manipulation von unterdrückten, innerseelischen Einzelbedürfnissen zwecks Veränderung dieser Wirklichkeit eignet. Die amerikanischen Versuche, Schuldgefühle durch Lautsprecher – Stimmen von Ahnengeistern – zu wecken, die die Soldaten der Befreiungsfront aufforderten, zu ihren Familien und Kultstätten zurückzukehren, sind von den Vietnamesen als der dämliche Hokuspokus verstanden worden, der sie tatsächlich waren. Damit soll nicht allgemein die Tatsache latenter und manipulationsfähiger Bedürfnisse bei bestimmten Bevölkerungsgruppen geleugnet werden; die Anstrengungen von Firmen wie »Simulmathics«, solche Bedürfnisse bei Wahlkämpfen durch die Erforschung des geeignetsten äußeren Erscheinungsbildes, der Ausstrahlung, der Redeweise der Kandidaten zu befriedigen, beweisen die Existenz, teilweise auch die Wirksamkeit der Manipulation. Diese – verschobenen – Bedürfnisse haben aber zumeist eine handfest ökonomische Ursache, zum Beispiel die Ausbeutung, die Unsicherheit des Arbeitsplatzes, die erlittene Brutalität etc. Zweifellos ist es möglich, die daraus erwachsenden Aggressivitäten von ihren wirklichen Ursachen abzulenken und sie zu kanalisieren, ebenso wie einen Schein von Sicherheit, von Gemeinschaft, von Selbstverfügung und Macht zu erzeugen. Dazu aber bedarf es keiner Psychoanalyse, sondern eher einer Manipulation der Realität selber: zum Beispiel unverantwortlicher Versprechungen eines Wirtschaftsaufstieges, der Vorbereitung eines Krieges etc. Die Psychoanalyse selber als manipulative Waffe der Herrschaft ist – soweit sie auf unbewußte Bedürfnisse zurückgreift – also ziemlich stumpf – ebenso stumpf allerdings, wie sie auch als Waffe der Befreiung ist.

Mit diesen Überlegungen ist das Problem der Psychoanalyse als Herrschaftswissenschaft natürlich nicht ausdiskutiert. Beiseitegelassen werden mußten die Fragen, die sich auf herrschaftsmanipulatorische Planung der frühkindlichen Sozialisation mit Hilfe psychoanalytischer Einsichten beziehen. Jedoch hat diese Fragestellung eher theoretische als praktische Bedeutung. Denn ähnlich wie Haug[48] es für die kapitalistische »Modellierung der Sinnlichkeit« gezeigt hat, sind die Sozialisationspraktiken, die zur Ausbildung bestimmter Sozialcharaktere führen, eher als beiläufige Abfallprodukte der kapitalistischen Produktions- und Verwertungsprozesse zu begreifen denn als Resultate staatlicher oder monopolistischer Planung. – Beiseitegelassen in diesen Überlegungen wurde auch die Frage der Herrschaft in den psychoanalytischen Vereinigungen, die Sozialisation des künftigen Psychoanalytikers durch einen Ausbildungsprozeß, der ihn im Hinblick auf sein eigenes wirtschaftliches Überleben zwingt, ärztliche Behandlungsindikationen bzw. -prioritäten in einen sehr engen Zusammenhang mit der Zahlungskraft seiner Klienten zu bringen etc. Daß von solchen Zusammenhängen wissenschaftliche Lehrmeinungen beeinflußt werden können – zum Beispiel diejenige, eine Analyse komme nur bei entsprechend »differenzierten«, sprachbefähigten (lies: aus besseren Verhältnissen kommenden) Patienten in Frage, dieses Problem sollte zumindest diskutiert werden. Statt diese Fragen auszuleuchten, ist hier diejenige der Psychoanalyse als Herrschaftsideologie, nebenher auch als Manipulationstechnik im Dienste des Kapitalismus behandelt worden. Dabei hat sich herausgestellt, daß diese beiden Bedürfnisse, Psychoanalyse in den Dienst kapitalistischer Herrschaft zu nehmen, miteinander in Widerspruch geraten. Psychoanalyse als realitätsparalysierende Ideologie, die die Aufgabe hat, die Zersplitterung der Wirklichkeit im Leben der Menschen zu erklären und zu rechtfertigen – in welcher der drei beschriebenen Formen auch immer –, entzieht der psychoanalytischen Manipulation die reale Basis; und wenn diese Manipulation auf realer Basis ablaufen soll, so müssen sich die ideologischen Schleier, die die Psychoanalyse über die Wirklichkeit gebreitet hat, von ihr abheben. Es scheint aber, daß bei der geringen Erfolgsaussicht, die konkrete psychoanalytische Manipulation überhaupt bietet, die Psychoanalyse angesichts des genannten Widerspruchs kaum als Manipulationstechnik, sondern vor allem als wirklichkeitsvertreibende Ideologie in den Dienst kapitalistischer Herrschaft genommen wird. Dabei sind ihre linken Spielarten möglicherweise noch effektiver als die rechten. Denn die Adressaten dieser Ideologie sind gerade diejenigen, die institutionelle Veränderungsprozesse in Gang setzen wollen und dabei in Konflikte geraten – zum größten Teil keine Konservativen, sondern Liberale und Linke. Ferner sind es diejenigen, deren Leiden an der Mechanik der Ausbeutung schließlich doch – in welcher

Form auch immer – die Bewußtseinsgrenze erreicht hat und die deshalb Hilfe suchen: bei der Psychoanalyse. Rat und Hilfe – auf der Ebene der »Interaktion« und der »Pathologie« – sollte von fortschrittlichen Psychoanalytikern natürlich nicht versagt werden. Diese hätten aber – solidarisch mit ihren lohnabhängigen Klienten oder Patienten – während der »Institutionsberatung« wie bei der »Therapie« die Aufgabe, Konflikte und Symptome konkret mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit verbunden zu sehen – ebenso wie sie sich als Wissenschaftler gegen alle Theorien zur Wehr setzen müßten, die versuchen, den Zusammenhang menschlicher Praxis als gesellschaftlicher Produktion in verdinglichte bzw. mystifizierende Technik auf der einen und idealistische Interaktion auf der anderen Seite aufzulösen. Wer die Wirklichkeit – in welcher Form auch immer – aus dem Arbeitsfeld der Psychologie vertreibt, verrät ebenso den kritischen wie den humanistischen Anspruch, unter dem die Psychoanalyse ebenso wie jede Wissenschaft vom Menschen steht.

Literaturverzeichnis

1 K. Jaspers, *Allgemeine Psychopathologie*, Berlin-Göttingen-Heidelberg 1959, S. 646 ff.
2 H. J. Weibrecht, *Psychiatrie im Grundriß*, Berlin-Göttingen-Heidelberg 1965, S. 426.
3 Th. W. Adorno, *Aufsätze zur Gesellschaftstheorie und Methodologie*, Frankfurt/M. 1970, S. 7.
4 W. Reich, *Dialektischer Materialismus und Psychoanalyse*, Kopenhagen 1934, S. 37.
5 H. Marcuse, a) *Kritik der reinen Toleranz* (gem. mit R. P. Wolff und B. Moore), Frankfurt/M 1966. b) *Der eindimensionale Mensch*, Neuwied-Berlin 1967.
6 R. Reiche, *Sexualität und Klassenkampf*, Frankfurt/M 1968.
7 W. F. Haug, »Sexuelle Verschwörung des Spätkapitalismus?«, *Neue Kritik* 51/52 (1969).
8 W. Reich, *Charakteranalyse*, Wien 1925.
9 Th. W. Adorno, *Der autoritäre Charakter*, Schwarze Reihe Nr. 6, Amsterdam 1968.
10 A. Mitscherlich, *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft*, München 1963.
11 P. Federn, »Zur Psychologie der Revolution: Die vaterlose Gesellschaft«, *Der Aufstieg* 11/12, Leipzig-Wien 1919.
12 A. Lorenzer u. a., *Psychoanalyse als Sozialwissenschaft*, Frankfurt/M 1971, S. 55.
13 H. U. Gruhle, *Verstehende Psychologie*, 2. Aufl., Stuttgart 1956.
14 W. Reich, *Der sexuelle Kampf der Jugend*, Berlin 1932, S. 22 ff.
15 Vgl. H. J. Sandkühler (Hrsg.), *Psychoanalyse und Marxismus*, Frankfurt/M 1970.
16 W. Reich in (15), S. 176.
17 J. Habermas, *Technik und Wissenschaft als »Ideologie«*, Frankfurt/M 1969, S. 74–80.

18 E. Hahn, »Die theoretischen Grundlagen der Soziologie von Jürgen Habermas«, in: *Die Frankfurter Schule im Lichte des Marxismus*, Frankfurt 1970.
19 J. Habermas, *Erkenntnis und Interesse*, Frankfurt 1969, S. 262 ff.
20 K. Lewin, *Field theory of social science*, New York 1951.
21 T. Parsons, *Sozialstruktur und Persönlichkeit*, Frankfurt 1968.
22 A. Lorenzer u. a., *Psychoanalyse als Sozialwissenschaft*, a.a.O., S. 32-55; siehe auch ders.: *Kritik des psychoanalytischen Symbolbegriffes*, Frankfurt/M 1971, und: *Sprachzerstörung und Rekonstruktion*, Frankfurt 1970.
23 A. Lorenzer, *Sprachzerstörung* . . ., S. 14 ff.
24 J. Lacan, *Ecrits*, Paris 1969, S. 76 ff.
25 P. Fürstenau, »Institutionsberatung: ein neuer Weg angewandter Sozialwissenschaft«, Rundfunkvortrag SFB 1969, S. 15 ff. (Manuskript).
26 K. Horn, »Politische und methodologische Aspekte gruppendynamischer Verfahren«, *Das Argument* 50, S. 261 ff.
27 T. Brocher, Bemerkungen zu dem Artikel von Klaus Horn, *Das Argument* 60, S. 233 ff.
28 T. Brocher, *Gruppendynamik und Erwachsenenbildung*, Braunschweig 1967.
29 Vgl. Redaktion »Das Argument«, »Zum Streit über Gruppendynamik«, *Das Argument* 60, S. 236 ff.
30 R. Laforgue, »Gold und Kapital«, *Die psychoanalytische Bewegung* III, S. 481 ff.
31 J. A. Merloo, *Great Neck*, New York 1961, S. 16 ff.
32 E. Glover, *War, Sadism, and Pacifism*, London 1933.
33 A. Kolnai, *Psychoanalyse und Soziologie*, Rotdruck 1970.
34 H. S. Sullivan, *Conceptions of modern Psychiatry*, S. 96.
35 K. Horn, in: *Psychoanalyse als Sozialwissenschaft*, a.a.O., S. 104 ff.
36 M. Hartmann, *Essays of Ego Psychology*, New York 1964.
37 B. Malinowski, *Sex and Repression in Savage Society*, New York 1927.
38 M. Mead, *Leben in der Südsee*, München 1965.
39 E. H. Erikson, *Kindheit und Gesellschaft*, Stuttgart 1961.
40 O. Rank, *Das Trauma der Geburt*, Wien 1924.
41 K. Horney, *The Neurotic Personality of our time*, New York 1937.
42 H. Marcuse, *Triebstruktur und Gesellschaft*, Frankfurt/M 1968, S. 234 ff.
43 T. Parsons, *Sozialstruktur und Persönlichkeit*, Frankfurt/M 1968.
44 J. P. Sartre, »Der Narr mit dem Tonband«, *Neues Forum*, XVI. Jg., Heft 192, S. 705 ff. (1969).
45 W. Slote, »Observations on Psychodynamic Structures in Vietnamese Personality«, Saigon 1966 (Manuskript).
46 A. Pirella, »Die Negation der traditionellen Anstalt«, in: Franco Basaglia (Hrsg.), *Die negierte Institution*, Frankfurt/M 1971, S. 203.
47 Georg W. Alsheimer (= Erich Wulff), *Vietnamesische Lehrjahre*, Frankfurt/M 1968, S. 451 f.
48 W. F. Haug, *Zur Kritik der Warenästhetik*, Frankfurt/M 1971.

Dossier:
Auf der Couch (und dahinter)

»Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß Freud niemals analysiert wurde.«
(Gérard Mendel, *La crise de générations*)

Vorbemerkung

Was wir über die Psychoanalyse wissen, wissen wir von denen, die sie betreiben. Jene, an denen (für die) sie betrieben wird, reden nur, wie die ›Grundregel‹ es will, während der Stunden auf der Couch (200, 500, 1000 pro Kur), die sie vom Analytiker ›gemietet‹ haben (für 50 bis 100 Mark pro Stunde). Solange die Analyse dauert (sagt ihnen der Analytiker), sollen sie mit Außenstehenden und gar mit ihnen Nahestehenden nicht darüber reden, das schade der Kur. Aber wenn diese abgeschlossen oder abgebrochen wurde – warum reden sie dann nicht, zum Lob oder Tadel der Kur? Warum steht der Publikationsfreudigkeit der Analytiker keine auch nur entfernt vergleichbare Publikationsfreudigkeit der Analysierten gegenüber? Sollte der Anspruch der psychoanalytischen Behandlung, gestörte Kommunikation zu reparieren, entweder so glänzend gelungen sein, daß mit den anderen Symptomen auch der Antrieb zur schriftlichen Mitteilung – als ›neurotische‹ Abweichung von der ›normalen‹ Kommunikation – weganalysiert wurde, oder aber so gründlich verfehlt sein, daß selbst dieser (unter ›Neurotikern‹ doch gar nicht so seltene) Antrieb auf der Strecke blieb? Die Auskunft, was zwischen Analytiker und Analysand zur Sprache komme, unterliege einem öffentlichen Mitteilungstabu, wer es breche, verhalte sich exhibitionistisch, also gestört, sticht nicht. In den Anfängen der Psychoanalyse, als dieses Tabu tatsächlich noch in Kraft war, war auch die Versuchung relativ stark, es zu verletzen. Heute, wo es – zumindest in den USA – längst zu einem mittelständischen Statussymbol geworden ist, analysiert zu sein oder zu werden, wo zudem die schlechte Popularisierung mancher psychoanalytischer Einsichten ihnen jeden Skandalcharakter genommen hat, könnte eher die Erfahrung, daß die Analyse in der je besonderen Biographie nur die allgemeine Scheiße zutage fördert, den Geschmack daran, sie in den Mund zu nehmen, verderben. Das Tabu, so scheint es, hat sich in dem Maße, wie die Psychoanalyse öffentliche Anerkennung fand und zur Anpassungstechnik verkam, verschoben: von der *besonderen* zur *allgemeinen* Misere, vom persönlichen Exhibitionismus zur kollektiven Demaskierung. Und die Psychoanalyse, so scheint es, hat mitgeschoben. Das Individuum, sagt sie, soll seinen Konflikt, soll *sich* akzeptieren; es soll aus der alten gesellschaftlichen Scheiße, in der wir alle

sitzen, sein ganz individuelles Gold machen. In der Regel, die immer hinfälliger wird, gelingt dies durch die ›normale‹ Sozialisation. Wo es nicht gelingt, wo ›Triebansprüche‹ (Bedürfnisse) sich dem entziehen, was je nach Schule und Breitengrad »gesellschaftliche Interaktion« (Frankfurt) oder »Human Communication« (Kalifornien) oder »ordre symbolique« (Paris) oder schlicht »soziale Kontrolle« genannt wird, bietet sich die Psychoanalyse an: sie liefert eine komplementäre Sozialisation, in der die mißglückten Bildungsprozesse des Individuums unter experimentellen Bedingungen (denen der ›psychoanalytischen Situation‹) wiederholt werden: der Analytiker ist für den Patienten Mutter, Vater, die Gesellschaft in einem; er erzieht ihn zum *mündigen Subjekt* – aber indem er ihn als *Unmündigen*, als *Objekt* behandelt.

Beides, der emanzipatorische Zweck und das repressive Mittel, geht auf Freud zurück, in dessen faszinierender Gestalt der Aufklärer und der Positivist eng beieinander wohnen und dessen Theorie – teils explizit, teils implizit – so viele Widersprüche der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Ideologie aufgedeckt hat – nicht zuletzt den Widerspruch in ihrem Prinzip der Individuation, der ›selbständigen Persönlichkeit‹, das, einst am Modell des freien Unternehmers gewonnen, seitdem kraft Erziehung und Bildung vergesellschaftet wurde, weil die Marktmechanismen dies forderten – gerade auch dann noch, als die ökonomische Basis solcher Individuation längst brüchig, sie selbst längst Schein geworden war. »Das Ich ist nicht mehr Herr in seinem eigenen Haus«, lehrt Freud. Aber seine Neurosentherapie ist gleichsam die Beschwörung jenes Scheins, wo er sich verflüchtigt hat, jedoch mit Mitteln, die ihn bloßstellen: die vom Analytiker gesteuerte Selbstreflexion des Patienten im Prozeß der Wiederaufnahme, der Neuinszenierung des Dramas seiner Sozialisation. »Wo Es war, soll Ich werden« – darin wiederholt sich die (anal orientierte) Charakterdressur durch die Gesellschaft; alte Konflikte und aktuelle Widerstände sollen *»bewußtgemacht werden«* – das klingt eher nach Abrichtung und Manipulation als nach einem *bewußten Machen* des Patienten; der muß vielmehr Leistungen erbringen, muß blind ›Material‹ produzieren, das der Analytiker dann für ihn ›deutet‹, und der Analytiker bestimmt auch die Bedingungen solcher Produktion, die Regeln der Kur. Der Patient hat sich ihnen zu beugen, sonst droht der Abbruch der Behandlung, in die er schon so viel investiert hat. Kurz, auf der Couch wiederholt sich, was dem Heranwachsenden im Schoß der Mutter, der Familie, der sozialen Gruppe oder Klasse angetan wurde, damit er zum ›autonomen Subjekt‹ werde. Es wird wiederholt, so heißt es, um aufgehoben zu werden, um integriert zu werden im reifen Ich. Doch diese Aufhebung gilt nur für die Störungen, nicht für den alten Kreislauf von Zucht und Aufzucht, durch den die *gelungene* Ich-Integration vorgeprägt ist. Der soll nicht durchbrochen wer-

den. Der Psychoanalyse verdankt er seinen Schutzheiligen: Ödipus. Und ödipal war in der Tat die Kultur, innerhalb derer Freud seine Entdeckungen machte: die bürgerliche Kultur.

Die frühbürgerliche Sozialisation, wie sie sich in vielen Autobiographien, Erziehungs- und Bildungsromanen des 18. Jahrhunderts spiegelt, hatte noch einen progressiven Charakter, eine gesellschaftliche Perspektive. Im 19. Jahrhundert schon war nur mehr der außergewöhnliche Mensch, der sich nicht einpassen mochte, biographiewürdig – wenn nicht als ›positiver Held‹ (Künstler, Erfinder, Unternehmer etc.), dann als ›negativer‹; und die großen Entwicklungsromane der Zeit (wie *Madame Bovary* oder *Anna Karenina*) zeigen das Scheitern der bürgerlichen Bildungsprozesse, den Untergang des zur Autonomie verdammten Individuums. Heute vollends könnte die Biographie eines durchschnittlichen Mitglieds der kapitalistischen Gesellschaft nur noch dokumentieren, wie es wurde wie die anderen – oder wie es fertiggemacht wurde: durch das Zusammenspiel von Sozialisationsagenturen. Einige davon haben, wenn auch mit unterschiedlichem Ausmaß und Erfolg in den verschiedenen Ländern, Einsichten und Techniken der Psychoanalyse absorbiert, um neuen Anforderungen der ›social control‹ genügen zu können. Die Psychoanalyse selbst, als (immer noch) elitäre und kostspielige Nachsozialisation – »man weise Patienten zurück, welche nicht einen gewissen Bildungsgrad und einen einigermaßen verläßlichen Charakter besitzen« (Freud) –, ist ihrem Anspruch zum Trotz kein Korrektiv dagegen, oder bestenfalls ein restauratives, insofern sie der Einsicht in den Zerfall eines Scheins (der autonomen Persönlichkeit) dessen illusorische Rettung abringt. Daß sie einzelnen Menschen praktisch hilft, sei unbestritten und legitimiert solche Praxis mehr, als deren theoretische Rechtfertigung es vermag. Ja es widerlegt sogar potentiell diese Rechtfertigung, denn wenn man jene, denen geholfen wurde, fragt, wodurch das geschehen sei, kommt fast immer die Antwort: ich weiß es nicht. Das mag auch der subjektive Grund dafür sein, daß der erfolgreich Analysierte bezüglich seiner Bildungserlebnisse auf der Couch so wortkarg ist: Da ist etwas geschehen, was mich verändert hat, aber ich weiß nicht, was soll es bedeuten . . . Die Bedeutung kennt – angeblich – der Analytiker. Er hat seine Theorie. (Doch die steht auf einem anderen Blatt und hier nicht zur Diskussion.)

Er hat auch die Praxis fest in der Hand, die heute kaum noch Quelle der Theorie, vielmehr deren Erfüllungsgehilfe ist: der Patient wird nach allen Regeln der Kunst ›behandelt‹, und heraus kommt, was in ihn hineingesteckt wurde – nicht nur der die Theorie bestätigende Traum, sondern (im Glücksfall) eben auch die Illusion, ein autonomes, von Zwängen befreites Ich zu haben. Die Einsicht, daß er mit solcher Identität nichts besseres anfangen kann, als sie den herrschenden gesellschaftlichen Zwängen unterzu-

ordnen, wird gleich mitgeliefert, weil das eine ja das andere bedingt. Wo diese Einsicht aber reflektiert wird, kann man etwa lesen:

»Psychoanalyse auf der Suche nach Identität zu betreiben, heißt einer Illusion nachjagen. Was man erlangt, ist nicht Identität, sondern eine erweiterte Sensibilität für Gedanken und Gefühle. Da die Psychoanalyse keine Ziele setzt, wird diese größere Bewußtheit in der Regel dazu gebraucht, die gleiche alte Tour fortzusetzen – nämlich Anpassung. Was verstärkt wird, ist genau das, dem man zu entrinnen wünschte: die Beherrschung des Lebens durch den Prozeß des Im-Schritt-Bleibens.« (A. B. Wheelis, *The Quest for Identity*, New York 1958, S. 173)

Die Folgerung daraus ist entweder eine *anabolische* Therapie, die bewußt ›Ziele‹ setzt, also Überich-Inhalte einpflanzt und damit indoktrinierend wirkt, oder irgendeine Spielart von *Begegnungs*therapie, die neue Illusionen erzeugt (vom ›menschlichen Kontakt‹ bis zur ›Bürgerinitiative‹) und letztlich nur wieder zur Anpassung beiträgt. In beiden Fällen bleibt von der Freudschen Theorie, bei allem Lippendienst, nicht viel übrig.

Diese Theorie ist nicht zu retten, indem man ihr revisionistisch auf die Beine hilft. Und sie ist nicht zu schlachten durch globale Vorwürfe wie ›Biologismus‹ oder ›Idealismus‹. Ihre Falschheit ist gleichsam die Prämisse ihrer Wahrheit: nämlich das Bild vom isolierten Individuum. Alle ihre Begriffe und Kategorien sind auf diese Einheit bezogen und an sie gebunden – als sei sie eine anthropologische Konstante und nicht ein gesellschaftliches (ideologisches) Produkt. Aber die Wahrheit dieser Kategorien liegt in ihrem versteckten gesellschaftlichen Gehalt. Solange er versteckt bleibt, kann auch die psychoanalytische Therapie nur wieder die Zwänge reproduzieren, die in der psychoanalytischen Theorie auf den blinden Begriff gebracht sind.

Gegen naheliegende Mißverständnisse: Das Gesagte und das Folgende (Protokolle, Zitate, Kommentare) wenden sich nicht gegen die Psychoanalyse schlechthin oder gegen Freud im besonderen. Ohne Freuds Entdekkungen wären viele Fragen, die hier gestellt werden, vielleicht gar nicht möglich: Fragen, die weniger einer speziellen Technik als einer gesellschaftlichen Praxis gelten. Wenn Freud und vielen seiner Nachfolger hier subjektiv Unrecht getan wird, dann in der Absicht, ihrer objektiven Bedeutung gerecht zu werden. So wenig man z. B. durch Insistieren darauf, was Marx ›eigentlich‹ gemeint hat, gegen die Macht des Gewordenen und Bestehenden (im Sozialismus oder im Kapitalismus) etwas auszurichten vermag, so hilflos und peinlich ist es auch, Freuds ›wahre‹ Intentionen zu idealisieren oder die ›gute‹ gegen die ›schlechte‹ Analyse aufzurüsten, indem man etwa (mit Habermas) die »Selbstreflexion« als Ziel der »repressionsfreien« analytischen Kommunikation hervorkehrt oder (mit Lacan) die durch Intersubjektivität vermittelte Rede des Unbewußten mit sich selbst, das schweigende Eintauchen in die »Ordnung des Symbolischen«

fordert. Das sind fromme Träume am akademischen Kamin. In der Analyse wird gesprochen (und geschwiegen), aber nicht »repressionsfrei« und nicht in der »Rhetorik des Unbewußten«, vielmehr in der Sprache, an der wir alle teilhaben. Eine andere haben wir nicht. Und wenn sie beim Neurotiker »zerstört« ist, wie Lorenzer will, dann kann sie durch die Kur nur insoweit »rekonstruiert« werden, wie die Gesellschaft, die wir haben und leben, es erlaubt. Psychoanalyse kann mit dieser Gesellschaft ›versöhnen‹, aber sie kann sie nicht ›heilen‹. Sie will es auch nicht.

I. Die Umkehrung oder: Die psychoanalysierte Psychoanalyse

I.1 Der Narr mit dem Tonband

Brief von A. an J.-P. Sartre

Nun bin ich aus der psychiatrischen Klinik entkommen, mit einer gebrochenen Hand und der Polizei auf den Fersen . . . Aber so arg ist das mit der Hand gar nicht, wenn man den angeschlossenen Text liest, der auch ein paar harte Schläge enthält. Leider ist ein beträchtlicher Teil davon durch Geräusche bei der Tonbandaufnahme verlorengegangen. Kann man das veröffentlichen? Ist das interessant? Es ist leicht, amüsant und schnell zu lesen. Wenn Sie sich entschließen, es zu veröffentlichen, müßte man einige nähere Angaben machen: Ich bin 33 Jahre alt, habe meine Analyse bei Doktor X. mit 14 Jahren begonnen. Es gab mehrere Unterbrechungen, aber erst mit 28 Jahren habe ich mich entschlossen, mit der Behandlung endgültig aufzuhören, gegen den Willen von Doktor X. Drei Jahre später habe ich Doktor X. die Begegnung vorgeschlagen, die hier aufgezeichnet wurde. Ich glaubte ihm das Resultat meiner in der Zwischenzeit angestellten Überlegungen mitteilen zu müssen. Als Titel schlage ich vor »Psychoanalytischer Dialog«.

Psychoanalytischer Dialog (Die Tonbandaufzeichnung von A.)

A.: Ich will, daß endlich einmal irgend etwas klar wird. Bis jetzt habe ich Ihre Regeln befolgt, nun müssen Sie einmal versuchen . . .
Dr. X.: Wir können ja aufhören, aber das ist für Sie sehr schade.
A.: Haben Sie vor diesem Tonband Angst?
Dr. X.: Ich will das nicht, ich mache da nicht mit.
A.: Aber warum? Erklären Sie mir das wenigstens. Warum haben Sie Angst vor diesem Tonband?
Dr. X.: Ich breche die Behandlung ab. Ich schneide Ihnen das Wort ab.
A.: Sie schneiden ab. Das ist ja interessant. Schon wieder reden Sie vom Abschneiden. Eben haben Sie mir vom Abschneiden des Penis gesprochen.
Dr. X.: Hören Sie, jetzt ist Schluß mit diesem Tonband.
A.: Ich glaube, Sie haben Angst. Aber das brauchen Sie nicht, denn das,

was ich tue, liegt in Ihrem Interesse. Ich tue es für Sie und für viele andere. Ich will dieser Sache auf den Grund gehen . . .

Dr. X.: Gut, dann gehe ich eben . . .

A.: Sie bleiben, Doktor! Sie bleiben und rühren diesen Apparat nicht an.

Dr. X.: Wir können die Behandlung später fortsetzen, wenn Sie jetzt den Raum verlassen . . .

A.: Ich verlasse diesen Raum nicht . . . Sie werden sehen . . ., es wird nicht weh tun . . . Also beruhigen Sie sich, setzen Sie sich . . . Es geht also um das Abschneiden des Penis, nicht wahr? Mein Vater wollte mir . . .

Dr. X.: Im Augenblick sind Sie nicht in der Lage, mit mir zu diskutieren.

A.: Oh, ja, *Sie* wollen nicht diskutieren . . .

Dr. X.: Ich habe Sie gebeten, diesen Apparat zu entfernen.

A.: Aber ich tue Ihnen ja nichts damit . . . Da ist etwas, was Sie mir seit Jahren einreden wollen. Ich möchte aber, daß Sie sich nicht um das Eigentliche herumdrücken, nämlich um Ihre Verantwortung.

Dr. X.: Es ist *Ihre* Verantwortung!

A.: Ich *bin* verantwortlich! Ich leiste jede wissenschaftliche Arbeit! Sie wissen, daß es viel besser ist, wissenschaftliche Arbeiten auf Tonband aufzunehmen. Wir sind dann freier und müssen keine Notizen machen. Wir werden weiterkommen.

Dr. X.: Hier geht es nicht um wissenschaftliche Arbeit!

A.: Doch! Ich habe geglaubt, bei einem Wissenschaftler zu sein. Jedenfalls habe ich mich einem Wissenschaftler anvertraut, und ich möchte wissen, um welche Wissenschaft es sich da handelt . . .

Dr. X.: Ich habe das Recht, nicht zu sprechen, wenn das Tonband läuft.

A.: Aha. Sie fühlen sich angeklagt. Sie wollen wie ein Amerikaner nur in Anwesenheit Ihres Anwalts aussagen . . .

Dr. X.: Dann geben Sie diesen Apparat weg.

A.: Jetzt unterhalten wir uns schon sehr gut; aber ich möchte, daß Sie aufhören, Angst zu haben . . .

Dr. X.: Ich unterhalte mich nicht.

A.: Sie haben Angst. Wie ist das mit Ihrer Libido? Glauben Sie wirklich, daß ich Ihnen Ihren Dingsda abschneiden will? Aber nein. Ich will Ihnen einen richtigen geben! Wunderbar! Endlich! Lange haben Sie auf dieses kleine Fest gewartet! Doktor! Ich will Ihr Bestes, aber Sie, Sie wollen es nicht.

Dr. X.: Sie sind nur im Augenblick . . .

A.: Ich will Ihr Bestes, aber ich finde, daß Sie mich mißbraucht haben; ja, ich möchte sagen, daß Sie mich sogar betrogen haben, wenn man die Sache juristisch fassen will. Sie haben Ihre ärztliche Pflicht nicht erfüllt, Sie haben mich nicht geheilt; Sie sind gar nicht bereit, Ihre Pflicht zu erfüllen, Sie können die Leute gar nicht heilen, Sie können sie nur noch verrückter

machen . . . Man braucht nur Ihre anderen Kranken zu fragen, das heißt die Leute, von denen Sie behaupten, daß sie krank sind, und die zu Ihnen um Hilfe kommen und keine finden . . . Also, setzen Sie sich! Bleiben Sie ruhig! Sind Sie ein Mann oder ein Waschlappen?

Dr. X.: Ich habe Ihnen schon gesagt, daß Sie hier einen Apparat haben und daß ich das nicht wünsche.

A.: Es tut mir leid, ich habe diesen Apparat herausgezogen, weil es mir nicht gefällt, wie Sie plötzlich dem Problem der Kastration aus dem Weg gehen.

Dr. X.: Ich will gerne vom Problem der Kastration sprechen, wenn das Ihr eigentliches Problem ist, aber ich will diesen Apparat nicht.

A.: Sie haben Angst! . . . Reiß dich doch zusammen, Burschi!

Dr. X.: Glauben Sie nicht, daß dies eine ernste Situation ist?

A.: Schrecklich ernst. Deswegen ist es besser, wenn du ein anderes Gesicht machst, Burschi. Du siehst, ich muß schon die Hosen anhaben, daß ich mir so etwas leisten kann! Ich muß schon sehr sicher sein, gelt?

Dr. X.: Aber nein, Sie sind nicht sehr sicher. Wenn Sie sicher wären, würden Sie nicht so handeln! Lassen Sie mich jetzt gehen, die Situation ist sehr gefährlich.

A.: Gefährlich?

Dr. X.: Ja, Sie sind gefährlich!

A.: Aber nein, ich bin überhaupt nicht gefährlich.

Dr. X.: Sie sind gefährlich, weil Sie die Realität verkennen.

A.: Was ist die Realität?

Dr. X.: Sie sind gefährlich, weil Sie die Realität verkennen.

A.: Aber was ist die Realität? Darüber müssen wir uns erst einigen. Eines weiß ich: vom Standpunkt *Ihrer* Realität sind Sie sehr zornig, es fällt Ihnen verflixt schwer, sich zu beherrschen, Sie werden gleich explodieren. Sie regen sich furchtbar auf, weil Sie Angst haben, aber Sie haben keinen Grund, *ich bin nicht Ihr Vater!*

Dr. X.: Aber Sie haben diesen Apparat!

A.: *Ich bin nicht Ihr Vater.*

Dr. X.: Sie haben diesen Apparat.

A.: Na und?

Dr. X.: Hören wir jetzt auf.

A.: Aber es tut doch nicht weh! Wovor haben Sie denn Angst? Es ist kein Revolver.

Dr. X.: Hören wir jetzt auf.

A.: Sie haben Angst.

Dr. X.: Hören wir auf.

A.: Hören Sie, wollen Sie eine Tracht Prügel?

Dr. X.: Sehen Sie, Sie sind gefährlich.

A.: Aber nein, ich stellte Ihnen die Frage, ob Sie nicht aufhören wollen, ein kleines Kind zu spielen.
Dr. X.: Sie sind gefährlich.
A.: Sie sind kindisch.
Dr. X.: Sie sind gefährlich. Ich habe Ihnen nichts zu sagen.
A.: Sie haben mir nichts zu sagen? Aber Sie sind mir Rechenschaft schuldig.
Dr. X.: Ich habe Sie aufgefordert, den Raum zu verlassen.
A.: Sie sind mir Rechenschaft schuldig.
Dr. X.: Sie sehen, daß Sie gefährlich sind.
A.: Ich bin nicht gefährlich; ich rede nur laut, und das ertragen Sie nicht. Wenn man schreit, dann haben Sie Angst. Sie hören einen brüllenden Vater. Aber ich meine es nicht ernst, mein Sohn. Siehst du, jetzt hast du keine Angst mehr, jetzt geht es schon viel besser, du gewöhnst dich daran, großartig. Es ist wirklich nicht so arg: *ich bin nicht dein Vater.* Ich könnte noch weiterschreien, aber ich höre jetzt auf.
Dr. X.: Machen Sie jetzt Ihren Vater nach?
A.: Aber nein, *Ihren* Vater. Ich wollte Sie nur von Ihren Ängsten befreien. Sie haben ja in die Hose gemacht. Haben Sie wirklich geglaubt, daß ich Sie schlagen will? Dazu ist dein Vati viel zu lieb. Wenn ich gefährlich bin, dann doch nicht für meinen kleinen Burschi, gefährlich bin ich für den Arzt, für den sadistischen Arzt, nicht für den kleinen Burschi. Der hat selbst schon genug durchgemacht, warum soll ich ihn auch noch schlagen? Aber der Arzt, der Psychiater, der den Platz des Vaters eingenommen hat, der verdient einen Tritt in den Hintern. Also jetzt werde ich Sie einmal analysieren.
Dr. X.: Sie können ruhig weiterreden. Ich werde nichts reden . . .
A.: Gut, *ich* werde reden. Wir nehmen es auf. Ich lasse auch Ihnen eine Kopie machen, wenn Sie wollen. Das müßte Sie eigentlich interessieren . . . Ich hoffe es für Sie. Gut . . . also darauf kann man niemanden heilen *(zeigt auf die Couch),* das ist unmöglich. Und Sie selbst sind nicht geheilt, weil Sie zu viele Jahre darauf verbracht haben. Sie wagen nicht, den Leuten ins Gesicht zu schauen. Sie haben vorhin davon gesprochen, daß ich »meinen Phantasien« ins Gesicht schauen muß. Aber Sie selbst haben mich gezwungen, Ihnen den Rücken zuzuwenden. So kann man die Leute nicht heilen. Das ist unmöglich. Mit anderen leben, heißt Ihnen ins Gesicht schauen. Was soll ich daraus lernen? Sie haben mir im Gegenteil die Freude vertrieben, ein Leben mit den anderen zu versuchen, einer Sache direkt gegenüberzutreten. Das ist *Ihr* Problem. Sie bringen die Leute in diese Lage, weil *Sie* ihnen nicht ins Gesicht schauen können, Sie können sie nicht heilen, Sie können ihnen nur *Ihre* Vaterprobleme immer wieder vorkäuen, weil *Sie* davon nicht loskommen. Von Sitzung zu Sitzung traktieren Sie

Ihre Opfer mit *Ihrem* Vaterproblem. Verstehen Sie ein bißchen, was ich sagen will? Ich habe große Mühe gehabt, das zu verstehen, davon loszukommen, mich davon abzuwenden.
Sie haben mir ein bißchen geistige Gymnastik beigebracht, aber geben Sie zu, daß das Ganze ein wenig teuer war, wenn das alles war. Durch Sie habe ich verlernt, jemandem ins Gesicht zu schauen, ich habe Ihren Versprechungen vertraut, und da ich Sie nicht sehen konnte, konnte ich mir nicht vorstellen, wann Sie mir endlich das geben würden, was ich bei Ihnen suchte. Ich wartete auf die Erlaubnis. Ja, das war es. Sie wären ja dumm gewesen, wenn Sie sie mir gegeben hätten, wenn Sie mich freigegeben hätten, da ich Sie ja ernährte, Sie lebten auf meine Kosten, Sie haben mein Geld genommen. Ich war der Kranke, Sie waren der Arzt. Sie hatten endlich Ihr Kindheitsproblem gelöst. Sie waren der Vater, ich war das Kind.
Dr. X.: Ich rufe jetzt die Polizei an, daß man Sie wegbringt.
A.: Die Polizei? Den Vater! Ihr Vater ist der Polizist! Sie telephonieren Ihrem Vater, daß er mich abführt. Das müssen wir jetzt analysieren.
Dr. X.: Aber nein, Sie hören sich dann alles auf Ihrem Tonband an.
A.: Wollen Sie mir nicht wenigstens sagen, warum Sie das so ärgert? Ich sage es Ihnen: Weil auf einmal *ich* das Steuer in die Hand nahm. Bis jetzt waren *Sie* gewohnt, die Situation völlig zu kontrollieren, und nun bricht plötzlich das Unheimliche bei Ihnen ein.
Dr. X.: Ich bin physische Gewalt nicht gewohnt.
A.: Wieso physische Gewalt?
Dr. X.: Es ist Gewalt, plötzlich diesen Apparat herauszuziehen.
A.: Schauen Sie sich doch die Situation an! Das ist doch lächerlich! Man nimmt ein Tonbandgerät heraus, und schon verschlägt es Ihnen die Sprache! Sie haben sich selber das Wort abgeschnitten. Ich habe Ihnen nichts abgeschnitten . . .
Dr. X.: Die Zeit, die ich für Sie vorgemerkt habe, ist abgelaufen, Sie müssen gehen.
A.: Die Zeit existiert nicht.
Dr. X.: Doch sie existiert.
A.: Nein, sie existiert nicht. Jetzt erst beginnt die richtige Zeit, glauben Sie mir . . .
Dr. X.: Hören Sie, ich werde jetzt von einem anderen Patienten erwartet.
A.: Das nächste Opfer hat es nicht eilig. Wir werden diesen Raum nicht verlassen, solange das, was sich hier ereignet hat, solange das Problem Ihrer Pflichten und der Nichterfüllung dieser Pflichten nicht klargeworden ist. Sprechen Sie nicht von physischer Gewalt.
Sie haben mit der Anwendung der physischen Gewalt begonnen, als Sie

mich gezwungen haben, mich auf der Couch umzudrehen, den Kopf von Ihnen wegzudrehen. Sie haben die Bedingungen *verfälscht*, sind Sie sich dessen nicht bewußt? und jetzt: Merken Sie nicht, daß Sie auf einmal *lächerlich* sind?

Dr. X.: Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie gefährlich sind.

A.: Herr Doktor, Sie sind ein Trottel! Ich bin jahrelang zwei- oder dreimal in der Woche zu Ihnen gekommen: Was habe ich dafür bekommen? Wenn ich verrückt und gefährlich bin, wie Sie sagen, dann ernten Sie nur, was Sie gesät haben . . . Die Psychoanalyse verdient, daß man darüber nachdenkt, daß wir versuchen, uns frei auszusprechen und zu verstehen, was zwischen uns vorgefallen ist, weil wir daraus vielleicht auch für andere eine Lehre ziehen können. Ich bin nicht gefährlich, sagen Sie das nicht die ganze Zeit, damit versuchen Sie nur, uns vom Weg abzubringen. Sie sind nach Freud gekommen, man hat Ihnen Ihr Studium bezahlt, und Sie haben es geschafft, ein Schild an Ihre Tür zu heften. Und nun belästigen Sie eine Reihe von Leuten; Sie haben ja das Recht, das zu tun, und damit glauben Sie, sich aus allem herauszuhalten. Sie sind ein Versager, Sie machen aus Ihrem Leben nichts anderes, als Ihre eigenen Probleme anderen Leuten aufzuladen. Ich möchte, daß Sie jetzt sitzenbleiben.

Dr. X.: Physische Gewalt!

A.: Ich möchte nur, daß Sie sich setzen.

Dr. X.: Physische Gewalt! Physische Gewalt!

A.: Aber nein, das ist doch Theater!

Dr. X.: Sie wenden physische Gewalt an! Ich habe Ihnen Gelegenheit gegeben, sich auszusprechen, und Sie . . .

A.: Ich möchte jetzt, daß *Sie* sich aussprechen.

Dr. X.: Die Unterredung ist beendet.

A.: Aber gar nicht, ich fühle mich hier sehr wohl. Ich bin wie ein Senator aus dem Süden, der das Rednerpult nicht verläßt.

Dr. X.: Sie sind wirklich sehr gefährlich. (Der Doktor geht zum Fenster, das Öffnen der Läden macht starken Lärm.)

A.: Wollen Sie zum Fenster hinausspringen? Das geht zu weit (Schließt die Läden.)

Dr. X.: Es wird schlecht ausgehen.

A.: Es wird in einer Tragödie enden! In einer blutigen Tragödie! Es wird blutig enden!

Dr. X.: Es wird Blut fließen.

A.: Aber nein, es wird kein Blut fließen, alles wird ganz freundlich ausgehen. Wir unterhalten uns gut.

Dr. X.: Es wird zur Gewalt kommen.

A.: Fangen Sie wieder an?

Dr. X.: Sie üben physischen Druck aus, indem Sie hierbleiben.

A.: Und die psychische Folter, die Sie auf mich ausübten? Was sagen Sie dazu?
Dr. X.: Sie agieren auf der physischen Ebene.
A.: Hören Sie, wenn Sklaven revoltieren, kann manchmal Blut fließen. Trotzdem sehen Sie, daß hier noch niemand blutet.
Dr. X.: Sie agieren auf der Ebene der physischen Gewalt.
A.: Sie machen sich ja an vor Angst.
Dr. X.: Sie möchten wohl, daß ich das tue.
A.: Aber gar nicht, ich stelle nur fest, daß Sie in die Hosen machen.
Dr. X.: Sie glauben, daß Sie mich herumkriegen.
A.: Ich möchte nur, daß Sie ernsthaft mit mir reden.
Dr. X.: Also gut, ich spreche ernsthaft mit Ihnen: es ist Zeit, daß Sie gehen.
A.: Es ist Zeit zur Rechenschaft. Jetzt ist Ihre Stunde da!
Dr. X.: Es tut mir sehr leid.
A.: Was tut Ihnen sehr leid? Erlauben Sie, *mir* tut es sehr leid, Sie haben mich jahrelang verrückt gemacht! Durch Jahre! Und Sie wollen, daß es dabei bleibt!
Dr. X.: Hilfe! Hilfe! Zu Hilfe, Mörder, zu Hilfe, zu Hilfe, zu Hilfe!
A.: Ruhig, setzen Sie sich!
Dr. X.: Hilfe! Zu Hilfe! Hiiiiiilfe! (Langes Heulen.)
A.: Armes Schwein! Setzen Sie sich doch!
Dr. X.: Zu Hilfe! (Gemurmel)
A.: Wovor haben Sie Angst?
Dr. X.: Zu Hiiiiiiilfe! (Neuerliches Heulen.)
A.: Haben Sie Angst, daß ich Ihnen Ihren Dingsda abschneide?
Dr. X.: Zu Hiiiiiiiilfe! (Dieser Schrei ist der längste und schönste.)
A.: Was für eine komische Aufzeichnung!
Dr. X.: Zu Hilfe! Zu Hilfe! Zu Hilfe! (Pause.)
A.: Sie sind ja ein Kind! Sie haben ja den Streit begonnen. Setzen Sie sich. Du willst ein Wissenschaftler sein! Eine schöne Wissenschaft! Freud wäre entzückt davon! Niemals ist er in eine solche verrückte Situation geraten.
Dr. X.: Wenn Sie wollen, hören wir jetzt auf. Die Leute draußen haben mich gehört, es ist vielleicht besser, wenn Sie gehen. Sie riskieren, festgenommen zu werden, aber das wird nicht meine Schuld sein.
A.: Wunderbar, ich warte auf diese Festnahme. Wir sind im Begriff, ein wichtiges Kapitel der Psychoanalyse zu schreiben. Setzen wir uns und warten wir auf die Polizei. Warten wir, bis Ihr Vater kommt. Beruhigen Sie sich, Sie sind ja schrecklich aufgeregt.
Dr. X.: Heute werde ich nicht mehr sprechen. Ich will natürlich noch mit Ihnen sprechen, aber nur in Anwesenheit von Personen, die Ihre Gewalttaten bremsen können.

A.: Sehr gut.
Dr. X.: Aber ich bin bereit, mich mit Ihnen ohne Tonband auszusprechen, in Anwesenheit von Personen, die Sie zurückhalten können.
A.: Sehr gut! Haben Sie nichts mehr zu sagen? Hören wir auf. (Die Polizei kommt.)

I.2 Aus dem Kommentar von Jean-Paul Sartre

... Warum hat mich dieser Dialog fasziniert? Weil er mit verblüffender Deutlichkeit den Einbruch des *Subjekts* in das Zimmer des Analytikers, mehr noch: die Umkehrung der Subjekt-Objekt-Beziehung zeigt ...
A. verweist uns auf eine tiefgreifende Erfahrung: der Analytiker als unsichtbarer und schweigsamer Zeuge verwandelt schon im Mund des Patienten das Wort und diesen selbst in ein Objekt; aus dem einfachen Grund, weil es zwischen dem Mann mit dem abgewandten Rücken und dem auf der Couch liegenden Patienten keine Wechselbeziehung gibt ...
Da es für den Patienten A. zu keiner Zusammenarbeit zwischen Subjekten kommt, schreitet er zur Tat: er stößt die Behandlung und mit einem Schlag auch die Situation um: in seinem »psychoanalytischen Dialog« verkehren sich die Rollen: der Analytiker wird zum Objekt. Zum zweitenmal wird die Begegnung von Mensch zu Mensch versäumt. Diese Geschichte des Patienten A., die manche als Burleske ansehen werden, ist eine Tragödie der unmöglichen Wechselbeziehungen.
Hier liegt Gewalt vor, sagt Doktor X., und das steht außer Zweifel. Aber ist es nicht *Gegengewalt?*
A. stellt die Frage in bewundernswerter Klarheit: Diese »endlose psychoanalytische Beziehung«, diese Abhängigkeit, dieses Untertänigkeitsverhältnis, dieses lange Liegen auf einer Couch, wo der Mensch quasi nackt ist und in das Gestammel der Kindheit zurückfällt, ist *das* nicht die *primäre* Gewalt? ...
Die Umkehrung der Behandlung durch den Patienten zeigt, daß die analytische Beziehung *an sich* gewalttätig ist, unabhängig vom Arzt und vom Patienten, den wir gerade ins Auge fassen. Wenn Gewalt die Situation umkehrt, wird der Analytiker auf der Stelle zum Analysierten oder vielmehr zu einem der Analysebedürftigen: Die Gewalt des anderen und seine eigene Ohnmacht versetzen ihn künstlich in die Situation der Neurose. Die Reaktion des Analytikers beweist, daß er mit einem Schlag zum Patienten geworden ist. Seine Worte müssen von da ab erst dechiffriert werden ...
In einer burlesken Wendung, in einer Umkehr der antagonistischen Beziehung zwischen Analytiker und Patient, analysiert nun jeder der beiden den anderen, wendet einer auf den anderen das gleiche Schema an: Sie ahmen Ihren Vater nach; nein *Sie* ahmen *Ihren* Vater nach; Sie reagieren wie ein Kind; nein, *Sie* tun das. Die Sprache des Analytikers wird wie ein Echo verdoppelt und erscheint wie verrückt ...

(Aus: *Neues Forum*, Heft 192 (1969), S. 705 ff. Das Original erschien 1968 in den *temps modernes*.)

II. Das Arrangement oder: Die Masse zu zweit

»Wenn ich sage, halte Deine Zähne rein und spüle den Mund alle Morgen aus, das wird nicht so leicht gehalten, als wenn ich sage, nehme die beiden Mittelfinger dazu und zwar übers Kreuz.« *Lichtenberg*

II.1 Die Initiation

Interview mit Jutta E.

Du beginnst in der nächsten Woche eine Therapie. Welchen Kontakt hattest du bisher mit dem Analytiker?
Also du kommst da hin und nimmst Platz und da hat der ein Heft vor sich liegen, den Bericht vom Freud-Institut, von dem du irgendwie das Gefühl hast, da stünds drin, alles was du so hast.
Das Material aus den Vorinterviews und den Tests?
Ja. Es gibt zwei Vorinterviews, das erste etwa zehn Minuten, dann ein längeres, dann die Tests, und am Schluß gehst du hin und da sagen sie dir, Wissen Sie, Stütztherapie entfällt, krank sind Sie ziemlich, brauchen werden Sie lange, und jetzt gehn Sie mal wieder nach Haus und sehen Sie, wie Sie zurecht kommen. Na und dieses Zeug hat der da liegen und du hast das Gefühl, der weiß alles und du weißt gar nichts. Und knallt dir auch irgend sowas hin von Besser wär ne Analyse, warum kannst du ihn nicht fragen, denn die Antwort kann der ja im Grunde gar nicht geben –
Der sagt dir auch nichts über die Diagnose?
Nö, der sagt, Sie sind ein komplizierter Fall, das wissen Sie ja. Aber da weißt du gar nichts von.
Komplizierter Fall, das ist deine Krankheit?
Ja.
Und keine weitere Definition?
Gar nichts. Das hat mir ja auch die M. [im Institut] nicht gesagt. Die hat gesagt: Wir sehen alle daß Sie Angst haben, das war also die – hm, Diagnose kann man das ja wohl nicht nennen – die Beschreibung . . . Naja, und dann sagt der, ja, er würd mich nehmen, aber ich müßt mir das nochmal überlegen. Du weißt eigentlich gar nicht, warum du dir das überlegen sollst. Du weißt nicht, nach welchen Kriterien du das bemessen sollst, ob du das machen willst oder nicht.
Du läßt dich also auf ein Abenteuer ein?
Ja, ein absolutes. Aber da kommt dann die Geschichte mit dem »Leidensdruck«. Natürlich, wenn du so unwissend in so eine Sache hineingehst, hat dieser Druck natürlich eine Funktion. Die halten dich möglichst im Ungewissen, und wenn dirs so beschissen geht, daß du denkst, schlimmer kanns

nicht werden, dann läßt du dich eben auch auf sowas ein. Das ist schon bißchen eine fragwürdige Geschichte.

Wie war das bei den Vorinterviews, was wurdest du da gefragt und was hast du alles erzählt?

Da muß ich mal genau überlegen. Bei dem ersten, ja, da haben sie gefragt, Weswegen sitzen Sie denn hier? Da hab ich irgendwas erzählt, was mir grad Schwierigkeiten macht, und dann hat die M. – das scheint bei mir anders gelaufen zu sein als sonst, denn die hat schon nach drei Minuten angefangen zu reden. Das waren aber nicht Interpretationen, sondern das Rückgrat gebrochen hat sie mir erstmal. Indem sie keine sehr freundlichen Sachen gesagt hat; also z. B., Erzählen Sie mir doch nichts, Sie wollen doch gar nicht hier sitzen, erzählen Sie mir doch nichts, Ihr Problem ist doch nicht der Vater, das ist doch Ihre Mutter . . . Also ich überziehe das jetzt . . .

Das hat sie schon gewußt?

Ja, das hat sie alles gewußt. So daß man ihr im Grunde gar nichts mehr erzählen konnte, weil sie das ja immer besser wußte. Haben Sie einen Freund, hat sie nach einer Weile gefragt. Ja, und es ginge auch gerade ganz gut, hab ich gesagt, ich wäre schon lange mit dem befreundet und so, und dann hat sie gesagt Jaja, der ist aber schwächer als Sie, der hat viel mehr Probleme.

Wie kam sie darauf?

Weiß ich nicht. Ich hab wirklich keinen Ton darüber gesagt. Und da hab ich gesagt, Mag schon sein, und da kam sie mit Herrschaft-ausüben und so Sachen. Da hatt ich ne unglaubliche Wut, weil ich nicht wußte, wie sie darauf kam. Es mag ja richtig sein, wahrscheinlich stimmt es teilweise, aber – also irgendwie bildet man sich ja auch was auf seine Individualität ein, man geht eben davon aus, daß man eine hätte, und dann kommt man da hin und glaubt, man müsse denen erst mal was erzählen über sich, was die zwar sofort durchschauen, aber man müßte denen erst mal Informationen bringen, die sie dann durchschauen können; aber darauf war die offenbar gar nicht angewiesen, sondern die hat geguckt und hat dann gesagt, Sie haben Angst vor Liebesverlust – die hat ja wohl jeder, also genau wie im Horoskop – und dann hat sie so getan, als hätt sie mich durchschaut. Da war ich also erstmal ganz sauer. Und dann hat sie gesagt, Sie können mich mal wieder anrufen wenn Sie Lust haben, oder können es auch lassen. Und dann bin ich heim mit der Wut im Bauch und natürlich auch noch ein bißchen entsetzt, denn das hört man ja nicht gern. Es kam auch noch dazu, daß ich, bevor ich ins Freud-Institut gegangen bin, überhaupt nicht mit der Möglichkeit gerechnet habe, daß das eine Frau sein könnte, und als ich dann vor der Tür stand und merkte, das ist wohl eine Frau, da wollt ich eigentlich gleich wieder gehn.

Dein Problem ist halt die Mutter!

Hm, da geriet ich auch tatsächlich an eine, und noch dazu eine sehr energische. Ja und dann, also das hat mich auch geärgert, diese Spielchen, die sie da mit einem treiben. Denn ein oder zwei Tage später rief sie mich dann an und sagte mir den nächsten Termin. Das war nun wirklich ein Spiel von ihr, war ja klar zu durchschauen. Erst mal einem das Rückgrat zu brechen und dann, wenn man sich grad wieder so mühsam vom Boden hochpäppelt, freundlich anzurufen und zu sagen, Am Mittwoch dürfen Sie zum Zweitinterview kommen – was meiner ganzen Wut die Spitze nahm, weil ich das auf der anderen Seite auch wieder sehr nett fand, daß die selbst angerufen hatte. Und beim zweiten Interview, das lief so eine Stunde, auf das hatte ich mich ein bißchen vorbereitet, weil ich mich nicht nochmal so überfahren lassen wollte. Hatte also Sachen aufgeschrieben, was ich alles erzählen wollte, bin so chronologisch vorgegangen, so beim zweiten Jahr hab ich angefangen, beim dritten. Und da hat sie halt so ein bißchen ruminterpretiert und wieder gesagt, daß das Problem nicht der Vater sei sondern die Mutter. Und hat daraufhin, weil doch dieser Examensdruck vor der Tür stand, gesagt, sie wollte versuchen, ob sie eine Stütztherapie für mich kriegen kann, weil meine Abwehr gegen die Volltherapie und gegen die Analyse unheimlich groß wäre. Das hab ich nicht so richtig eingesehen, denn ich saß ja nun mal da, ich hatte mich ja dazu entschlossen, nicht? Ist schon ein bißchen dämlich, wenn man einem der gekommen ist sagt, Im Grunde wollen Sie gar nicht hier sitzen. Natürlich will man das nicht, aber –

Hast du sie mit irgendwas geärgert?

Naja, ich hab gesagt, im Grunde würde ich hierher kommen wie in die Kirche früher und würde ihr Sachen erzählen, für die ich nachher ihre Absolution erteilt haben wollte.

Das hören die nicht gern . . .

Nein, so gehts nicht, hat sie gesagt, das könnte man nicht und so. Ja und wenn, dann also Stütztherapie, und da wolle sie sich drum kümmern, und später dann Analyse, das war ihr Fahrplan, jedenfalls hab ich sie so verstanden, erst Stütztherapie und dann, wenn ich Examen hätte, wenn –

Wenn du nicht mehr so »labil« wärest –

Genau. Das könnt ich mir dann noch überlegen. Und da war noch nicht von »kompliziert« und von »langwierig« die Rede. Und dann hab ich lange lange nichts von ihr gehört, weil sie verreist ist, und dann krieg ich plötzlich die Aufforderung zu den Tests. Die hab ich dann gemacht, drei oder vier Stunden hab ich da geschwätzt, Rorschach und TAT, mit so einer Psychologin, was ne ganz beschissene Situation ist, weil die da sitzt und das könnte auch ein Computer machen; da erzählt man ja mitunter so Sachen, von denen man will, daß der andere zumindest mal nickt oder

lacht oder ein bedenkliches Gesicht macht – das macht die alles nicht, sitzt nur da und pinselt vor sich hin. Und dann hatt ich also schon einmal die Nase ziemlich voll, weil das alles sich so hinzog, und hab der auch gesagt, ich würde darauf dringen, daß das jetzt ein bißchen flotter geht, und da hat die gesagt in drei Wochen. Und dann hab ich da also dauernd angerufen, jede Woche ungefähr zweimal, weil ich von andern Leuten gehört hatte, es würde sich alles beschleunigen, wenn man sich drum kümmert.

Das heißt für die: man will!

Ja, das hab ich getan, aber ich konnte erst nach vier Wochen einen Termin bei der M. kriegen, und das war dann im Grunde die Frustration, diese Stunde. Da bin ich nämlich hin und da hat sie gesagt Ja, mit der Stütztherapie das geht nicht, da nimmt man Sie nicht. Es hätte sich alles schon zu sehr somatisch niedergeschlagen, sie würde mir raten eine Therapie – nein anders: ich könnte eine Therapie machen und ich könnte auch eine Analyse machen, die würde aber bei mir sehr lange dauern.

Hast du gefragt warum?

Ne, hab ich nicht. Denn es hat mir gelangt. Ja und dann hat sie gesagt, Das können Sie alles machen, das können Sie aber auch alles lassen, Sie können auch jedes Jahr paarmal zum Arzt gehn, was nun wirklich zynisch war, und sich an Ihren Symptomen rumkurieren lassen. Gut, deswegen wäre ich ja eigentlich hier, weil ich das nicht wollte und weil vielleicht auch mal der Punkt käme, wo kein Arzt mehr . . . Und da hab ich irgendwas von meiner Krankheitshysterie gesagt, da hat sie mich aber unheimlich angefaucht und gesagt, Sie sind nicht hysterisch, wenn Sie hysterisch wären, dann wär das alles viel einfacher. Dann hatte ich das Gefühl, daß sie überhaupt nicht mehr zuhört, und daß ich nicht verstehe, was sie sagt, daß sie auch nicht versteht, was ich sage. Und wie sie nun sagte, Hier haben Sie eine Liste mit Adressen, die können Sie durchprobieren und sehen wer Sie nimmt, da hab ich gesagt, sie würde ja nun meinen Fall kennen und sie würde auch die Leute kennen, die auf der Liste stehen, da könnt sie mir vielleicht ja mal sagen, wer geeignet wär und wer nicht. Und hab auch gesagt, mit den Frauen hätt ich am Anfang ja Schwierigkeiten gehabt, aber jetzt hätt sie mich überzeugt, daß das auch ginge, und das wär mir nun egal, aber obs denn nun sinnvoller wär ein Mann oder eine Frau oder was, da sagt sie, die wärn alle gleich und man müßte halt sehen, wie die einzelnen mit einem zu Rande kommen, weniger wie ich mit denen zu Rande komme, hat sie gemeint, das wär nicht so sehr das Problem, sondern wie die auf mich reagieren. Gut, und dann hab ich ihr gesagt, da gäbe es noch einen wichtigen Punkt, das sei etwas schwierig, aber ich wollte nicht, ich weiß nicht ob ich gesagt hab: zu einem reaktionären Analytiker, aber zumindest hab ich gesagt, ich würde gern zu einem gehen, der auch politische Problematiken einschätzen kann; das hieße nicht, daß er nun ein Revolu-

tionär sein müßte, aber der das zumindest versteht. Und da wars ja nun überhaupt aus. Ich dachte ja, die hätte für so was Verständnis, weil es ja allgemein heißt, sie wär so die linkeste am Institut, und dachte, ihr könnte man so eine Frage stellen, aber das war falsch. Da war also grad die Geschichte mit den Bomben, kurz bevor der Baader verhaftet wurde, und da hat sie mich angefahren, sie wüßte ja überhaupt nicht, was ich politisch machen würde, und wenn ich Bomben legen und dafür dann eine Rechtfertigung haben wollte, da könnte sie mir gleich sagen, da würde kein Analytiker mitmachen. Und da hab ich gesagt, darum gings überhaupt nicht, ich wär da auch gegen, und ich würd im Moment eigentlich gar nichts machen, aber das wär auch mein Problem und ich wollte eigentlich schon, daß das einer auch als Problem begreift. Und sie: das wär ja nun eine ganz falsche Vorstellung von der Analyse, die wär ja per se schon eine emanzipatorische Wissenschaft und ein emanzipatorisches Verfahren, und das gäbs eigentlich überhaupt nicht, reaktionäre Analytiker und so, und hat sich unheimlich erregt. Ich war dann auch so verschüchtert, daß ich gar nicht mehr weiter präzise Fragen stellen konnte. Dann hat sie mir noch was erzählt vom Freund-Feind-Schema, deswegen wär die Psychoanalyse ja emanzipatorisch, weil sie dieses Freund-Feind-Schema aufbrechen würde, und das wär ja auch unter den Linken so verbreitet, draußen der Feind und innen alle Freunde, da müßte man gegen angehen und ich sollte mir doch mal die Peking-Rundschau durchlesen, da würden doch die kleinen Kinder schon in dieses Schema gepreßt und dahingehend erzogen und so. Und dann konnt ich wirklich nur noch soso sagen . . . Und ging dann raus mit meiner Liste und hab gedacht, ich laß alles. Aber dann gings mir zwischendurch immer wieder gar nicht gut und außerdem wollt ich mich eigentlich an der ein bißchen rächen und dachte, jetzt rufst du mal bei all den Leuten an, aber du wirst natürlich keinen Platz kriegen, wie auch alle anderen keinen Platz kriegen, und dann schreibst du ihr einen Brief, was sie sich eigentlich dächte. Nun ist mir da aber leider ein Strich durch die Rechnung gemacht worden, indem der mich halt genommen hat.

Das klingt ja, als wärst du zu deiner Therapie gekommen wie die Jungfrau zum Kind!

Naja, ich hab eben rumtelefoniert, bis ich bei dem angelangt bin. Die anderen haben gesagt, das wär eine Zumutung, daß man überhaupt anruft, In vier Jahren vielleicht, Sie können sich ja mal auf die Warteliste setzen lassen, und einer hat mir erzählt, Wissen Sie, ich muß ja auch noch schlafen. Ist auch wirklich ne Bosheit, sich ans Telefon zu hängen und zu fragen, ganz schüchtern und bescheiden, ob sie vielleicht ein Stündchen frei hätten. Aber von dem wußte ich, daß er gerade eins frei hatte. Der hat mich zwar so vier bis fünfmal hingehalten und gesagt, ich soll wieder anrufen, aber weil ich hartnäckig genug war, hat er dann irgendwann gesagt, er nimmt

mich; warum weiß ich auch nicht. Ich weiß von vier anderen Leuten, die er nicht nimmt, von denen ich sagen würde, denen gehts sicher schlechter als mir.

Hat er sich denn mit dir unterhalten?

Ja. Seine erste Frage war übrigens, Wie haben Sie eigentlich auf die Behandlung im Freud-Institut reagiert. Hab ich gesagt: Sehr sauer. Da grinste er und hat gesagt, Ja das würde er einsehen, das wär ja auch eine frustrierende Geschichte. Und hat dann gemeint, Sie stellen sich das sicher so vor, als würden Sie da hingehen, Ihnen würde eine Warze ausgebrannt und Sie könnten wieder nach Hause. Da hab ich gesagt Ja, das wär mir das liebste, aber ich wüßte, daß das nicht so ginge, und deswegen säße ich eben hier. Er hatte also die Mappe vom Freud-Institut, und dann hat er gefragt, was sich seither geändert hätte, es sind acht Wochen her oder so, da hab ich gesagt Nichts. Und dann hat er mir ein paarmal gesagt, es wär kein Honigschlecken, es würd auch keinen Spaß machen, und er wär im Gegensatz zum Freud-Institut der Meinung, ich solle eine Analyse machen; alle Leute, die geeignet wären für eine Analyse, was wohl nicht alle sind, die sollten eigentlich eine Analyse machen, weil das einfach das gründlichere Verfahren wäre. Ja und da bin ich mit ihm so verblieben, daß man erst mal ne Therapie macht und dann eventuell noch eine Analyse. Dann kam er auf das Geld zu sprechen und wie ich das denn so machen wollte, und ich hab gesagt, ich wollte in die Barmer Ersatzkasse eintreten, weil die ja Therapien bezahlt, und da war seine Argumentation ein bißchen verwaschen. Erstens hat er die Sache mit der eigenen Anstrengung gebracht und gesagt, daß die Kassen den Patienten die Eigenbeteiligung nehmen – was Quatsch ist, weil die maximal 120 Stunden zahlen, also nur den Bruchteil einer Analyse. Ich hab dann gesagt, und da wurde ich schon etwas aggressiver, das könne man ja gar nicht allein bezahlen, was er von einem verlangen würde, insofern wär das doch Unsinn, und dann kam er eben mit dem Argument, daß die Kassen auf meine Symptomatik nicht so ansprechen würden. Ich weiß nicht, ob das nur ein Vorwand war, um mich davon abzuhalten, mir das erstmal bezahlen zu lassen, weil er doch meinte, das sei so entscheidend, daß man selbst dafür aufkommt. Aber dann fragte er, was der Vater sei – was sie im Freud-Institut auch gleich gefragt haben, und als ich sagte Regierungsdirektor, da haben sie gesagt Oh, das ist ja ganz toll, da kann der das ja zahlen. Aber soviel verdient der ja nun wirklich nicht. Und da hab ich ihm gesagt, Abgesehen davon, daß er das nicht könnte, wollte ich auch nicht, daß er das zahlt. Und dann kamen wir überein, daß mein Vater ja bis zum Examen die Beihilfe kriegt, den andern Teil würde dann die Kasse zahlen, und später müßte man dann weitersehen. Und dann hat er gesagt, ich sollte es mir nochmals überlegen, ob ich es überhaupt machen wolle, und da hab ich gesagt, da gäbs eigentlich

für mich nichts mehr zu überlegen, mehr könnt mir dazu nicht mehr einfallen, als mir bis jetzt eingefallen ist. Und da hat er gelacht und gemeint, Ich nehm Sie, aber überlegen Sie sichs doch nochmal ne Woche, und da hab ich nichts überlegt, sondern die Woche abgewartet und ihn dann angerufen. Und jetzt gehts los. Am nächsten Montag um 10 Uhr 10 pünktlich. Jetzt ist nur die Frage, wie ich so anfange. Plappert man einfach los? Also ich würde ihm gern das Problem vortragen, daß ich das so unheimlich repressiv finde, daß er was weiß von mir und ich von ihm gar nichts und noch nicht mal das weiß, was er von mir weiß; daß mich das auch ein bißchen hemmt und daß man die Rollen vielleicht mal anders bestimmen sollte.

Deine Frustration, deine Skepsis sind verständlich. Unklar ist mir aber, warum du trotzdem zur Therapie gehst.

Ja, das ist ziemlich zwiespältig bei mir. Ich frag mich ja auch, wieso eigentlich, aber ich hab da keine Erklärung . . .

Die Psychoanalytiker haben eine Erklärung, die aus dem ›Trotzdem‹ ein ›Gerade weil‹ macht und mehrere Fliegen mit einer Klappe schlägt. Die Frustration des Patienten, ja sogar seine Wut gilt als Zeichen dafür, daß er wirklich nach Behandlung drängt, und wird deshalb gern unter die Kategorie des ›prognostisch Günstigen‹ eingereiht: der psychoanalytische Heilungsprozeß kann dann an solche Verzweiflung und irrationale Hoffnung anknüpfen.

So wie man, laut Freud, die Wertschätzung der Kur beim Patienten nicht dadurch erhöht, daß man sie ihm wohlfeil läßt, so macht man ihm auch die Couch nicht begehrenswerter, wenn man ihm den Zugang zu ihr erleichtert. Das heißt aber, daß unter den Analyse-Anwärtern außer der sozialen Selektion auch eine Charakterselektion stattfindet, die etwas von einer Glaubensprüfung hat: auf die Couch kommt vorzugsweise, wer allen Anfechtungen zum Trotz an die Psychoanalyse glaubt. Man darf sich nicht abschrecken lassen durch langwierige und oft demütigende Initiationsriten, und wenn man nicht jahrelang geduldig warten will, muß man aufdringlich werden, sein Leiden herausstreichen, seine Symptome dramatisieren. Man macht dann vielleicht, um überhaupt an einen Analytiker heranzukommen, aus einer mittleren Depression eine flagrante Suicidneigung (von der der Analytiker einen nachher wieder befreit).

Ein aus der Allgemeinmedizin bekannter Fall: das Symptomangebot des Patienten erhöht sich in dem Maße, wie der Arzt oder die medizinische Institution desinteressiert erscheint. Der zugrunde liegende Mechanismus ist klar: der Patient, der nach allerlei lästigen Prozeduren nichts weiter erfährt, als daß er ein ›Fall‹ ist, aber wenig Aussicht auf einen Couchplatz hat, sagt sich: die behandeln mich wie einen x-beliebigen Fall, ich bin aber ein besonderer Fall, mir geht es verdammt dreckig, ich brauche dringend Hilfe – und produziert dann entsprechende Symptome. Genauer: die psychoanalytische Praxis selbst sorgt heute dafür, daß diejenigen, die sich behandeln lassen wollen, die Symptome zeitigen, die sie allererst für den analytischen Prozeß motivieren (d. h. konditionieren). Das ganze nennt sich ›Leidensdruck‹ (wer ihn nicht hat, kann nicht erlöst werden – also gilt es ihn zu verstärken). Ein anderer Name wäre ›Hiob-Syndrom‹.

II. 2 Das gewisse Zeremoniell

Klaus Hartung und Renate Wolff haben im *Kursbuch* 28 (S. 72 ff.) die ›psychoanalytische Situation‹ unter dem Aspekt des Vertrages zwischen Analytiker und Analysand erörtert. Dieser Aspekt wird hier vorausgesetzt und zugleich in Frage gestellt. In der psychoanalytischen Literatur neben und nach Freud ist kaum noch von einer Vertragssituation die Rede, dafür um so mehr von einer Mutter-Kind-Beziehung.

»Der Patient kommt zum Analytiker als *Hilfesuchender*; er befindet sich in einer hilflosen Lage. Hierauf baute Freud durch zwei unauffällige Kunstgriffe, die in ihrer Einfachheit genial genannt werden müssen, eine überraschende Parallele zur Lage des Säuglings auf.
Diese zwei Kunstgriffe sind: 1. die Couch, auf welcher der Patient ganz wie ein Säugling liegt; er hört den Analytiker wohl, sieht ihn aber nicht; er richtet seine Appelle und Ausdrucksmanifestationen wie ein Säugling in den leeren Raum hinein; genau wie der Säugling ist er auch eines Wesens schattenhaft gewahr. Diesem Wesen schreibt er gemäß der sich verändernden analytischen Situation wechselnde Rollen, ja Identitäten zu.
2. Das andere Hilfsmittel ist die Grundregel: alles zu sagen, was einem in den Sinn kommt. Mit anderen Worten, man soll seine bewußte Wahrnehmung auf die Vorgänge in seinem *Inneren* konzentrieren und diese ohne Auswahl und Zensur berichten. Diese Regel wird öfter gebrochen denn eingehalten; aber ihr Ergebnis entspricht dem Verhalten des Säuglings, der ja auch ohne Auswahl und Hemmungen durch Bewegungen oder Laute, durch Stillsein oder Erregung die Vorgänge in seinem Organismus mitteilt, die er empfindet. Und gleich dem Säugling kann auch der Patient nicht aktiv werden, er ist auf sein Couch-Kinderbett beschränkt. Nur der Analytiker hat das Vorrecht, einzugreifen oder sich dessen zu enthalten.
... der Patient hat das demütigende Gefühl, daß er gezwungen wird, wieder ein Kind zu sein, und zwar weil er liegen muß, während der Analytiker schon allein dadurch als Erwachsener empfunden wird, weil er sitzt und sich damit auf dem höheren Niveau der Eltern befindet.
... daß diese Situation ... zu einem Anreiz, einem Schlüssel, einem Auslöser für die Entstehung von Übertragung wird. Die Regression wird durch die Situation nicht nur sehr erleichtert, sondern geradezu herbeigeführt.« (René A. Spitz, »Übertragung und Gegenübertragung«, *Psyche* X, S. 67 f.)

Der erste der beiden ›Kunstgriffe‹ Freuds, den Patienten auf die Couch zu legen, ist ein Erbe aus voranalytischen Zeiten. Damals behandelte Freud durch Hypnose, die aber von beschränkter Wirkung war, sich auch nicht bei allen Patienten durchführen ließ. Es folgte die Suggestionsbehandlung, bei welcher der Arzt u. a. durch Handauflegen und Zureden ›kathartisch‹ wirkte; sie hatte aber den Nachteil, daß sie nur Symptome behandeln konnte und (wie auch die Hypnose) oft eine starke affektive Übertragung erzeugte, die den Patienten an den Arzt band. Erst durch den zweiten ›Kunstgriff‹, die Einführung der ›Grundregel‹ des freien Assoziierens, wurde aus der kathartischen die psychoanalytische Kur. Freud legte jedoch Wert auf »ein gewisses Zeremoniell« und empfahl, daß der Patient

wie bei der alten Behandlung durch Hypnose und Suggestion auf einem Ruhebett liegen solle, während der Arzt, von ihm ungesehen, dahinter sitzt. Er begründete das im übrigen sehr pragmatisch:

»Ich vertrage es nicht, acht Stunden täglich (oder länger) von anderen angestarrt zu werden. Da ich mich während des Zuhörens selbst dem Ablauf meiner unbewußten Gedanken überlasse, will ich nicht, daß meine Mienen dem Patienten Stoff zu Deutungen geben oder ihn in seinen Mitteilungen beeinflussen. Der Patient faßt die ihm aufgezwungene Situation gewöhnlich als Entbehrung auf und sträubt sich gegen sie ... Ich beharre aber auf dieser Maßregel, welche die Absicht und den Erfolg hat, die unmerkliche Vermengung der Übertragung mit den Einfällen des Patienten zu verhüten ...« (GW VIII, S. 467)

Die erwähnte Entbehrung, vor allem aber die dem Patienten durch die ›Abstinenzregel‹ auferlegten Versagungen im täglichen Leben, für die er dann im Übertragungsverhältnis zum Arzt Ersatzbefriedigungen suche, wie Freud sagt, veranlaßten Ferenczi 1925, von der analytischen Situation als einer »Massenbildung zu zweien« zu sprechen: in der »Nacherziehung«, die die Analyse anstrebe, müsse »der Arzt die Rolle des Vaters resp. des Urvaters übernehmen« und der Patient zur »Massenpsyche« regredieren: »Der Analytiker wirkt auf den Patienten wie jener Befehlshaber, der niemanden liebt und den alle lieben ...« (*Zur Psychoanalyse von Sexualgewohnheiten*, Leipzig/Wien/Zürich 1925, S. 15 f.). Das ist deutlich. Auch deshalb, weil »Masse zu zweit« Freuds Bezeichnung für die *hypnotische* Beziehung ist. Sie überlebt offensichtlich in der sich von ihr distanzierenden *analytischen* Beziehung, auch wenn Freud und viele seiner Nachfolger dem einen Riegel vorschieben wollen, indem sie statt der ›Übertragungsliebe‹ den ›Übertragungshaß‹, die negative Übertragung fördern. Andererseits hat Freud erklärt, es sei »praktisch nichts dagegen zu sagen, wenn ein Psychotherapeut ein Stück Analyse mit einer Portion Suggestivbeeinflussung vermengt« (GW VIII, S. 384); besonders für die therapeutische Behandlung der »breiten Volksschichten« hat er die Anwendung von Suggestion und Hypnose ins Auge gefaßt:

»Wir werden auch sehr wahrscheinlich genötigt sein, in der Massenanwendung unserer Therapie das reine Gold der Analyse reichlich mit dem Kupfer der direkten Suggestion zu legieren, und auch die hypnotische Beeinflussung könnte dort ... wieder eine Stelle finden. Aber wie immer sich auch diese Psychotherapie fürs Volk gestalten, aus welchen Elementen sie sich zusammensetzen mag, ihre wirksamsten und wichtigsten Bestandteile werden gewiß die bleiben, die von der strengen, der tendenzlosen Psychoanalyse entlehnt worden sind.« (GW XII, S. 193 f.)

(Die Tendenz ist hier einzig die, wie es an derselben Stelle heißt, den Armen – der »noch weniger zum Verzicht auf seine Neurose bereit ist als der Reiche, weil das schwere Leben, das auf ihn wartet, ihn nicht lockt, und das Kranksein ihm einen Anspruch mehr auf soziale Hilfe bedeutet« – »durch Analyse widerstands- und leistungsfähig zu erhalten«.)

Freud, der im Umgang mit Autoritätsverhältnissen weit weniger zimperlich war als seine Nachfolger, war auch im Umgang mit der (seiner) Tech-

nik viel freizügiger als diese, die schon den Verdacht, sie könnten Herrschaft und Suggestion ausüben, weit von sich weisen. Heute hält sich die analytische Metaphorik mehr an die honorige Eltern-Kind-Beziehung, wenn sie die Lage des Patienten auf der Couch beschreibt:

»Ohne daß wir ihm das explizit erklären, versetzen ihn die Bedingungen der analytischen Situation in die früheste, die objektlose Säuglingsphase. Wir versagen dem Patienten die visuelle Teilhabe am Objekt; aber auch eine taktile Teilhabe ist durch die Bedingungen der analytischen Situation ausgeschlossen. Wir legen seiner Gehörswahrnehmung Versagungen auf, indem wir nur spärlich und selten auf Kundgebungen antworten. Wir legen ihn wie einen Säugling hin und beschränken auch seinen Bewegungsdrang und seine Muskeltätigkeit, indem wir ihm einschärfen, daß er nicht agieren, sondern nur sagen solle, was in ihm vorgeht. Die Parallele der sich daraus ergebenden Gefühlstönung mit der der Säuglingszeit ist auffallend. [Gibt es nicht eine näherliegende Parallele?] Schließlich führt eine weitere, weniger augenfällige Regel der Analyse, nämlich das Verbot gesellschaftlichen Kontaktes zwischen dem Analytiker und seinem Patienten, dazu, daß das Privatleben des Analytikers dem Patienten genau so mysteriös erscheinen muß wie dem Kinde das der Eltern; und wir können hinzufügen: es provoziert eine ähnliche Phantasietätigkeit in ihm.« (René A. Spitz, a.a.O., S. 70)

Ob Massenpsyche oder Säugling oder »couch-diver«, wie Franz Alexander ihn nennt, – der Patient ist für den Analytiker unmündig, er ist Objekt seiner Behandlung. Das ist das *factum brutum*, das hinter solchen und ähnlichen Umschreibungen steht und gerade dann zum Vorschein kommt, wenn die Analytiker, beglückt über die regressionsstimulierende Wirkung der Couch, beteuern, daß der Patient doch nicht »ganz und gar« regrediert; »daß wir irgendwo Raum lassen müssen für die Realisierung, daß Analytiker und Patient doch auch zwei reelle Leute sind von gleichem Erwachsenen-Status« (Anna Freud, *J. Amer. Psychoan. Assoc.*, 1954). Gewiß, denn sonst könnte man ihn gar nicht den Bedingungen unterwerfen, die ihn erst zum Behandlungsobjekt machen (gestillt, gewickelt, trockengelegt wird der Patient vom Analytiker ja nicht). Die Veranstaltungen und Regeln, denen er unterliegt, mögen ihren guten therapeutischen oder wenigstens professionellen Grund haben, aber sie werden mystifiziert zu geheimnisvollen Kräften und Mechanismen, die die Schaffung, die Handhabung und schließliche Auflösung der Übertragung bewirken sollen:
– *Das Liegen auf der Couch* (zwecks Entspannung) – der Patient regrediert zum Säuglingsstatus, taucht in das »Bad der freien Regression« (Alexander); Nils Haak will auf dem Divan chaotische, von überströmenden Es-Impulsen bestimmte Situationen beobachtet haben, Patienten, die sich wie kleine Kinder benahmen, aber sofort wieder zu vernünftigen Menschen wurden, wenn er sie aufstehen ließ (»Comments on the Analytic Situation«, *Int. J. Psychoan.* 1957, S. 153 f.); und Gaetano Benedetti versichert: »Dadurch, daß der Kranke sich im Verhältnis zum Arzt als Kind vorkommt und fühlt, beginnt ein Wachsen: Das Kindsein wird nicht mehr

als beschämend, unmännlich, entwertend, gefährlich erlebt, sondern als Anfang« (»Psychotherapie eines Schizophrenen«, *Psyche* IX, S. 31).
– *Die Unsichtbarkeit des Analytikers* (weil er nicht den ganzen Tag anderen ins Auge sehen mag und der Patient nicht auf seine Person ein- oder an ihr ausflippen soll) – die Übertragung kommt (›blind‹) in Gang. »Das Ungesehen-sein des Analytikers vermittelt einerseits wohl eine oberflächliche Distanzierung, andererseits aber vermittelt das gleichzeitige Wissen um sein Hier-sein ein Miteinander-sein von ganz spezieller Art und Farbe (A. J. Westerman Holstijn, »Über das Schweigen des Patienten und das Liegen bei der psychoanalytischen Behandlung«, in: *Fortschritte der Psychoanalyse*, Bd. I, Göttingen 1964, S. 176).
– *Das freie Assoziieren* (weil dabei mehr ›Material‹ herauskommt) – die Widerstände, Erinnerungen, Kernkonflikte werden Wort, das ›Unbewußte‹ beginnt sich auszudrücken ... »Sein Auftauchen muß Angst erregen ..., aber die gleichzeitige Annahme einer mehr kindhaften Haltung gegenüber dem Analytiker ermöglicht es dem letzteren, als Schutz gegen Gefahr zu wirken« (Robert Waelder, *Die Grundlagen der Psychoanalyse*, Stuttgart 1963, S. 219).
– *Die Abstinenz* (weil der Patient sich auf die Kur konzentrieren und keine Ersatzbefriedigungen suchen soll) – »Wir müssen, so grausam es klingt, dafür sorgen, daß das Leiden des Kranken ... kein vorzeitiges Ende finde«, weil »jede Besserung eines Leidenszustandes ... die Triebkraft verringert, die zur Heilung drängt« (Freud, GW XII, S. 188). Oder auch: da »zu Beginn jeder neuen Entwicklungsstufe ... stets eine Versagungssituation steht«, muß die Psychoanalyse, die ja »die versäumten Entwicklungen eines Menschen nachholen will«, diesem entsprechende Entbehrungen auferlegen, denn: »Freud hat wiederholt betont, daß die Not (*Ananke*) der Zucht- und Lehrmeister der Menschheit war und ist, ohne den es niemals einen kulturellen Fortschritt gegeben hätte« (Werner Kemper, »Die ›Abstinenzregel‹ in der Psychoanalyse«, *Psyche* VIII, S. 637). Frei heraus:

»Eine junge Frau mit akuter Melancholie, bei der ich mit Rücksicht auf die Suizidgefahr nicht wagte, den persönlichen Verkehr mit jenem Manne, mit dem sie ein unerlaubtes Verhältnis hatte, vollkommen zu verbieten, ließ sich von mir nur so lange beeinflussen, als ihr psychischer Zustand unerträglich war, entzog sich aber bald nachher meinem Einflusse und kehrte mit unbeendigter Analyse zum Liebhaber zurück ...
... daß man wenig Aussicht hat, jemanden von einer noch so unglücklichen Verliebtheit analytisch zu befreien, solange noch reale Befriedigungsmöglichkeiten seitens des Liebesobjektes winken ...« (Ferenczi, a.a.O., S. 16 f.)

– *Die Neutralität des Analytikers*, das Verbot, sich außerhalb der Stunden an ihn zu wenden, die Vermeidung jedes persönlichen Kontaktes (weil der Arzt schließlich einen Beruf ausübt und sein Privatleben braucht etc.)

– »Der Arzt soll undurchsichtig für den Analysierten sein und wie eine Spiegelplatte nichts anderes zeigen, als was ihm gezeigt wird« (Freud, GW VIII, S. 384); »Der Kranke soll, was sein Verhältnis zum Arzt betrifft, unerfüllte Wünsche reichlich übrig behalten« (Freud, GW XII, S. 189); das Privatleben des Arztes soll dem Patienten so mysteriös erscheinen wie das der Eltern dem Kleinkind (Spitz, s. o.); und so weiter.

»Es ist bemerkenswert, daß die Selbstdisziplin, die vom psychiatrischen Patienten verlangt wird, wenn er seinem Psychiater erlauben soll, wie jeder andere Fachmann zu handeln, in der psychoanalytischen Literatur aufgrund technisch-therapeutischer Erwägungen volle und detaillierte Rechtfertigung findet. Es besteht eine wunderbare, im voraus arrangierte Harmonie zwischen dem, was dem Patienten frommt, und dem, was der Psychiater benötigt, um einen mit einer Praxis verbundenen Beruf auszuüben. Sinngemäß nach Mr. Wilson könnte man sagen: Was dem Beruf des Psychiaters nützt, das nützt dem Patienten. Besonders herzerfrischend fand ich immer die Diskussion über die psychologische Bedeutung der Tatsache, daß der Patient das Privatleben des Psychiaters respektieren solle und daß es nicht gut für den Patienten sei, wenn der Therapeut ihm zuliebe seinen Urlaub verschiebt oder den Patienten auf mitternächtliche Telefonanrufe hin empfängt beziehungsweise sich einer physischen Gefährdung durch den Patienten aussetzt.« (Erving Goffman, *Asyle*, Frankfurt 1972, S. 354, Fn. 34)

– *Das strenge Einhalten der Termine* (weil der Analytiker seine Praxis organisieren muß, er hat ja nicht nur *einen* Patienten) – der Patient soll durch diese Disziplinierung merken, daß die Kur etwas entscheidend Wichtiges für ihn ist; Zuspätkommen ist ein Symptom, Zufrühkommen ist auch ein Symptom, Garnichtkommen ist erst recht ein Symptom und muß analysiert werden als Widerstand. (Was aber bedeutet das Pünktlichkommen trotz Großstadtverkehr und längerem Weg? Der Fall ist zu ernst für die Psychoanalyse; er hat etwas mit der Disposition zur Lohnarbeit zu tun.)

»Durch das regelmäßige und gründliche Darauf-eingehen ... ergibt sich aber oft der Nachteil, daß nun erst das Zuspätkommen des Patienten von diesem ›libidinisiert‹ wird und damit ein sekundäres Gestütztwerden des Symptoms eintreten kann wie bei jedem Symptom, dem man seine Aufmerksamkeit zuwendet, weil man es beobachten oder vermeiden will.« (Fritz Riemann, »Die Struktur des Analytikers und ihr Einfluß auf den Behandlungsverlauf«, in: *Fortschritte der Psychoanalyse*, Bd. 1, a.a.O., S. 164)

– *Das Honorar* (der Analytiker muß schließlich auch leben) – »Man erhöht, wie bekannt, die Schätzung der Behandlung beim Patienten nicht, wenn man sie sehr wohlfeil gibt« (Freud, GW VIII, S. 464), woraus oft gefolgert wird: je schwerer es dem Patienten fällt, das Honorar aufzubringen, desto größer seine Wertschätzung der Kur, seine Leistung auf der Couch. Jedoch:

»Für die Analytiker ist es bisher immer sehr wichtig gewesen, dem Patienten zu sagen, er müsse seine Analyse selbst zahlen, ja er müsse sich diese Analyse gleichsam vom Munde absparen, damit er sich durch das Engagement eines sehr hohen Geldbetrages an die Analyse bindet und den Eindruck hat, daß er hier wirklich etwas leisten muß. Merk-

würdig ist nur, daß in dem Moment, wo jetzt die Ortskrankenkassen und die Ersatzkassen unter bestimmten Bedingungen die Kosten übernehmen, nicht nur die Preise für die Stunden in die Höhe gegangen sind und von den Analytikern die 60 Mark nicht mehr als Traumziffer genannt werden, sondern als Mindestsatz – ich hab 1969 mit 50 Mark angefangen, und da hat er mir gesagt, das sei ein Höchstsatz, aber den müsse er halt nehmen; heute heißt es, 60 Mark sei ein Minimalsatz, und er hat mir vorgehalten, daß es Analytiker gebe, die mindestens 90 Mark verlangen, was durchaus sein mag –, sondern daß jetzt also auch das Argument, man müsse die Analyse selbst bezahlen, automatisch fortfällt, wenn die Kasse zahlt; das ist dann plötzlich gar nicht mehr so wichtig für den Erfolg der Analyse.« (Aus dem Interview mit Wolf D.)

– *Schließlich der ›Leidensdruck‹*, der einen zur Couch treibt (es gibt zu wenig Therapeuten, die Wartezeiten betragen bis zu zwei Jahren, die Patienten werden kujoniert) – je größer die Frustration, je irrationaler die Hoffnung, desto günstiger die Prognose für eine Kur (siehe oben, S. 41, ›Hiob-Syndrom‹).

Die angeführten Rationalisierungen passen nicht so recht unter einen Hut. Wann soll der Patient zum unmündigen Kind regredieren, wann soll er disziplinierter Erwachsener sein? Und was trägt das eine, was das andere zur Heilung bei? Die 50 Minuten auf der Couch ist er Säugling, aber mit Manieren; kurz vorher und nachher ist er Klient, aber ohne Reputation; im übrigen muß er das Geld aufbringen, das der Spaß ihn kostet, und kein Analytiker kümmert sich um ihn, wenn er dabei durchdreht –: mystifiziert werden hier nicht nur die Bedingungen der Kur, mystifiziert wird der Patient selbst. Ist vielleicht das gerade die Therapie?

II.3 Die Technik (Pflicht und Kür)

»Was tut denn eigentlich der Psychoanalytiker?« – »Die einzige Arbeit, die ein Psychoanalytiker hat, ist, das Material, das der Patient zutage bringt, zu deuten.« (E. Eduardo Krapf, »Entwicklungslinien der psychoanalytischen Technik«, in: *Freud in der Gegenwart*, Frankfurter Beiträge zur Soziologie 6, Frankfurt 1957, S. 154).
»Was ist das eigentliche agens effektivum, wenn und wo wir heilen können?« – »Ist es . . . nicht so, daß das Entscheidende bei einer psychotherapeutischen Begegnung zwischen Arzt und Patienten unter Umständen keineswegs die ›analytische Situation‹ bzw. Technik ist, sondern eben etwas anderes sein muß?« (Werner Geist, »Analytische Situation und zwischenmenschliche Beziehung«, *Psyche* VIII, S. 220 f.)

Freud hat die Frage, »wie die Heilung durch die Analyse zustande kommt«, recht unwirsch beiseite geschoben. Die Antworten, die heute auf sie gegeben werden, schwanken zwischen rein technischen Auskünften (es wird etwas gemacht) und mystisch-biologischen Verlautbarungen (es vollzieht sich etwas). Dazwischen stehen die verschiedenen Modelle der ›Kommunikation‹ zwischen Arzt und Patient (therapeutischer Prozeß als »dialogisches Geschehen«) und der ›Begegnung‹ zwischen Arzt und Patient

(»Heeling through meeting«), die heute das Feld beherrschen; man hält zumeist noch an der ›psychoanalytischen Situation‹ und der überkommenen Technik fest, läßt aber die klassische ›Spiegelhaltung‹ und Neutralität fahren zugunsten einer engagierteren Beziehung zum Patienten. In diesem sehr weiten Rahmen wird die Kontroverse über ›Übertragung und Gegenübertragung‹, ›Widerstand und Gegenwiderstand‹ geführt.
Das Phänomen der Gegenübertragung, das in der Psychoanalyse erst relativ spät zur Kenntnis genommen wurde, gilt den Orthodoxen als betrübliche, die Behandlung störende Abweichung von der strengen Regel (als ›Kunstfehler‹ oder als Zeichen, daß der Analytiker nicht ganz durchanalysiert ist), den Liberalen und Revisionisten aber als gar nicht zu vermeidendes, ja sogar wünschenswertes Element der Beziehung zwischen Analytiker und Analysand (das verbale Schibboleth dieser Therapeuten ist, daß sie in die sterile analytische Situation ›Atmosphäre‹ bringen wollen, ›Zwischenmenschliches‹, ›Partnerschaft‹ etc.)

»Erfahrungsgemäß kommen wir mit der alten klassischen Technik bei diesen [depressiven und schizoiden] Neurosen nicht aus. Diese Kranken suchen auch im Analytiker nicht mehr nur eine Autorität und haben wenig Bereitschaft, sich einer unpersönlichen Methode der Behandlung anzuvertrauen – sie wollen und brauchen im Analytiker mehr einen Partner . . .
Das hat dazu geführt, daß wir uns mehr und mehr als Person gefordert fühlen im therapeutischen Prozeß und uns weniger auf die Technik verlassen können, wenn wir heilen wollen. Die gewisse Hybris des ›alles schon im voraus Wissens‹, die eine gekonnte Technik mit sich zu bringen pflegt und die oft genug mit nicht verarbeiteten Allmachtsvorstellungen des Analytikers zu tun hat, läßt uns hier früher scheitern . . .« (F. Riemann, a.a.O., S. 158 f.)

Neuerdings wird die Gegenübertragung sogar als entscheidendes Mittel der Behandlung aufgefaßt, besonders bei der Psychosentherapie. Nach Harold Searles »beschreibt man die ›Technik‹ der Psychotherapie der Schizophrenen am besten als eine sich langsam entwickelnde Folge von spezifischen und sehr tiefen affektiven Beteiligungen, in die der Therapeut genauso wie der Patient hineingezogen wird« – bis hin zu einer »symbiotischen Beziehung«, die »manchmal für mehrere Monate alle Anzeichen einer beiderseitigen Bemühung aufweisen (wird), sich gegenseitig verrückt zu machen«: der Therapeut »fühlt sich mit der Krankheit, von der sein Patient befallen ist, wesensgleich« (»Phasen der Wechselbeziehung zwischen Patient und Therapeut . . .«, *Psyche* IX, S. 495 ff.). ›Gegenübertragung‹ erhält hier eine neue Bedeutung: emotionale Reaktion auf die Übertragung des Patienten, und zwar ohne Rückhalt, auch nicht mehr nur im Sinne einer »symbolischen Wunscherfüllung« (M. Sechehaye), eher in dem eines gemeinsamen Ausagierens, Auslebens von Konflikten. Der Therapeut ist nicht nur Partner des Kranken, sondern Teilhaber seiner Krank-

heit; er geht mit ihm auf die – ›antipsychiatrische‹ – Reise in das fremde Land der Schizophrenie. Die Rückkehr erfolgt nach 6, 8 oder 10 Jahren ...

Dies nur als Kontrast zur klassischen Technik, die seit über 50 Jahren etabliert ist, in der Praxis immer noch vorherrscht und von ihren orthodoxen Vertretern gegen jede Abweichung und Neuerung verteidigt wird, weil dies (willentlich oder nicht) einen Abfall in nicht-analytische Beziehungstherapie darstelle, die sich von Suggestionstherapie oder hypnotischer Behandlung nicht unterscheide. Edward Glover, der das klassische Buch über diese klassische Technik schrieb (*The Technique of Psycho-Analysis*, London 1955), ermittelte jedoch durch eine Fragebogenaktion bei englischen Analytikern, daß nur bei sechs (von 80) Punkten weitgehend Übereinstimmung bestand, nämlich darüber:

1. Fachausdrücke vermeiden.
2. Fragen nicht beantworten, sondern analysieren.
3. Zu Beginn der Analyse soll keine andere Regel als die Grundregel der freien Assoziation gegeben werden (z. B. keine Warnung vor lebenswichtigen Entscheidungen, keine Abstinenzregel usw.).
4. Übertragungsanalyse als Leitlinie.
5. Außeranalytische Gespräche zu Beginn, während und nach der Stunde sollte man vermeiden.
6. Nicht eingehaltene Stunden müssen in der Regel bezahlt werden.

Hinzu kommen weitere 24 Punkte, denen zwei Drittel der Befragten zustimmen und die von der Minderheit nicht ausdrücklich zurückgewiesen werden, darunter diese:
»Kindheitserinnerungen sind besonders zu beachten / ›Common-sense‹-Reaktionen sind als Abwehrreaktionen anzugehen / Deutungsversuche des Patienten sind als Übertragungsphänomene anzugehen / Neutrale Zurückhaltung wird geraten / Kleine Geschenke nicht ablehnen, aber jedenfalls größere und Geldgeschenke / Nur kleinere Honorarbeträge stunden / Rauchen erlauben, nicht dazu auffordern / Keinen außeranalytischen Kontakt ...«
Daß nirgends, auch nicht unter den als wichtig vorgetragenen Einzelmeinungen, der Vorschlag auftaucht, den Patienten über die angewandte Technik zu informieren, ihm zu sagen, *was* man macht, *wie* man ihn behandelt, verwundert nicht; die Analytiker scheinen es selbst nicht zu wissen. Sie haben ein paar Prinzipien, ein paar Rituale, ein paar Schutzvorkehrungen – das übrige tun die Couch und die Grundregel offenbar von selbst. Was denn nun ist die psychoanalytische Technik?

»Die psychoanalytische Methode ist ein psychotherapeutisches Mittel, das aus bestimmten Erfahrungen und bestimmten Hypothesen entwickelt worden ist. Diese Erfahrungen mö-

gen zum Teil optische Täuschungen sein, und die Hypothesen sind sicher unzulänglich und zu einem mehr oder weniger großen Teil einfach falsch . . .
Dennoch hat das aus diesen gemischten Voraussetzungen entwickelte Instrument eine eigentümliche Logik, Kohärenz und Konsequenz seiner psychologischen Wirkungsweise, die ihm unabhängig von den theoretischen Voraussetzungen eigen ist. Die analytische Methode hat ein ›Wesen‹ und eine eigenartige Wesensdynamik, die man verstehen und nutzen, aber auch mißverstehen und mißbrauchen kann. Weil es ein Wesen der Analyse gibt, kann man wesensgemäß korrekt analysieren, aber auch wesenswidrig und falsch. Der psychoanalytische Prozeß ist in sich und unabhängig von der psychoanalytischen Theorie eine neue psychologische Wirklichkeit, deren Gesetze und Regeln man erforschen kann und soll . . .« (Albert Görres, »Die Technik der Psychoanalyse. Zu Edward Glover: The Technique of Psycho-Analysis«, *Psyche* IX, S. 896).

Also: ein paar Erfahrungen und Hypothesen, z. T. sicher falsch, ergeben ein Instrument, das ein ›Wesen‹ hat und einen Prozeß in Gang setzt, der eine neue Wirklichkeit ist . . . Das könnte Ideologiekritik sein, wäre es nicht – Ideologie. Immerhin wird zugestanden, daß Theorie und Praxis der Psychoanalyse wenig miteinander zu tun haben. Die Praxis hat ihre eigene Theorie oder muß sie noch finden. Kann man wenigstens den Motor jenes Prozesses ausmachen? Ist es die Deutung? Offenbar nicht, denn:

»Wenn der Arzt nur zuhört und nicht deutet, werden gelegentlich Patienten gesund. Wenn er nur zuhört und deutet, werden wieder einige Patienten gesund. Aber es scheint gewiß, daß die Beschränkung auf Hören und Deuten in vielen Fällen nicht ausreicht. Was kann der Analytiker sonst noch tun, was ist legitime analytische Aktivität?« (ebenda)

Wenn die Rede auf die ›aktive Therapie‹ kommt, gehen die Meinungen der Analytiker auseinander. Den Konservativen fallen dann meistens nur Verbote ein, den Progressiven auch Gewährungen, den Reformern »die Schaffung einer geeigneten Atmosphäre« (Michael Balint). Und dann hört man, wie anstrengend schon das bloße Zuhören, die ›gleichschwebende Aufmerksamkeit‹ sei, was keiner bestreiten wird. Aber dafür werden die Therapeuten ja bezahlt . . .

II.4 Das Ritual: Schweigen und ›Hm‹

Von der Couch her gesehen, aus der Perspektive des Patienten, den jede Minute Therapeuten-Schweigen mindestens eine Mark kostet – »das klickt wie beim Gaszähler« –, wirkt die »Wesensdynamik« der psychoanalytischen Methode wie ein einziges starres Ritual:

»Es ist alles eine Ritualisierung: die Formen des Entgegenkommens, die Formen der Begrüßung, wie man sich die Hände schüttelt, wie man freundlich ist (sehr distanziert), wie man spricht – das ist ja keine normale Art und Weise zu sprechen, sondern es ist so ein Geflüster aus einem Hohlkörper, der nirgendwo ausgefüllt ist, so wie aus einem dunklen Raum. Und diese Ritualisierung kann man als Patient einfach nicht durchbrechen . . . das ist immer die gleiche Wand . . .

Ich hatte das Gefühl, daß der Mann irgendwo dasitzt und sich in der Nase bohrt oder was weiß ich macht, während der Patient dort sein Zeug abspult, und man selber hat einfach keine Möglichkeit mehr, das zu kontrollieren. Man weiß nicht, was der macht, dreht er sich um oder guckt er einen noch an oder liest er vielleicht? Man hört ja manchmal auch stundenlang keinen einzigen Ton von ihm. Man testet dann manchmal, ob der irgendwas sagt, wenn man mal ne Pause macht, und da kommt halt meist nichts, und so eine Pause kann man ausdehnen, solange man will, es kommt immer noch nichts, und wenns einem dann zu bunt wird und man sagt, Können Sie nicht auch mal was sagen?, dann kommt als Gegenfrage, Ja haben Sie das Gefühl, daß ich jetzt was sagen müßte, und warum haben Sie das Gefühl? – und dann ist man eben wieder bei sich selbst angelangt . . .« (Aus dem Interview mit Wolf D., vgl. S. 80 und 82)

»Er saß da und hatte ne schöne Uhr, wo ein roter Zeiger immer auf zehn vor stand, daß er ja keine Minute überzieht, und hat eigentlich nichts gesagt, oder nur mal ganz zögernd Ja oder Hm, mit so ner typischen Psychiaterstimme, so sanft und gedämpft, wie ich es sonst nur aus dem Kosmetiksalon kenne: Ja, das muß ja schrecklich sein – lauter so'n Scheiß . . .
Der war wahrscheinlich zu faul, sich mit mir zu unterhalten. Der hat dagesessen für sein Geld und hat sich das angehört, und höchstens mal: Öh öh, Hm, Hm – da war ich schon wieder wütend auf den Kerl . . .
[Jetzt in der Therapie] hab ich das Gefühl, daß sie [die Analytikerin] mir zuhört. Bei der anderen Analyse hatte ich das nicht, da hatt ich das Gefühl, der schläft und dann macht er mal Hm. Und da hat mir die Therapeutin klargemacht, das würde eben zu meinem Problemkomplex gehören, daß ich das Gefühl hab, es würde mir niemand zuhören . . .« (Aus dem Interview mit Elke L., vgl. S. 84 ff.)

»Es war in unserer Analyse so, daß sie in einer Stunde höchstens drei oder vier Sätze sagte. Ich hab allein geredet. Und ich konnte Pausen von zehn Minuten machen, und sie hat kein Wort in diese Pausen gesagt.
Wie fühltest du dich in diesen Pausen?
Furchtbar manchmal. Wütend und aggressiv. Und da kam nichts, kein Wort, kein Schnaufen, nichts. Und ich bin liegen geblieben mit meiner ganzen Wut. Bis ich ihr das dann gesagt habe, nach zehn Minuten eventuell, daß ich furchtbar aggressiv und wütend bin. Aber es kam dann auch dazu nichts . . .« (Aus dem Interview mit Ingrid B., vgl. S. 73)

Dieses Nichts, dieses höchstens monosyllabisch phrasierte Schweigen des Analytikers scheint der wahre Motor des analytischen Prozesses zu sein, das Konstituens jener ›neuen Wirklichkeit‹, von der Görres spricht. Oder genauer: es ist der Kern des psychoanalytischen Rituals, das den Patienten umgarnt.

Das Schweigen des Patienten haben die Analytiker breit erörtert. Ihr eigenes Schweigen ist darüber zu kurz gekommen, analytisch. Es gilt als Methode, schlimmstenfalls als Kunstfehler. Glover spricht hier (a.a.O., S. 32) von »rituellem Schweigen« und zitiert als Beispiel einen Fall von Karl Abraham: Ein schizoider Patient weigerte sich zu sprechen. Abraham sagte auch nichts, denn er hielt ihn – fälschlich – für anal-erotisch und meinte, die Sprache werde schon von selbst kommen: wie eine Darment-

leerung nach langer Obstipation. »Nach drei Wochen schweigenden Kampfes stand der Patient vom Diwan auf, äußerte ein zum Drucken ungeeignetes Wort und verschwand.« Bergler (*Psychoan. Review*, 1947, I) berichtet von einem Analytiker, der vier Wochen lang den Mund nicht öffnete und erst in der 20. Stunde ein Orakel von sich gab: der Patient sei ein Fall für die Psychoanalyse. Worauf dieser, der die ganze Zeit über geredet hatte (nur eben nicht über seine Kindheit und seine Träume), wütend fortging. Das sind Extreme. Normaler dürfte das Schweigen als Gegenübertragung, als Gegenangriff sein.

»Schweigen immer mit Schweigen zu beantworten, führt zu einem stummen Kampf, wodurch aggressive Patienten in ihrer Meinung bestätigt werden, die Analyse sei eine Art psychologischer Faustkampf.« (Glover, a.a.O., S. 98)

Ein solcher Kampf scheint immer noch humaner als die besserwisserische Mystifizierung des schweigenden Patienten:

»Oft begnügt sich der Analytiker damit zu sagen, daß ein Widerstand den Schweigenden beherrsche und daß er diesen Widerstand selbst überwinden müsse. Es wird dann einfach abgewartet, bis der Unglückliche etwas sagt. Andere Analytiker wagen irgendeine Deutung des Widerstandes – auch wenn kein deutliches Indiz dafür zu finden ist. Wieder andere riskieren es, gerade heraus zu behaupten, daß es Gedanken über den Analytiker seien, die den Patienten verstummt sein ließen.« (A. J. Westerman Holstijn, a.a.O., S. 184)

Dann sagt der Patient vielleicht Ja – und der Analytiker hatte recht. Oder der Patient sagt Nein, was natürlich ein Widerstand ist – und der Analytiker hat wieder recht. Oder der Patient beginnt nach diesen verborgenen Gedanken zu forschen, natürlich schweigend – und der Analytiker hat ebenfalls recht . . .

Der Gipfel der Mystifikation wird dort erreicht, wo – beeinflußt durch Buber oder Lacan oder sonst wen – Schweigen und Gegenschweigen verklärt werden zum gemeinsamen Eintauchen ins Unbewußte, wo Worte nicht mehr gelten; wo die Heilkraft des Schweigens wirkt:

»In der Psychoanalyse haben wir die befreiende Wirkung der Sprache, der Verwörterung des Unbewußten kennen gelernt . . . Nun hat das neuere Studium der analytischen Situation uns auch die große Wichtigkeit des Schweigens in der Analyse gezeigt. Die Bedeutung des Schweigens nicht nur als Widerstand und Sperrung psychischen Fortschrittes, sondern eben auch als creativen Zustand, worin ›etwas geschieht‹, worin tiefere Psychismen sich entfalten können . . . – und besonders auch während des *gemeinsamen* Schweigens . . .« (Westerman Holstijn, a.a.O., S. 195)

Es stimmt schon, wer vom richtigen (analytischen) Weg abweicht, fällt in die Sünde. So geht es allen Abtrünnigen eines Zwangssystems: sie haben irgendwo recht und machen daraus eine Religion, die meist irrationaler oder repressiver ist als der alte Glaube – weil sie diesen ja übertrumpfen wollen, überwinden müssen.

Was nun das analytische ›Hm‹ betrifft, so wurde es noch weniger analysiert als das Schweigen des Arztes. Warum aber nicht? Läge es nicht nahe,

etwa von der ›infantilisierten‹ Position des Analytikers zu sprechen – so wie Ralph Greenson (*The Psychoan. Quart.* XXIII, S. 235) von der ›infantilisierten‹ Position der Mutter spricht, deren ›Mm‹-Laut beim Einwiegen und Stillen eine Identifikation mit der Situation des Kindes bedeute: sie wiederhole den Laut, den sie selbst einst gehört hat. Nun, der Analysand ist ja Kind, der Analytiker also Mutter und damit, kraft Identifikation, auch Kind und macht Mm, Hm, Mh – das wäre ganz im Sinne des Systems . . . Nicht doch, der Analytiker ist schließlich durchanalysiert und Mutter nur für den Patienten, nicht ›für sich‹; sein Hm-Laut wiederholt also nicht . . . Wiederholt er auch nicht den Laut, den er als Kind – nämlich als Lehranalysand – von seinem Analytiker gehört hat? Das mag sein; aber was sollte er denn sonst sagen?

»*P[atientin]*: . . . Ich hatte doch einen Orgasmus, ich weiß auch nicht, vielleicht hat es etwas mit dieser Blasenentzündung zu tun.
T[herapeut]: Hmm.
P. Ja, ich meine, ich laufe herum und habe ständig das Gefühl, als müßte ich Wasser lassen, und dann gehe ich aufs Klo, aber es kommen nur ein paar Tropfen, und danach habe ich dann so ein Gefühl, als wollte ich ins Bett (lacht), das ist doch wirklich lächerlich.
T. Hmm.
P. Quälend ist das. Gerade eben war ich auf der Toilette, und jetzt fühle ich mich schon wieder so kribbelig, weil . . .
T. Hmm.
P. . . . weil schon wieder dieses Gefühl da ist.
T. Hmm.«
(L. Bellak/L. Small, *Kurzpsychotherapie und Notfallpsychotherapie*, Frankfurt 1972, S. 416 f.)

Das ›Hm‹ skandiert auch das Schweigen des Patienten – »monosyllabische Ermunterung« nach Glover – und gewinnt dabei, als oft einziges Signal, das die Anwesenheit des Anderen verrät, eine unverhältnismäßige Bedeutung: es ist Träger vielfacher Botschaften, es ist eine Art Ur-Signifikant.

»Manchmal hab ich lange Zeit gar nichts gesagt, und er hat natürlich auch nichts gesagt oder hat höchstens mal so einen Brummlaut von sich gegeben, so ein Hm oder Mm, und wenn du sonst nichts zu hören bekommst, gewinnt so ein präverbaler Laut natürlich ein ungeheures Gewicht; ich meine, du legst dann, je nach deiner Stimmung, alle möglichen Bedeutungen hinein: das klingt manchmal väterlich, dann wieder drohend oder lockend, oder einfach nur brummig und gelangweilt . . . Und wenn du dich gerade beschissen fühlst, ist es oft wie kalter Hohn und macht dich wütend oder läßt dich in ein Loch fallen. Aber wenn du auf einem guten Trip bist, dann hast du vielleicht das Gefühl, du kommunizierst mit jemand, auch wenn du gar nichts sagst und der andre nur mal Hm macht oder so – da gibt es echte Vibrations, oder du bildest dir das jedenfalls ein, bis du dann durch ein neues Hm, auf das du nicht gefaßt warst, wieder zurückgeworfen wirst auf deine Couch . . .« (Aus dem Interview mit Thomas L.)

Zur Vergegenwärtigung der äußeren Bedingungen und Regeln dieses selt-

samen und gleichwohl die alltägliche Situation eines Abhängigen simulierenden Spiels:

»Den Zugang zum Sprechzimmer durch eine doppelte Tür zu sichern, scheint uns eine glückliche Idee. Auch daß eine rote Kontrollampe ... anzeigt, daß der Raum besetzt ist, verdient Empfehlung ... Möglichst sollte man dafür Sorge tragen, daß der Patient ... nicht bemerkt, wer nach ihm kommt oder wer vor ihm gegangen ist ... Ideal ist es, wenn Sprechzimmer und Wohnräume voneinander geschieden sind, so daß der Patient abgesondert werden kann ...« (Herman Musaph, *Technik der psychologischen Gesprächsführung*, Salzburg 1969, S. 23 ff.)

Dann betritt man den heiligen Raum, förmliche Begrüßung, alles ist sehr kühl und distanziert, Worte werden kaum gewechselt, bevor man auf der Couch liegt, und dann liegt man dort und er/sie sitzt dahinter und macht sich oft lange Zeit nicht bemerkbar ...

Das äußere Ritual setzt den Rahmen für das innere; die Couch ist der Mittelpunkt dieser Sonderwelt, und sie ist schon von vornherein, durch die öffentliche Erwartungshaltung, stark ›besetzt‹ – Freud sprach 1910 von der »Autorität«, ja der »Suggestion der Gesellschaft«, die vielleicht einmal (und es ist soweit) die Patienten auf die Couch führen werde: »unsere Erfolge werden dann Erfolge der Suggestion sein und nicht der Psychoanalyse« (GW VIII, S. 110 f.) –, man begibt sich also gleichsam in einen Suggestionsfokus, man steht nicht nur unter einem Leidens-, sondern auch unter einem Leistungsdruck – und weiß nicht, was man zu leisten hat. Der Unsichtbare sagt meistens gar nichts oder nur ›Hm‹, aber da das ganze Arrangement ohne seine (überdies kostspielige) Gegenwart nicht denkbar wäre, gewinnt diese Person natürlich eine ungeheure Wichtigkeit: alle Haß- und Liebesregungen, die den Patienten überkommen, richten sich notwendig auf ihn. Die Welt schrumpft zusammen auf diese – einseitige, unvollständige – Zweierbeziehung, und man erwartet von ihr, also letztlich vom schweigenden, gerade vom schweigenden Analytiker, einen Eingriff ins eigene Ich. Psychoanalyse ist ja, obwohl gesellschaftlich anerkannt, noch immer etwas Besonderes (Elitäres), Kostbares (Kostspieliges), Geheimnisvolles (Magisches):

»Aus Büchern und so wußte ich natürlich, daß Psychoanalyse das Top-Efficiency unserer Kultur ist, daher hat der Dr. W. mich in diese Übertragungssituation hineintricksen können ... So wie ich damals war und dachte, konnte ich das nur einem Spezialisten gegenüber tun. Überhaupt, vielleicht funktioniert die Psychoanalyse nur, weil sie teuer ist. Denn du kommst dir ja als etwas ganz Besonderes, was Kostbares vor. Du bist ein Problem, und da läßt du nur den Fachmann ran. Je teurer dein Ich dich zu stehen kommt, desto mehr muß wohl dran sein. Da ist der hohe Preis für die Stunde geradezu ein Wertmaßstab für die Persönlichkeit ...« (Aus dem Interview mit Thomas L.)

Dieses Ineinanderspielen von öffentlichem und privatem Sog, das sich in der psychoanalytischen Situation in gleichsam experimenteller Reinheit zeigt, verrät etwas über das gesellschaftlich gesetzte Prinzip der Indivi-

duation, den bürgerlichen ›Individualismus‹: Auf der Couch ist man die – ferngesteuerte – Monade, die man sein soll; es gibt keine Sozialbeziehungen, nicht einmal ein Gegenüber, nur ein anonymes, geheimnisvolles Wesen, das spärliche Signale aussendet. Und weil die psychoanalytische Theorie von eben dieser Monade ausgeht, können ihre Konstruktionen in der psychoanalytischen Praxis auch wieder bestätigt werden und projektiv zur Wirkung kommen – als ›Deutungen‹.

II.5 Der Schlüssel oder: »Die Mutter war es nicht!« Also war es die Mutter (Freud)

»... und da hat der mir Dinge gesagt, die mich völlig durcheinandergebracht haben ... Als erstes hat er gesagt – wissen Sie, ich war nämlich eines Tages am Kartoffelschälen, und da habe ich mir mal das Messer hier auf die Brust gesetzt und mir überlegt: könnte ich das wohl oder nicht? Aber dann habe ich es wieder abgesetzt und mir gesagt: das ist doch Blödsinn ... Und das habe ich nun dem Psychiater erzählt, und daraufhin sagte er gleich, für mich sei das Messer dasselbe wie ein Penis – das hat mich völlig verwirrt, weil ich mir überhaupt nicht vorstellen konnte, was das miteinander zu tun haben sollte. Und dann sagte er außerdem, meine Brust sei ja eine Art Hohlraum, also wie eine Scheide, und wenn das Messer ein Penis ist, so hätte ich sozusagen Geschlechtsverkehr mit meiner Brust ...« (Bellak/Small, a.a.O., S. 358 f.)

»Das war kein richtiger Analytiker«, werden die richtigen Analytiker sagen. Zugegeben. Aber die außergewöhnlichen Fälle werfen, wie wir von Freud wissen, so ein erhellendes Licht auf die gewöhnlichen, und Freud reichten bekanntlich schon ein oder zwei Fälle, um eine Regel davon abzuleiten ...

Die Deutung, laut Freud Übersetzung von Unbewußtem in Bewußtes, gilt heute nicht mehr als exklusives Mittel der analytischen Behandlung; vor allem die Traumdeutung, einst *via regia* der Analyse, ist heute kaum mehr als ein Seitenweg zum Unbewußten. Geändert hat sich nicht nur die Richtung der Deutung, sondern auch ihr Charakter:

»Tatsache ist, daß wir durch die Entwicklung von der Inhaltsdeutung zu der Übertragungsdeutung, durch die Entwicklung von der positiven zur negativen Übertragung, durch die Entwicklung eines feineren Verständnisses des Zusammenspiels zwischen Ich und Es in die Lage gekommen sind, sehr viel umfassendere Bereiche der seelischen Pathologie behandeln zu können, als das im Anfang der Fall war ... wir haben [außer genitalen Strukturen] nun auch prägenitale (anale und orale) Strukturen zu untersuchen und zu behandeln, Strukturen, bei denen es sich gar nicht in erster Linie um Liebe sondern um die Existenz handelt. Das bedeutet praktisch, daß die Psychoanalyse in die Lage gekommen ist, von der Behandlung der Symptomneurosen ... zu der der Charakterneurosen vorzudringen ..., Kinder psychoanalytisch zu behandeln ..., eine psychoanalytische Behandlung von Psychosen vorzunehmen. Dahinter stehen natürlich auch sehr viele andere Wandlungen ..., daß man weniger mit dem direkten Erinnern zu tun hat als mit dem erinnernden Handeln, nämlich mit dem Agieren in der Übertragung. Wenn man in

die vorsprachliche Zeit der persönlichen Entwicklung vordringt, dann kann man nämlich nicht mehr erwarten, daß all das, was als Material in der Analyse auftaucht, nur sprachlicher Natur ist, also auch sprachlich erinnert werden kann. Das heißt, wir haben es mehr und mehr mit Handlungen zu tun, die in der Analyse auftauchen und die vom Psychoanalytiker gedeutet werden.« (E. Eduardo Krapf, »Entwicklungslinien der psychoanalytischen Technik«, a.a.O., S. 159 f.)

Der Ehrgeiz vieler Analytiker ist es heute, zu immer tieferen Tiefen vorzudringen (entsprechend verlängert sich die Behandlungsdauer). Es wird sogar behauptet, die Psychoneurosen würden so, wie sich Bakterien an Antibiotica anpassen und widerstandsfähige Stämme entwickeln, der klassischen analytischen Behandlung gegenüber immun, weil sie sich vom sattsam bekannten Ödipuskomplex in die Tiefen der prägenitalen Entwicklung zurückziehen. (Vom Kopf auf die Füße gestellt hieße das, daß die neurotisierenden und psychotisierenden Konflikte nicht erst, wie noch zu Freuds Zeiten, in der ödipalen, sondern schon in der ›oralen‹ und ›analen‹ Phase auftreten.) Franz Alexander gibt aber zu bedenken,

»daß die sogenannte tiefe Regression [des Analysanden] zu prägenitalem Material nicht immer das Zeichen dafür ist, daß in die Tiefe vorgedrungen wird, soweit es sich um die Pathogenese handelt. Das Auftauchen solch frühen Materials kann ebensooft die Manifestation eines regressiven Ausweichens des Ichs vor dem [analytischen] Angehen eines späteren pathogenen Konflikts darstellen.« (»Zwei Formen der Regression . . .«, *Psyche* IX, S. 674)

Das wäre dann eine »Rückkehr zu einer ehemals befriedigenden Entwicklungsphase« (und damit Widerstand), nicht »Regression auf einen unbewältigten Konflikt, um ihn in der Folge zu meistern«. Das Dilemma stellt sich so: »Ist der orale Konflikt das eigentliche therapeutische Anliegen, oder ist es die Ödipussituation?« (a.a.O., S. 683, 671) Grob gesagt: War ›es‹ die Mutter oder der Vater?

». . . und er hat auch das ganze nur auf Probleme mit dem Vater reduziert . . . Inzwischen bin ich in einer anderen Therapie, und da ist es plötzlich ganz sicher, daß das mit meiner Mutter zusammenhängt . . .« (aus dem Interview mit Elke L.)
»[Sie hat gesagt,] erzählen Sie mir doch nichts, Ihr Problem ist doch nicht der Vater, das ist doch Ihre Mutter . . .« (aus dem Interview mit Jutta E.)

Die Analytiker wissen nichts. Aber sie wissen alles besser. Beides, ihr Nichts- und ihr Besserwissen, wird an den Patienten ausgelassen. Aber die haben auch ihre Waffen:

»Man weiß seit langer Zeit, daß der Patient die Interessen des Analytikers spürt und sie für seinen Widerstand ausnützt. Das Material, für das der Analytiker Interesse zeigt und auf das er bei seinen genetischen Deutungen besonderen Nachdruck legt, kann vom Patienten als Waffe der Verteidigung benützt werden, indem er solches Material als Köder gebraucht.« (Franz Alexander, a.a.O., S. 676)

In der Praxis bedeutet das oft: der Analytiker hält sich mit Deutungen zurück, zeigt kein Material-Interesse, läßt den Patienten die Arbeit allein

machen. Und wiegt sich dabei in dem modischen Gefühl, daß er nicht mehr das Orakel des Patienten ist, sondern sein Partner:

»Es ist eine der wesentlichsten Entwicklungslinien der modernen psychoanalytischen Technik, daß heute der Psychoanalytiker aufgehört hat, ein Magier zu sein, der als eine Art Oberzauberer hinter der Couch sitzt und mit göttlicher Machtvollkommenheit von Zeit zu Zeit sagt: Du hast recht, Du hast nicht recht; heute sind vielmehr der Psychoanalytiker und der Psychoanalysierte gleichermaßen Subjekt und Objekt der Psychoanalyse geworden.« (E. Eduardo Krapf, a.a.O., S. 161)

Heute ist vielmehr die Analyse, gerade weil sie sich auf das Ich und seine Widerstände konzentriert, um von da zum Es zu kommen, eine womöglich noch suggestivere Instanz für den Patienten als das einstige Ödipus-Orakel, das hauptsächlich das Verhältnis von Ich und Überich betraf und damit im kulturell gesetzten Normensystem blieb, es sogar ›emanzipatorisch‹ infrage stellte, während die heutige Durcharbeitungs- und Deutungsarbeit dazu dient, das Ich in das bestehende Symbolsystem, dem es sich partiell entzogen hat, einzugliedern; es anzupassen. Hinzu kommt, daß die Popularisierung psychoanalytischer Kategorien und Einsichten das berühmte (widerständige) »Aber Herr Doktor, das ist doch absurd!« immer mehr seiner Common-sense-Stütze beraubt. Überspitzt gesagt: nicht die Psychoneurosen werden immun gegen psychoanalytische Deutungen, sondern diese infizieren die Patienten.

Was für das oft erörterte Nein des Patienten zur Deutung des Analytikers gilt, müßte auch für das Ja gelten: es sagt nichts über die Richtigkeit der Deutung. Die Analytiker kennen natürlich das Ja als listigen Widerstand oder als gefügiges bzw. bequemes Nachgeben. Aber sie gehen dabei immer davon aus, daß es sich um eine *richtige* Deutung handelt (die nur zu früh oder im falschen Moment gegeben wurde). Wie nun, wenn die Deutung *falsch* war? Tatsächlich galt es lange Zeit als Skandalon, daß auch unrichtige oder unexakte Deutungen ein ausgezeichnetes therapeutisches Resultat haben können. Glover hat diesem Ärgernis ein ganzes Kapitel seines Buches gewidmet und es ›analytisch‹ gedeutet – zur offensichtlichen Genugtuung der ganzen Analytikergemeinde, die Glovers These seitdem fleißig zitiert: Falsche Deutungen wirken wie Suggestionen; sie beseitigen nicht den Konflikt, sondern nur die Symptome, ersetzen diese durch neue Abwehrsysteme, »iatrogene Strukturen«, die den analytischen Zugang zum eigentlichen Krankheitsherd verbauen. Kurz: falsche Deutungen treiben den Teufel mit Beelzebub aus. Punktum.

Wenn man aber der *falschen* Deutung solche Suggestivkraft zutraut, warum sollten dann nicht auch – und erst recht – richtige Deutungen kraft Suggestion wirken können? Ist die ›Wahrheit‹ denn so wenig suggestiv? Und wodurch unterscheidet man überhaupt wahre und falsche Deutungen? Die Antwort heißt: durch die Gründlichkeit und Beständigkeit der Wir-

kung. Das überzeugt nicht, solange keine empirischen Daten über die Haltbarkeit der genuinen analytischen Reparaturleistungen vorliegen. Und selbst dann noch wäre zu fragen: wie bemißt man, ob eine Heilung durch Einsicht oder Suggestion zustande kam, ohne in einen Zirkel zu geraten? Und schließlich: läge es nicht nahe, die Psychoanalyse insgesamt als Suggestionssystem zu interpretieren, das den Teufel (Psychoneurosen) durch den Beelzebub (psychoanalytische Therapie) austreibt? Das Diktum von Karl Kraus, Psychoanalyse sei die Krankheit, für deren Heilung sie sich hält, wäre dann so zu verstehen, daß (diagnostizierte) Krankheit und (theoretisch begründete) Heilmethode im selben Mystifizierungszusammenhang stehen (aus dem der individuelle Kranke immerhin auszubrechen versucht). Görres' Warnung: »Wir [Analytiker] sind immer in der Gefahr, in jedem Kontext gerade das bestätigt zu finden, was wir aus der Theorie ohnehin schon wissen« (a.a.O., S. 897), greift zu kurz: der ›Kontext‹ sind die gesellschaftlichen Verkehrsformen insgesamt, die das Leiden erzeugt haben und denen die Praxis wie die Theorie der Psychoanalyse verpflichtet bleiben, weil sie von ihnen abgeleitet sind.
Hier liegen auch die Grenzen einer ›Psychoanalyse der Psychoanalyse‹ – nicht nur als ›Deutung‹, sondern auch als Handlung, wie das von Sartre kommentierte Protokoll (siehe oben, S. 27 ff.) zeigt. Was die Psychoanalytiker selbst, die durch ihre in der Regel 1000-stündige Lehranalyse auf das System eingeschworen werden, zu dessen Selbstanalyse beitragen, bleibt natürlich meist systemimmanent. So unterscheidet Fritz Riemann vier Analytiker-Typen nach den vier Neuroseformen (Analytiker mit hysterischen, zwanghaften, depressiven und schizoiden Strukturanteilen) und wagt sich sogar bis zu einer Behauptung vor, die sichtlich durch einen nicht überwundenen Ödipuskonflikt bestimmt ist:

»Die historischen und persönlichen (!) Entstehungsbedingungen der Psychoanalyse haben also zu einem Lehrgebäuce geführt, das in mancher Hinsicht zwanghafte Züge trägt: z. B. perfektionistische Züge im Aufstellen technischer Regeln und der Ausbildungsbedingungen, das Betonen kausalgenetischer Zusammenhänge und des deterministischen Wiederholungszwanges im Seelenleben, angestrebte objektive Unpersönlichkeit und Autorität des Analytikers, Intoleranz gegen Abweichungen von der Lehre. Verständlicherweise entsprach dieses Lehrgebäude in seiner festen Tradition vor allem Persönlichkeiten mit zwanghaften Strukturanteilen, die in ihm die Sicherheit fanden, die sie suchten.« (a.a.O., S. 160)

Für ähnliche revisionistische Übungen in »Entmythologisierung der Psychoanalyse« wurde Glover 1955 aus der Britischen Psychoanalytischen Gesellschaft ausgeschlossen. Denn die Psychoanalyse ist nicht intolerant.

In dieses System also wird der Analysand hineingezogen. Auch wenn der Analytiker wenig sagt – vier bis fünf Stunden wöchentlich über einige Jahre hin, das ist schon ein beträchtliches Seelenbad. Wie wirkt das Bad

auf ihn? Es hat oft alle Merkmale einer Double-bind-Situation. Nein wird Ja, und Ja wird Nein. Die Konflikte und Bindungen der ›Außenwelt‹ werden als Projektionen entlarvt. Man handelt, erfährt man, unter Wiederholungszwang. Man überträgt. Man agiert. Und das soll man nicht. Aber man soll es doch, nämlich hier auf der Couch. Wenn man den Analytiker liebt, soll man ihn hassen, und umgekehrt. Und wenn man nicht einsieht, daß eine aktuelle Situation mit dem Vater, mit der Mutter, mit den Geschwistern zusammenhängt, dann sind das eben Verdrängungen, und die müssen durchgearbeitet werden . . .

». . . und dann geht eine sehr lahme Stunde damit drauf, daß man sich über Verdrängungen unterhält, die . . . gar nicht existieren . . .
Er sagt z. B. nicht, Das war ein Fehler von mir, 60 Mark zu verlangen . . ., sondern er sagt, Beschäftigt es Sie vielleicht deswegen so sehr, weil diese 60 Mark Sie daran erinnern, daß . . .
Und wenn es einem dann zu bunt wird und man sagt, Können sie nicht auch mal was sagen, dann kommt als Gegenfrage, Ja haben Sie das Gefühl, daß ich jetzt was sagen müßte, und warum haben Sie das Gefühl?, und dann ist man eben wieder bei sich selbst angelangt . . .« (aus dem Interview mit Wolf D.)
». . . wenn ich mich im Büro über irgend so ein Arschloch aufrege, weil die einen ja behandeln wie die letzten Menschen, dann fragt sie nur, Ist das ein Mann oder eine Frau und ich sage ein Mann, sagt sie: Aha! . . .
Und wenn ich da nur mal huste – ich hab im Winter mal ne Bronchitis gehabt, wo ich also echt husten mußte – dann kommt immer: Großvaters Husten! Wenn *sie* dann mal hustet, gucke ich sie auch ganz blöd an . . ., aber da sagt sie: Ne ne! . . . (aus dem Interview mit Elke L.)

Den Analytiker kann man nie festlegen, er verweist den Patienten immer auf sich selbst zurück. Aber wenn dieser von sich selbst, seinen aktuellen Problemen spricht, hört er, daß er nur wiederholt. Und all das steht unter dem paradoxen Gebot: sei spontan! Schon Hans Sachs, ein früher Mitarbeiter Freuds, war auf die paradoxe Natur der psychoanalytischen Situation gestoßen. Jackson und Haley (»Transference Revisited«, *Journal of Nervous and Mental Disease*, 137, S. 363 ff.) haben sie 1963 als Double-bind-Situation beschrieben; eine Zusammenfassung dieser Beschreibung von P. Watzlawick, J. H. Beavin und D. D. Jackson (*Menschliche Kommunikation*, Bern 1972, S. 299 f.) soll hier zitiert werden:

»Es wird üblicherweise angenommen, daß der Patient in der Übertragungssituation zu früheren, jetzt unangepaßten Verhaltensweisen regrediert. Jackson und Haley gingen an dieses Problem sozusagen von rückwärts heran und fragten sich: Welche Verhaltensformen wären der psychoanalytischen Situation angepaßt? So gesehen bestünde die einzig adäquate Reaktion auf das komplexe Ritual von Sofa, freier Assoziation, auferlegter Spontaneität, Honorar, Pünktlichkeit usw. darin, die Situation in toto abzulehnen. Gerade dies aber kann der Patient, der dringend Hilfe sucht, nicht tun. Dadurch ergibt sich jedoch eine sehr eigenartige Beziehungsstruktur zwischen Analytiker und Patient. Die wichtigsten darin enthaltenen Paradoxien sind die folgenden:
a) Der Patient sieht im Analytiker einen Fachmann, der ihm natürlich erklären wird,

was er tun soll. Der Analytiker dagegen überträgt die Verantwortung für den Verlauf der Behandlung dem Patienten und fordert von ihm Spontaneität, während er gleichzeitig Regeln aufstellt, die das Verhalten des Patienten völlig umschreiben. Der Patient erhält damit praktisch die Anweisung: ›Sei spontan!‹

b) Was immer der Patient in dieser Situation tut, bringt ihm eine paradoxe Reaktion des Analytikers ein. Wenn er sich z. B. darüber beklagt, daß sich sein Zustand noch nicht gebessert hat, schreibt der Analytiker das seinem Widerstand zu, deutet es aber als wünschenswert, da der Patient dadurch bessere Einsicht in sein Problem erhält. Wenn der Patient sagt, er fühle sich besser, deutet der Analytiker dies als Widerstand und einen Versuch, der Behandlung durch Flucht in die Besserung zu entgehen, bevor sein ›wirkliches‹ Problem analysiert werden konnte.

c) Der Patient ist in einer Situation, in der er sich nicht wie ein Erwachsener benehmen kann; wenn er sich aber nicht wie ein Erwachsener benimmt, deutet der Analytiker dies als infantil und daher unangebracht.

d) Eine weitere Paradoxie liegt in der schwer zu entscheidenden Frage, ob die analytische Behandlung eine freiwillige oder unfreiwillige ist. Einerseits betont der Analytiker die freiwillige und daher symmetrische Natur der Beziehung. Wenn der Patient sich aber verspätet oder eine Sitzung versäumt oder irgendeine andere der Behandlungsregeln bricht, wird es offensichtlich, daß die Beziehung eine unfreiwillige, komplementäre ist, in der der Analytiker die superiore Position einnimmt.

e) Diese Position des Analytikers wird dann besonders augenfällig, wenn der Begriff des Unbewußten ins Spiel kommt. Wenn der Patient eine Deutung des Analytikers ablehnt, kann dieser immer erwidern, daß seine Deutung sich auf etwas bezieht, dessen der Patient nicht gewahr sein kann, weil es ihm unbewußt ist. Versucht der Patient dagegen, Unbewußtheit als Begründung für etwas anzuführen, so kann der Analytiker dies gegebenenfalls mit dem Hinweis ablehnen, daß der Patient nicht davon sprechen könnte, wenn es unbewußt wäre.«

Das ganze ist gleichsam eine Einübung in das alltägliche Double-bind, mit dem der Patient nicht zurecht kommt, ein Intensiv-Training in gesellschaftlicher Mystifikation. Man kann auch auf kürzerem Wege dazu kommen, durch *negative Suggestion* oder *Symptomverschreibung*, wie sie vor allem in der Therapie von Schizophrenen angewandt wird: man fordert z. B. einen Patienten, der Angst hat, auf, mehr Angst zu haben, also das Verhalten, das er verändern möchte, zu verstärken, weil es dadurch verändert werde; d. h. er soll sich durch Nichtändern ändern. Diese Form von »direkter Analyse« (John R. Rosen) oder von »sich gegenseitig verrückt machen« (Harold Searles) führt nur zur letzten Konsequenz, was in der psychoanalytischen Situation in dosierter Form geschieht. Ein vermittelndes Beispiel aus der Psychoanalyse einer Schizophrenen soll das illustrieren:

»Sie sprach wieder nicht, aber der Analytiker merkte, daß sie verwirrt und verängstigt zur Decke blickte. Er gab die Deutung, daß sie sich irgendwo eingesperrt fühle, daß sie aber nicht sicher wüßte, ob sie nun in ihm oder in jemandem anderen drinnen wäre. Als er dies sagte, sah sie den Arzt zuerst noch angstvoller an, aber ihre Versuche, aus dem Behandlungszimmer zu fliehen, wurden weniger heftig. Der Analytiker wiederholte seine Interpretationen in leicht abgewandelter Form. Nach einiger Zeit sah sie nicht mehr ganz so verwirrt aus und machte einige Versuche zu sprechen. Schließlich fragte sie, ob dies

noch das alte Sprechzimmer sei; sie sei ganz durcheinander und wüßte nicht, wie sie hier hereingekommen wäre. Sie wurde dann vertrauensvoller und sagte: ›Ich möchte Ihnen etwas erzählen. Ich ging durch den Park, und es war mir ganz kühl. Plötzlich wurde es mir schwarz vor den Augen, und dann hatte ich den Mantel von irgend jemand anderem an.‹ Der Analytiker erklärt ihr, daß sie plötzlich in jemand anderen hineingekommen wäre und daß sie sich infolgedessen mit dieser anderen Person vermischt fühlte. Ferner erklärte er ihr recht eingehend, daß sie nun diese selbe Situation mit ihm erlebe. Sie sah ihn daraufhin eine ganze Weile an und sagte dann: ›Warum machen Sie mir alles nach?‹ Der Analytiker interpretierte, daß sie sich in ihn hineinversetzt hätte und fühlte, daß er sie wäre und für sie sprechen und denken müßte . . .« (Herbert Rosenfeld, »Zur Psychoanalyse der Schizophrenie«, *Psyche* IX, S. 165)

». . . und diese Deutungen halfen bei dem Integrationsprozeß«, folgert der Analytiker. MacIntyre zieht einen anderen Schluß:

»Der Psychoanalytiker hat die Aufgabe, dem Patienten dabei zu helfen, seine Gegenwart und seine Vergangenheit zu bejahen . . . Der Begriff des Unbewußten gibt dem Analytiker nun genügend Raum, um jedes beliebige menschliche Verhalten, ganz gleich, wie abnorm es ist, einzuordnen . . . Unter diesen Umständen wird der Psychoanalytiker natürlich von der Theorie, zu der er steht, erstaunlich unabhängig sein . . . und die ›Aussagen‹ . . . sind zwangsläufig unwiderlegbar.« (*Das Unbewußte*, Frankfurt 1968, S. 123 f.)

Sollte vielleicht gerade die Unwiderlegbarkeit der Deutungen, die Unausweichlichkeit der Situation die Heilkraft der psychoanalytischen Therapie ausmachen? Der Patient wird festgelegt – auf ein Double-bind. Er erlernt ein paradoxes ›Sprachspiel‹, und zwar – entgegen der Frankfurter Auffassung – weniger dessen Semantik als dessen Grammatik, also die allgemeinen Verkehrsregeln; sonst wäre es kaum zu erklären, wieso das analytische Gespräch die gesellschaftliche Kommunikation einüben, in sie hineinführen kann. Die dabei angewandte Methode, so scheint es, ist relativ unwichtig, die entsprechenden Rationalisierungen sind oft reine Mystik.

– Es gibt Analytiker, die auf jedes Arrangement verzichten und nur deuten (Stekel hat einst auf dem Wiener Prater Analysen durchgeführt).

– Andere Analytiker verzichten ganz auf Deutungen und lassen den Patienten sich allein ›gesundreden‹:

»Sie hat mich eigentlich alles selbst deuten lassen . . . Ich habe so lange darüber geredet, 10 Stunden, 20 Stunden, 50 Stunden, bis ich es selbst ausgedeutet hatte . . . Auch wenn ich sie direkt gefragt habe, Ich will jetzt wissen, was Sie dazu denken, hat sie gesagt Nein, das widerspricht den Grundsätzen der Analyse, Sie müssen allein weiterarbeiten . . .« (aus dem Interview mit Ingrid B.)

– Andere schwören auf ein Geschehen in der Stille:

»Einer meiner Patienten hatte den Eindruck, daß seine langsam, aber deutlich fortschreitende Besserung und Persönlichkeitsänderung sich speziell in meinem Wartezimmer vollzog, weswegen er stets früh kam und auch nach der Stunde oft noch ein wenig in diesem Raum sitzen blieb . . . Er sagte: Hier auf dem Divan muß ich etwas *tun*, aber dort im Wartezimmer, *da geschieht etwas*.« (A. J. Westerman Holstijn, a.a.O., S. 193)

– Wieder andere bauen auf die ›Begegnung‹, das ›Gespräch‹:

»Einsame Menschen, die nicht imstande sind, Freundschaft zu schließen oder zu pflegen, können ihre Analysestunde als die einzige Situation erleben, in der jemand ihnen zuhört; dies kann für sie wichtiger sein als die Möglichkeit, die ihnen die Analyse bietet, zur Selbsteinsicht zu gelangen.« (P. C. Kuiper, a.a.O., S. 99)

Manchmal auch – oder meistens? – kommt die Besserung durch etwas zustande, was der Therapeut gar nicht intendiert hat; also gegen seine (blinde) Theorie, aber dank seiner (blinden)Mithilfe. Ein Beispiel dafür ist die fünfstündige Kurzpsychotherapie einer depressiven Frau mit Suicidneigungen. (Das wortgetreue Behandlungsprotokoll ist publiziert in: Bellak/Small, a.a.O., S. 327 ff.). Der Therapeut läßt diese Frau in dem sehr intensiv geführten Gespräch alles ausbreiten, was sie aus ihrer Kindheit, ihrer Jugend, ihrer ersten und zweiten Ehe zu berichten weiß, und stellt dauernd Beziehungen her zwischen ihrer gegenwärtigen Situation und vergangenen Ereignissen, suggeriert ihr dabei, sie wolle den und jenen umbringen usw., was der Patientin nicht im geringsten einleuchtet; aber sie ist sichtlich engagiert an das Gespräch, befriedigt darüber, daß man sie und ihre Probleme so ernst nimmt, spielt schließlich das Beziehungsspiel des Therapeuten mit, akzeptiert (obschon mit Skepsis) einige seiner Deutungen, – und ihr Zustand bessert sich zusehends. In der fünften Stunde, also kurz vor Abschluß der Therapie, kommt dann heraus, wo ihr wirkliches Problem liegt (sie hatte es in der ersten Stunde schon kurz erwähnt, aber der Therapeut hatte es nicht beachtet): ihr Mann ist herzensgut, aber schwerhörig und weigert sich aus beruflichen Gründen, ein Hörgerät zu tragen: »Bei uns ist dauernd ein fürchterlicher Krach. Der Fernseher ist voll aufgedreht, damit mein Mann was hört, die Kinder müssen laut schreien, weil er sie sonst nicht verstehen kann . . .« Kurz, alle brüllen, tagaus tagein, und dann bekommt sie plötzlich die Möglichkeit, einmal ein paar normale Worte zu wechseln, über sich zu reden mit jemandem, der ihr zuhört, auf sie eingeht: das stabilisiert sie, gibt ihr ein bißchen Selbstvertrauen und die Kraft, ihren Mann zum Kauf eines (modernen, fast unsichtbaren) Hörgeräts zu bewegen – und schon ist alles besser. Die ›Therapie‹ war erfolgreich.

Das Beispiel steht für Millionen andere. Es deutet auf das kümmerliche Elend, das nach therapeutischer Behandlung schreit. Das noch lauter nach sozialer Veränderung schreit, wenn auch in einer individualistisch verkrümmten Sprache. Mit privater Verdrängung hat das wenig zu tun. Viel aber mit gesellschaftlicher Repression. Jene ist nur ein Symptom, das durch Suggestion behandelt werden kann. Diese ist der Krankheitsherd, der nur revolutionär ausgeräumt werden kann.

II.6 Der Erfolg

Die Analyse gilt als erfolgreich, wenn sie abgeschlossen wurde (nicht umgekehrt). Abgeschlossen werden, nach Auskunft von Michael Balint, im Durchschnitt zwei von zehn Fällen. Zu Freuds Zeiten brauchte man dazu 6 bis 12 Monate. Heute sind es gemeinhin zwei bis vier Jahre (englischer Durchschnitt: 700 Stunden), in schwierigen Fällen, besonders bei Psychosen, die früher als unheilbar galten, auch sechs bis zehn Jahre. Was wird dabei erreicht? »Wir sind im allgemeinen zufrieden, wenn ein Patient symptomfrei geworden ist, einigermaßen lebensfähig und stabil scheint« (Albert Görres, *Psyche* IX, S. 900) – wenn sich, wie Freud nüchtern sagte, »sein hysterisches [oder sonstiges] Elend in normales Unglück« verwandelt hat. Hier bleibt die Psychoanalyse stehen. Das normale Unglück, das die unglückliche Normalität ist, kann sie nicht auflösen. Oft freilich führt sie den Patienten in dieses Unglück wie in das gelobte Land. Das Erfolgsschema hat zwei Gesichter, die – wie der Zufall so spielt – überraschend mit den Mutter- und Vaterbildern, wie die Psychoanalyse sie aufgerichtet hat, übereinstimmen und in der Regel auch dem je entsprechenden Geschlecht des Patienten zufallen. Es sind die von unserer Gesellschaft vorgesehenen mittelständischen Geschlechtsrollen. Dafür zwei Beispiele:

1. »Patientin [die vor der Akzeptierung ihrer kleinbürgerlichen Herkunft und Existenz, ihrer weiblichen Rolle und Gestalt in pompöse Phantasiewelten geflüchtet war und sich dafür durch Näh- und Putzzwang bestrafte] ist seit ca. 1½ Jahren völlig symptomfrei, seit über drei Monaten ist die Behandlung völlig abgeschlossen. Sie hat ihre Stellung im Geschäft gewechselt und verbessert, harmoniert gut mit Kolleginnen und zwei oder drei Freundinnen und lebt der heute echten Sehnsucht nach Mann und Familie ... Gegen Ende des therapeutischen Prozesses begann sie immer deutlicher, ihre katholische Konfession – eine ihr längst inhaltslos gewordene Schablone – zu einem echten Suchen nach den Werten des katholischen Glaubens zu erweitern.« (Werner Geist, a.a.O., S. 233)

2. »Ein Student suchte immer wieder Konflikte mit Autoritätsfiguren, seine Anpassungsschwierigkeiten hatten ihn auch veranlaßt, sich analysieren zu lassen ... [Der Analytiker] vermutete hinter den endlosen Vorwürfen, hinter der Eifersucht und dem Zorn ein großes, ungestilltes Liebesbedürfnis. Diese Einsicht wurde zu einer Deutung verarbeitet, in welcher zwischen dem Verhalten dem Universitätsprofessor gegenüber und den unaufgelösten Spannungen des Sohnes, deren Ursache der Vater war, ein Zusammenhang gesehen wurde, in der Absicht, den Analysanden zweckmäßiger mit seiner Eifersucht und seinen passiven Liebesbedürfnissen umgehen zu lehren und auf diese Weise seine Neigung zu querulieren zu überwinden ... Die Eifersucht braucht jetzt das Verhalten nicht mehr so unzweckmäßig zu beeinflussen: an ihre Stelle kann eine gesunde Konkurrenzneigung treten; er braucht sich jetzt keine Strafen mehr aufzuerlegen, die er durch sein oppositionelles Verhalten herausfordert.« (P. C. Kuiper, »Zur Metapsychologie von Übertragung und Gegenübertragung«, *Psyche* XXIII, S. 105, 107)

Doch täuschen wir uns nicht: die Psychoanalyse macht Fortschritte. Ihre derzeit schönsten Erfolge liegen auf dem Gebiet der Managerseelenmassage. »Nach eigener Analyseerfahrung (fünf Jahre) begeisterte Knud He-

bert, Chef des Frankfurter Marktforschungsinstituts Contest, seine ganze Führungsspitze für die Couch des Sigmund-Freud-Instituts.« *Capital* macht die Werbung: *Hier liegen sie richtig* (2/1970).

In der folgenden Montage werden Auszüge aus einem *Capital*-Interview (1970) und Auszüge aus einem Fallbericht über eine narzißtische Charakterneurose (1968) nebeneinander gestellt. In beiden Fällen handelt es sich offenkundig um dieselbe Person: Bernd Rohrbach, Frankfurter Marketing-Berater, der von 1961 bis 1968 zwei- bis dreimal wöchentlich auf der Couch lag, rund 730 Stunden à 30 Mark, macht ca. 22 000 Mark (heutiger Satz: das Zwei- bis Dreifache). »Ich konnte die Honorare jedoch als Fortbildungskosten von der Steuer absetzen.« – Der (anonyme) Fallbericht aus dem Sigmund-Freud-Institut, der detailliert auf die 651. Sitzung eingeht, wird zitiert in: Alfred Lorenzer, *Sprachzerstörung und Rekonstruktion*, Frankfurt 1970, S. 122 ff.

Psychoanalyse als Karriere-Training

Interview

Capital: Was war eigentlich der Anlaß, weshalb Sie zum Sigmund-Freud-Institut gegangen sind?

Rohrbach: Der Auslöser für diesen Entschluß war mein erstes Jahr als selbständiger Berater. Ich hatte einfach Existenzangst. Außerdem hatte ich oft das Gefühl, daß man mich nicht akzeptierte.

Capital: Waren Sie skeptisch, ob die Psychoanalyse die richtige Behandlungsmethode ist?

Rohrbach: Ja, ich weigerte mich in den ersten Stunden, mich auf die Couch zu legen. Ich hatte starke innere Hemmungen, in einem Zustand der Wehrlosigkeit dem Analytiker gegenüber zu sein.

Capital: Wann zeigten sich die ersten Erfolge?

Rohrbach: Nach etwa einem Jahr . . .

Capital: Haben sich die 22 000 Mark [für die Analyse] gelohnt?

Rohrbach: Ich glaube, daß ich erfolgrei-

Fallbericht

Der Patient kam zur Behandlung, weil er von anderen auf seine Kontaktschwierigkeiten aufmerksam gemacht wurde . . . Während der Behandlung trat ein sehr massives Symptom in Form panischer Existenzangst in Erscheinung. Diese Ängste bewirkten eine Art Lähmungszustand mit passivem Rückzug, der seine Arbeitsfähigkeit und damit seine ganze Existenz bedrohte . . . Das Hauptsymptom ist letztlich eine narzißtische Charakterneurose . . .

Auf meine Deutung, sein Geschäft sei wie eine ernährende Person, von der er sich nicht entfernen dürfe, reagierte er bestätigend und führte weiter aus, sie seien *beide* vollkommen voneinander abhängig, jede Distanz gefährde unmittelbar sowohl seine persönliche Existenz als auch die seines Geschäftes. Diese symbiotische Machtkonstellation muß er erhalten, um nicht in eine Abhängigkeit von mir zu geraten . . . . . was es wohl bedeuten möge, daß er sich mir jetzt eher überlegen fühlt. Mir fällt dazu seine Abhängigkeitsthematik im Zusammenhang mit Trennung und Fallenlassen ein . . .

Vordergründig geht es um seine Passivitätsproblematik, verknüpft mit Abhängigkeit und Unabhängigkeit, die sich in der

cher geworden bin. So brachte ich 1961 zum Beispiel nur ein Patent pro Jahr durch, gegen Ende der Analyse waren es fünf bis sechs Patente. Während der Analyse hat sich mein Bruttoeinkommen mehr als vervierfacht.

Capital: Ohne Analyse hätten Sie das nicht geschafft?
Rohrbach: Wahrscheinlich nicht. Seit meine inneren Spannungen abgebaut sind, fühle ich mich kreativer.

Ich bin hemmungsloser im Denken und konsequenter im Handeln.

Kürzlich habe ich vor 80 Wissenschaftlern eines Großkonzerns gesprochen. Vor der Analyse hätte ich das nie mit dieser Sicherheit fertiggebracht. Viele Minderwertigkeitsgefühle wurden abgebaut.

Capital: Hemmungslosigkeit kann auch unsympathisch wirken.
Rohrbach: Ich glaube, nicht. Im Gegenteil, die Analyse macht menschlicher, natürlicher, kontaktfähiger und toleranter. Die Durchsetzungsfähigkeit verliert an Feindseligkeit und gewinnt an Überzeugungskraft.

Übertragung konflikthaft verschärft, weil das Ende der Behandlung in Sichtweite ist. So hat der Patient seine bewußte Phantasie von einem arbeitslosen Einkommen fast verwirklicht. Andererseits wird er aber ständig von neuen Ideen überflutet, die er auch ökonomisch so praktikabel gestalten kann, daß er ein gesuchter Fachmann geworden ist und immer mehr zu tun bekommt, d. h. in eine zunehmende Aktivität hineingerät . . .

. . . daß er sich inzwischen durch die Erfahrung davon überzeugt hat, daß die Analyse keine Gefahr für seine »Ideenkreativität« darstellt. Eher ist das Gegenteil der Fall . . .

»Mein zweites großes Problem sind die vielen Ideen, die mich ständig überfluten. Ich müßte einfach jemanden haben, der meine Ideen laufend festhält . . .

»Ich finde in Sachfragen immer eine Lösung und weiß immer, wie es weitergehen soll – nur bei Menschen mache ich plötzlich Schluß, lasse sie fallen.« – »Also handelt es sich bei uns beiden nicht um eine menschliche, sondern um eine sachlich-geschäftliche Beziehung.« Der Patient ist verblüfft . . . [Der Analytiker spürt,] wie der Patient sich sachlichen Argumenten nicht entzieht, sie aber dazu benutzt, den gefährlichen menschlichen Beziehungen auszuweichen . . .

»Zur Zeit befinde ich mich in einer Phase, in der ich mich anderen überlegen oder zumindest doch gleichwertig fühle. Vor 3-4 Jahren war ich noch so verkrampft und hatte immer die Vorstellung, andere seien mir überlegen. Ich kann es jetzt gar nicht mehr verstehen, warum ich früher solche Minderwertigkeitsgefühle hatte . . .«

. . . wie stark diese Thematik sexualisiert ist, wobei er in einer weiblichen Rolle erscheint . . . Der Analytiker (hatte) plötzlich die unabweisbare Phantasie, Patient sei eine »Nitribit«, die im Sportwagen herumfährt, Kunden hat, die ohne ihn nicht mehr auskommen können, selbst aber doch nur das eine Ziel verfolgt, aus dieser Arbeitsabhängigkeit herauszukommen, um ein passives Lebensziel zu erreichen . . .

Capital: Schicken Sie Ihre Mitarbeiter auch auf die Couch?
Rohrbach: Wenn ich eines Tages einen Partner in meine Firma hereinnehmen sollte, würde ich es begrüßen, wenn auch er in die Analyse geht. Ich bin sicher, daß wir dann erheblich weniger Kommunikationsschwierigkeiten hätten.

Capital: Durch Ihre Tätigkeit als Marketing-Berater und Seminarleiter kennen Sie viele Führungskräfte. Wie vielen würden Sie eine psychoanalytische Behandlung empfehlen?
Rohrbach: Ich bin überzeugt, daß die Firmen enorm von der Psychoanalyse profitieren könnten. Ein leitender Mitarbeiter, der dauernd seine persönlichen Probleme im Beruf zu lösen versucht, kann ein starker Bremsklotz sein. Besonders wichtig würde ich die Analyse für Marketing-Leute halten. Man gewinnt an Sensibilität für Marktlücken.

Capital: Würden Sie die Psychoanalyse als Karriere-Training empfehlen?
Rohrbach: Wer zu psychischen Spannungen neigt und trotzdem Karriere machen will, sollte auf jeden Fall in die Analyse gehen.

... seine Bemühungen, mich um jeden Preis in eine Abhängigkeit von ihm zu bringen, (nahmen) eine sehr deutliche Gestalt an. Er machte mir das Angebot, mit ihm zusammen geschäftlich zu arbeiten. Trotz meiner Deutung, er müsse nun endlich einen Weg finden, um auch über mich Macht ausüben zu können, indem er mich von seiner Ideenkreativität abhängig mache, und trotz seiner klaren Erkenntnis, daß er genau dieses Ziel verfolge, konnte er es doch nicht lassen, mir immer wieder diese Zusammenarbeit schmackhaft zu machen ...
Der Patient schildert ..., wie er ... beim Anblick eines Bilderrahmens eine neue Idee entwickelt hat ... [Er endet] mit der schon fast stereotypen Feststellung: »Komisch, daß mir so etwas so leicht einfällt und andere Leute nicht auf solche naheliegenden Ideen kommen.« – »Sie sprechen von Ihren Ideen, nicht von sich selbst.« – »Die Ideen, das bin ich doch selbst, ich produziere sie laufend.« – »Sie scheiden die Ideen von sich aus.« Er berichtet ... von seinem Kundenbesuch, wie er den ganzen Vormittag ihrem Gespräch zugehört hat, aber dann am Nachmittag plötzlich so viel Ideen entwickelt und vorgetragen hatte, daß die Kunden damit für die nächsten 5 Jahre eingedeckt sind. »Sie lassen Ihre ausgeschiedenen Ideen bei den Leuten zurück und diese sind mit Ihnen beschäftigt, aber Sie selbst sind frei.«
Ich sah den Patienten jetzt plötzlich vor mir, unbewußt identifiziert mit seiner Mutter, indem er mit seinen Ideen laufend Kinder produziert, so entsetzlich viel Kinder, daß er nicht die Zeit haben kann, sie selbst großzuziehen, gleichzeitig aber in der überlegenen Position ist, viel mehr Kinder zu produzieren als diese Mutter. Dabei wurde mir klar, daß er zwar die Mutter als »Objekt« fallen gelassen hatte, aber in einer narzißtisch-symbiotischen Weise mit ihr verbunden blieb, ihre gefährliche Allmacht des »Kindergebärens« übernommen hatte, und zwar in überlegener Manier ...

Es geht hier nicht um äußere Übereinstimmungen zwischen dem Interview, das der Analysierte gab, und dem Bericht seines Analytikers, vielmehr darum, daß die beiden Urteile über das gemeinsame Werk, trotz aller Unterschiede in der Perspektive und der Deutung, etwas Gemeinsames haben: die Abstrahierung von jedem konkreten Inhalt zugunsten des Funktionierens im Sinne der Marktökonomie bzw. der Libidoökonomie. Der Analytiker interessiert sich offenbar nicht für den Inhalt der Ideen, Erfindungen, Patente seines Patienten: dieser ›gebiert‹ sie als ›Kinder‹ in Identifikation mit der Mutter, und weil er die Mutter einst ›fallen ließ‹, läßt er jetzt auch ›die Menschen‹ fallen, sobald sie ihn enttäuschen. Der Analysand andererseits interessiert sich schon für den Inhalt seiner Ideen, aber allein im Hinblick auf Marktlücken und Profite. (Zu den ›Erfindungen‹, die in die Zeit der Analyse fallen, gehören solche Delikatessen wie faltbares Klosettpapier, desinfizierende Sprays, selbstklebende Monatsbinden etc. – was Symptome wären, wenn es nicht Patente wären.) Lorenzer kommentiert den vom Analytiker geschilderten Analysenverlauf so: »Wir finden wieder die Gleichsetzung von aktuellem Geschehen und Arzt-Patient-Beziehung aufgrund der Übereinstimmung im dramatischen Zusammenhang‹« (a.a.O., S. 125). Diese Übereinstimmung reicht weiter als die analytische Situation. Es ist der Konsensus hinsichtlich einer Interaktion, aus der die gesellschaftliche Wirklichkeit eskamotiert wurde (vgl. dazu Erich Wulff, in diesem Heft S. 12 ff.), so daß alle Probleme durch die richtigen ›Einfälle‹ – des Marktberaters, des Seelenberaters – gelöst werden können, bis Markt und Seele wieder harmonieren. Merke: »Wer zu psychischen Spannungen neigt und trotzdem Karriere machen will, sollte auf jeden Fall in die Analyse gehen.«

Die psychoanalytische Therapie hat auch Mißerfolge zu verzeichnen. Aber das liegt dann an den Patienten. Ein Beispiel:

»Wegen des Bedürfnisses der [homosexuellen] Patientin, die Fortschritte der Behandlung zu hintertreiben, wurde diese abgebrochen, bevor die Möglichkeit der heterosexuellen Anpassung verwirklicht werden konnte ... Wie sie sagte, fühlte sie sich wohl, war glücklich und konnte selbst mit ihrem Leben fertig werden.« (Charles W. Socarides, *Der offen Homosexuelle*, Frankfurt 1971, S. 313–314)

Was die Patientin sagt, ist als Widerstand zu deuten: Wer sich nicht anpassen lassen will (an den ökonomischen oder genitalen Primat), ist verstockt. Merke: »Der therapeutische Zugriff wird erleichtert, wenn Schuldgefühle vorliegen« (a.a.O., S. 326).

III. Vier Couch-Karrieren (Interviews)

»Schenken Sie Ihrem Sohn Marvin zwei Sporthemden: Wenn er zum erstenmal eines der beiden trägt, blicken Sie ihn traurig an und sagen Sie: ›Das andere gefällt dir nicht?‹« Dan Greeburg, *How to be a Jewish Mother*

III.1 Analyse als Leistung

Interview mit Ingrid B.

... das Äußere war immer sehr steril, das Klima sehr kühl: man kommt zur Tür rein, zieht den Mantel aus, gibt sich die Hand, sie steht dabei und betrachtet mich, ich fühle mich schon etwas komisch, weil ich betrachtet werde und mir denke, was die wohl denkt, es wird aber nichts gesagt, man schaut sich so etwas von der Seite an, und dann gehts die Treppe rauf, und dann muß man sich eben hinlegen und sie setzt sich hinter mich, und dann liege ich da und weiß, sie sitzt hinter mir und ich seh sie nicht. Dann bin ich meistens ganz sauer darüber, daß ich da liegen muß. Mich auch nicht umdrehen kann, nicht nicht aufsetzen kann, nicht rauchen ...

Warum nicht?

Oh, es ist nie verboten worden, aber ich hab es nie gemacht. In zwei Jahren Analyse bin ich kein einziges Mal von der Couch hochgekommen und hab mich anders verhalten als das Grundschema war. Ich hab das Gefühl gehabt, ich mach meine ganze Analyse kaputt, wenn ich hier aufstehe oder mich umdrehe. Ich glaub, das war ein bißchen außergewöhnlich bei mir; sie hat mal Andeutungen gemacht, ich würde mich besonders stark den Regeln unterordnen, um mir nichts zu vergeben, um mich nicht von einer anderen Seite zu zeigen, als ich dort gesehen werden möchte. Um kein privates Ambiente dort einzuführen.

Hast du die Analyse als eine Aufgabe betrachtet, die du erfüllen mußt?

Ja, aber eine Aufgabe, die ich gern erfüllt habe. Ich war verzweifelt vor der Analyse. Ich wußte, daß meine Situation ohne Hilfe von außen nicht mehr würde bereinigt werden können. Und dann hab ich mich dazu durchgerungen, nachdem ich den Test gemacht hatte hier im Freud-Institut, wo man mir gesagt hat, wenn, dann eine Vollanalyse, ich hätte eine ganz klassische Neurose, die auch mit klassischen Methoden geheilt werden müsse. Anfänglich hat mich das erschreckt, die Vorstellung, viermal in der Woche nach Frankfurt zu fahren für eine Stunde, und außerdem noch soviel Geld dafür zu bezahlen.

Hat man dir zu Anfang etwas über die voraussichtliche Dauer der Kur gesagt?

Ja, das war aber unterschiedlich. Im Institut hat man mir gesagt, drei bis

vier Jahre, wenn ich wöchentlich fünfmal hingehe. Die Analytikerin hat mir gesagt, zwei bis drei Jahre. Ich bin auch nicht fünfmal wöchentlich hingegangen, sondern anfänglich viermal und dann dreimal. Und dann wurde über die Zeit überhaupt nicht mehr gesprochen, weil ich auch begriffen hatte, daß es sehr unterschiedlich ist, wie schnell sich Probleme auflösen oder wie fest sie sitzen oder wie gut man sich auf die Behandlung einpendeln kann, auf den entsprechenden Analytiker, oder wieviel Widerstand man leistet innerlich. Ich glaube, ich habe sehr starken Widerstand geleistet, was sich ja auch in den äußeren Formen geäußert hat, daß ich z. B. niemals ein privates Wort mit ihr gewechselt hab. Es kam mir mal der Gedanke, weil sie sowas anhatte, die Frau könnte schwanger sein. Das hab ich sofort wieder verdrängt, und erst drei Monate später, als sie im sechsten Monat war, hab ich realisiert, daß sie schwanger ist. Da ist mir das zuhause plötzlich aufgegangen, mein Gott, die ist ja hoch schwanger . . .

Dafür hat die Psychoanalyse natürlich ihre Deutungen bereit. Was würdest du meinen: sollte sie nicht Frau sein, oder wolltest du nicht, daß sie (andere) Kinder hat?

Ich hatte mir so ein Bild von ihr gemacht: sie lebt ohne Mann, und das Kind hat sie sich extra machen lassen, weil ich mir nicht vorstellen konnte und wollte, daß sie ständige geschlechtliche Beziehungen hat. Ich glaube, daß ich einfach einen Widerstand dagegen hatte – nicht daß sie schwanger war, sondern mich mit ihrer privaten Situation auseinanderzusetzen.

Du siehst das also nicht im Rahmen von Übertragungsbeziehungen?

Über den Übertragungsmechanismus hab ich etwas gelesen, aber ich konnte das an mir nicht beobachten. Vielleicht ist das passiert, ohne daß ich etwas gemerkt habe. Ich wüßte auch nicht, was ich auf sie übertragen hätte können.

Zum Beispiel eine Abneigung . . .

Die brauchte ich nicht zu übertragen: ich hab sie von Anfang an nicht gemocht. Schon als ich ihren Namen hörte, Frau und Gudrun – nein, da wollte ich sie nicht. Aber im Freud-Institut hat man mir gesagt, daß ich keinen anderen Analytiker kriegen würde, und als ich dann zu ihr kam, hab ich ihr gleich gesagt, eine Frau ist nicht gut für mich, ich hab kein Vertrauen zu einer Frau, ich will von einem Mann analysiert werden. Und sie hat gefragt, warum ich sie nicht will, und ich hab gesagt, Weil ich nicht glaube, daß Sie in der Lage sind, das alles zu begreifen, was ich durchgemacht und zu sagen habe.

Und ein Mann, meintest du, kann das?

Ich hatte damals, als ich einstieg, das Gefühl, ein Mann ist viel eher in der Lage, das zu verstehen und mir auch zu helfen. Ich habe nicht geglaubt, daß ich von Frauen gefühlsmäßig zu erreichen bin. Das hat sich geändert

in der Analyse. Ich kann jetzt mit Frauen fast besser kommunizieren als mit Männern und hätte nie mehr solche Hemmungen.
Du siehst darin eine Wirkung der Analyse?
Ja, durchaus.
Und erstreckt die sich auch auf die Person der Analytikerin?
Da muß ich etwas ausholen. Also die Frau war mir, als ich hinkam, gleich unsympathisch. Weil sie blond war. Sie war blond und hatte helle Haut und sah bürgerlich aus mit den kurzen Dauerwellen und dem normalen Kleid und ich dachte, um Gottes willen, was soll ich mit so einer Frau anfangen, wie soll die mich und meine Spinnereien auch nur irgendwie erfassen können, geschweige denn behandeln. Sie wußte nicht einmal – ich hab als Texterin gearbeitet – was das ist. Sie wußte gar nicht, was eine Werbeagentur ist. Ich hab an ihrem Akzent gehört, daß sie aus Sachsen kam und daß sie noch nicht so lange von der DDR wegsein konnte. Das hat mich auch stutzig gemacht. Ich hab gedacht, wie will sie unsere Situation hier, unsere Entwicklung im Westen begreifen, wenn sie erst vor ein paar Jahren aus dem Osten gekommen ist? In einem Gespräch, das war aber sehr am Ende, ist dann herausgekommen, warum ich sie nicht gemocht habe, was über die ganze Analyse nie richtig besprochen worden ist. Da fiel mir plötzlich ein, ich hab sie assoziiert mit Korn und Osten. Das war mein erster Gedanke gewesen – und das hat ziemlich tief dringesessen, diese Verbindung von goldenem Kornfeld, das wogt, und weitem Osten; und das ist so eine Frau, dachte ich, die gehört dorthin. Und sie hat mir das so gedeutet: Sie haben gedacht, ich sei Nazi. Das ist natürlich sehr gut möglich und paßt auch damit zusammen, daß ich mir immer einen Analytiker gewünscht habe, der jüdisch ist, und daß meine Mutter Jüdin ist, und daß mein Vater Nazi war . . .
Aber du hast dich dann doch mit ihr arrangiert?
Ich habe mir vorgenommen, gut, das muß ich jetzt machen, und hab mir das als Aufgabe gestellt. Ich bin regelmäßig hingefahren, und wie mir Frau D. gesagt hat, war ich die einzige Patientin, die sie je hatte, die nie gefehlt hat. Ich hab keine Stunde versäumt, ich bin nur einmal eine halbe Stunde zu spät gekommen, weil Schneeverwehung war und ich wirklich nicht durchkommen konnte. An anderen Tagen hab ich einen wahren Aufwand getrieben, bin bei Rot über die Ampel gefahren, bin verbotene Wege gefahren, um ja nicht zu spät zu kommen, und war auch immer auf die Minute pünktlich.
Wie erklärst du dir dieses fast schon zwanghafte Einhalten von Regeln?
Das wußte ich schon, daß das zwanghaft ist, aber warum das so ist, hab ich nie so recht in Griff gekriegt. Daß ich mich so sehr an die Form hielt, hat auch etwas damit zu tun, daß ich Angst hatte, durch Ausflippen aus der strengen Form irgendwie in private Beziehungen zu ihr treten zu müs-

sen. Daß ich menschlich werden müßte außerhalb des Gesprächs auf der Couch. Dann müßte ich ihr vielleicht etwas erzählen und erklären, und das war mir zu privat.

Und was du auf der Couch sagtest, war für dich nicht privat?

Sie hat mal zu mir gesagt, ich behandelte sie wie einen Mann hinterm Bankschalter.

Und du brachtest deine Neurose hin wie . . .

Genau, wie Geld, das umgewechselt werden muß. Das hat sich ganz wenig geändert bis zum Ende; ein bißchen lockerer ist es geworden, aber kaum. Ich mußte mich immer dazu aufraffen, mit ihr darüber zu sprechen, einen Termin zu verschieben. Das war ein richtiger Aufwand für mich, mich hinterher hinzusetzen, nachdem ich da gelegen hatte, und nicht gleich aufzustehen und zu gehen, sondern noch mit ihr Worte zu wechseln im Sitzen oder im Stehen.

Wenn du dein »Material« zutage gefördert hast, hast du das auch so kühl, sachlich, unpersönlich getan?

So hab ich meistens angefangen. Aber ich bin sehr weit gegangen im Gespräch. Ich hab dann abstrahiert von der Frau. Das war mehr wie ein Selbstgespräch, das ich geführt habe, und ich konnte mich, weil ich sie nicht sah, weil sie hinter mir saß, ziemlich loslösen von ihr und von den Abneigungen, die ich gegen sie hatte, und ich hab wirklich glaube ich alles gesagt, was mir eingefallen ist, und nie eine Hemmung gehabt, weil sie mir nicht gefiel, etwas zu sagen. Ich habs trotzdem gesagt. Und ich hab auch manchmal, um sie zu schocken, Dinge mit Absicht so ausgedrückt, daß ich wußte, das würde sie jetzt sehr stören, damit kann sie nicht fertigwerden. Vor allem am Anfang hab ich das provoziert, ich kannte ihre schwachen Stellen, wo sie kein Verständnis oder keine Erlebnisbereiche haben würde, und da hab ich mit Absicht geredet und in brutaler Sprache.

Hast du während der Analyse den Eindruck gehabt, daß das, was bei dir geschieht und was sie dazu beiträgt durch Deutungen oder durch Steuerung des Gesprächs, etwas dir ganz Äußerliches ist, oder daß es dich unmittelbar betrifft?

Innerhalb der Stunde hat es mich nie unmittelbar betroffen. Aber ich hab immer wieder gemerkt, und das war wie ein Zauber und das hab ich bis heute noch nicht begriffen, daß das alles gewirkt hat, was da so mechanisch abgelaufen ist. Wenn ich nachhause fuhr, hab ich mich leichter gefühlt als am Tag vorher. Wenn ich ein Problem hatte und es dort behandelte, ist das Problem fast gelöst erschienen, wenn ich nachhause fuhr.

Wie erklärst du dir das?

Ich glaub, das war einfach, weil es völlig durchgesprochen war und weil die Frau doch so viel neutrales Verständnis für alles gezeigt hat. Ich hab ihr wirklich Dinge erzählt von mir, die so negativ sind, daß ich sie nie-

mals jemandem erzählen würde, der mit mir in einer anderen Form von Kontakt steht. Viele Dinge, von denen ich nicht will, daß sie jemand weiß, die hab ich dort ganz dick rausgebracht. Aber daß ich das tun konnte und daß sie nicht in die Luft gegangen ist oder gesagt hat, das mußt du jetzt sofort ändern, so kann man doch nicht sein – daß sie das nicht getan hat, sondern immer gesagt hat, das liegt sicher daran, daß in der und der Phase das und das passiert ist, das kann man eventuell auflösen . . .

Das hat dir eingeleuchtet, solche Erklärungen?

Ja, immer.

Und wieso?

Das ist so logisch.

Ist es wirklich logisch? In welchem Kontext?

Ich hatte vorher Freud gelesen und das schien mir schon unheimlich logisch, dieses Zurückführen auf die Kindheit, auf Erlebnisse aus der Kindheit. Das hat mir nicht nur rational, sondern immer auch gleich gefühlsmäßig eingeleuchtet, nachdem das ausgesprochen war.

Du warst also schon vorher davon überzeugt, daß die Psychoanalyse die richtigen Deutungen für aktuelle Probleme, für deine persönlichen Konflikte hat?

Ja, haben kann. Wenn die richtige Konstellation zwischen Analytiker und Patient besteht.

Und du meinst, trotz deiner Abneigung gegen die Frau, es war die richtige Konstellation?

Inzwischen glaub ich wirklich, daß das eine recht günstige Konstellation gewesen ist. Grad weil ich sie nicht gemocht habe. Und weil ich das Problem, das fast alle unemanzipierten Frauen haben, damals sehr stark hatte: daß ich immer Männer für mehr wert hielt als Frauen, und auch mich selbst, weil ich keinen Penis habe, für weniger wert als solche, die einen haben, und in jedem Lebensbereich Männern mehr zugetraut habe als Frauen, und mich fast immer auf Männer verlassen habe, und früher immer nur starke und brutale Männer zu Freunden hatte, was nach der Analyse völlig ins Gegenteil umgeschlagen ist: ich brauch keinen brutalen Mann, ich brauch keinen starken Mann, ich brauch jetzt einen Mann, der eher weich ist und eher weiblich reagiert, so wie ich. Das hat das alles bewirkt.

Nochmals, hast du eine Erklärung für diese Veränderung?

Ich müßte spontan sagen: nein.

Du sagtest vorhin, manche Probleme seien sehr gut durchgearbeitet worden, so daß du nachher wesentlich erleichtert warst.

Ja, es gibt ja viele Dinge, über die man sonst nie spricht, und man glaubt auch immer, wenn man sie durchdenkt oder mal was darüber aufschreibt - ich hab gelernt in der Analyse, daß das nicht genügt, daß man das wirk-

lich laut aussprechen muß, und jemand muß zuhören, damit es wirksam wird. Ich weiß nicht, warum das so ist, aber ich hab einfach begriffen, daß das so ist. Ich hab diese ganzen Probleme, die ich dort laut ausgesprochen habe, schon vorher oftmals durchdacht gehabt, und dieses ganze Denken hatte nichts genutzt. Aber daß es dann klar und laut gesagt wurde, das hat offensichtlich genutzt. Es hat was verändert.

Jemand muß zuhören, sagtest du. Nur zuhören?

Es war in unserer Analyse so, daß sie in einer Stunde höchstens drei oder vier Sätze sagte. Ich hab allein geredet. Und ich konnte Pausen von zehn Minuten machen, und sie hat kein Wort in diese Pausen gesagt.

Wie fühltest du dich in diesen Pausen?

Furchtbar manchmal. Wütend und aggressiv. Und da kam nichts, kein Wort, kein Schnaufen, nichts. Und ich bin liegen geblieben mit meiner ganzen Wut. Bis ich ihr das dann gesagt habe, nach zehn Minuten eventuell, daß ich furchtbar aggressiv und wütend bin. Aber es kam dann auch dazu nichts. Sie hat mich eigentlich alles selbst deuten lassen. Ich glaube, es waren in diesen zwei Jahren vielleicht zehn Dinge, die sie mir von sich aus gedeutet hat, höchstens. Ich habe so lange darüber geredet, 10 Stunden, 20 Stunden, 50 Stunden, bis ich es selbst ausgedeutet hatte. Und wenn ich ihr etwas zweimal, dreimal erzählt habe und unbedingt hören wollte, was sie dazu denkt, hat sie gesagt, Ja das geht natürlich nicht, daß ich Ihnen das sage, Sie müssen es schon selbst durcharbeiten, denn wenn ich Ihnen das sage, dann nehme ich Ihnen etwas vorweg. Das hat sie immer wieder gesagt. Auch wenn ich sie direkt gefragt habe, Ich will jetzt wissen, was Sie dazu denken, hat sie gesagt, Nein, das widerspricht den Grundsätzen der Analyse, Sie müssen allein weiterarbeiten. Wenn sie was gedeutet hat, dann nur in Momenten, wo ich es auch schon selbst gedeutet hatte, dann hat sie es nur in ein bißchen andere Worte gefaßt. Von vornherein hat sie mir nie etwas gesagt.

Dann hat sie dir wohl auch nicht gesagt, was für eine Neurose du hast?

Nein, sie hat das nie beim Namen genannt. Ich hab danach gefragt und kriegte eine ziemlich schnöde Antwort, Das verstehen Sie doch nicht, wenn ich Ihnen jetzt Fachausdrücke sage. Aber ich wollte gar nicht Fachausdrücke, sondern einfach nur wissen, was mit mir los ist. Das weiß ich bis heute noch nicht. Auf den ersten Rechnungen stand unten, unter Diagnose oder Befund: Konversionsneurose. Ich hab dann versucht herauszufinden, was eine Konversionsneurose ist, aber die Ergebnisse waren sehr unterschiedlich und unbefriedigend. Das hat sie auch sehr schnell bei den Rechnungen weggelassen. Da hab ich mir überlegt, hat sie jetzt ihre Ansicht über meine Krankheit geändert, oder hat sie keine Lust mehr, das draufzuschreiben. Auch das hat sie mir nicht gesagt, als ich sie danach gefragt habe. Das finde ich falsch. Das ist so eine Geheimniskrämerei, die man

von den Ärzten ja gewohnt ist, aber es verwundert mich, daß Frau D. auf der einen Seite sich ziemlich erhebt über die normalen Methoden der Mediziner und es ziemlich schlimm findet, daß die einem nichts sagen, daß sie aber auf der anderen Seite nicht so viel Vertrauen in mich hat, daß sie mir wenigstens den Namen meiner Krankheit nennt, falls sie einen hat, und mir die Symptome erklärt.

Du sprachst vorhin von der »günstigen Konstellation« und du sagtest auch einmal »unsere Analyse«. Das deutet doch auf eine Art Bündnis hin, eine wenigstens unterschwellige Beziehung zur Analytikerin. Wie würdest du, vom Zuhören mal abgesehen, ihre positive Rolle in diesem Prozeß bestimmen?

Man könnte vielleicht sagen: Sie hat darüber gewacht, daß die Kugel, die da ins Rollen kam, nicht den falschen Weg nimmt oder irgendwo hängen bleibt. Sie gab ihr hin und wieder einen kleinen Schubs, damit sie in die richtige Richtung rollt.

Das heißt, sie wußte die Richtung, aber du wußtest sie nicht?

Ja, allein hätte ich mich in falsche Deutungen hineinsteigern und mich festfahren können.

Aber sie hat dir die richtige Richtung nie verraten?

Um Gottes willen, nein! Sie sagte dann höchstens, Ich glaube nicht, daß das Ihr Problem ist. Und dann rollte die Kugel weiter . . .

. . . auf der Suche nach dem richtigen Loch. Und wie fühltest du dich so als rollende Kugel: als du selbst, oder als Probierkind, mit dem etwas gemacht wird, oder als jemand, der eine Leistung vollbringt?

Etwas vom ersten und vom letzten. Als ich selbst, der versucht, eine Leistung zu vollbringen. Aber ich will das und ich kann das leisten, und ich bin es selbst, der da leistet. Ich hab das als kreativ angesehen, was ich da gemacht habe.

III.2 Analyse als Double-bind

Interview mit Wolf D.

Ich hatte eine Einzelanalyse mit vier Stunden pro Woche, insgesamt einundeinviertel Jahre. Dann wurde die Analyse abgebrochen.

Von dir?

Ja, das ist nun das große Problem. Es ist für mich nicht mehr genau feststellbar, wer die Analyse abgebrochen hat, aus welchem Grund sie abgebrochen wurde. Der Grund war letztlich das Geld, aber das ist schon von Anfang an ein Streitpunkt gewesen, und dann ging es plötzlich vom einen

Tag auf den anderen. Wir haben hinterher in der Analyse noch darüber gesprochen, warum sie abgebrochen worden ist, und dabei hat sich herausgestellt, zumindest in der Interpretation des Analytikers, daß ich selbst schon mehrfach von mir aus die Analyse hätte abbrechen wollen, praktisch vom ersten Tag an, da hätte ich schon eine sehr reservierte Haltung gehabt, und es sei auch während der Analyse vorgekommen, was auch richtig ist, daß ich gesagt habe, ich komme das nächste Mal nicht mehr. Für mich hatte das Problem damals darin bestanden, daß ich, nicht nur in der Anfangsphase der Analyse, sondern über einen langen Zeitraum hin, außerhalb der Sitzungen ziemliche Aggressionen hatte und nicht so recht wußte, wo die herkommen und wie ich damit fertigwerden soll. Und wir haben in der Analyse lange Zeit darauf verwendet, mit diesem Problem zurechtzukommen, aber ohne daß ich selber in irgendeiner Weise einen Einblick in diese Motivationskette bekommen habe. Es wurde immer nur davon geredet, was denn nun aktuell geschehen ist, und ich sollte dann dieses aktuelle Geschehen zu interpretieren versuchen. Diese Beschränkung auf das, was tatsächlich passierte, ist sicherlich eine notwendige Sache, um sich selbst und natürlich auch dem Analytiker die Situation bewußt zu machen. Aber was mir dabei eigentlich immer gefehlt hat, war sozusagen die Sichtbarmachung des psychologischen Hintergrundes, d. h. warum ein Mensch in bestimmten Situationen - und die waren in diesem Fall ja konkretisierbar - so und so reagiert: das mir nun auch theoretisch verständlich zu machen, statt nur im Fall selber zu bleiben, im aktuellen Geschehen, mit dem ich selbst ja nie zurechtgekommen bin . . .

Es gab wohl auch Schwierigkeiten mit der Übertragung?

Ja, wir haben gleich am Anfang ernste Probleme gehabt mit der Übertragung. Es ist mir am Anfang sehr schwer gefallen, ihn zu akzeptieren als eine Person, der ich meine persönlichen Probleme darlegen konnte. Und da war es bei mir immer so, daß meine Kritik an ihm über die politische Schiene gelaufen ist, bis hin zu einer pauschalen Kritik an der Psychoanalyse. Aber es ist eigentlich immer darauf hinausgelaufen, daß der Analytiker mir klarzumachen versuchte, daß ich da ein Problem verdecke. Daß ich also ein politisches Problem vorschiebe, um ein persönliches zu verdecken. Und ich glaube, das war zum Teil sicherlich auch der Fall. Ich habe es dadurch erkannt, daß im Laufe der Analyse diese Probleme eigentlich immer weniger eine Rolle spielten, als es mir dann ein bißchen gelungen ist, die Position meines Analytikers selber in einen Bezugsrahmen zu bringen, was natürlich am Anfang überhaupt eine große Schwierigkeit ist, denn man kommt da rein in sein Zimmer, legt sich auf die Couch - es ist einfach schwer, in solch einer Umgebung eine bestimmte Atmosphäre herzustellen.

Du erwartetest also von der Analyse gerade das, was das Arrangement

der analytischen Situation ausschließen will. Da ist ja der Analytiker ganz bewußt eine Art Neutrum, unsichtbar, nur eine Stimme und damit angeblich ein gutes Objekt für Übertragungen.

Jaja, das Problem ist nur, daß diese neutrale Position des Analytikers, die sich ja auch in einer bestimmten Intonation, in einer bestimmten Sprechhaltung bemerkbar macht, doch immer wieder durchbrochen wird vom Patienten, weil der ja in bestimmten aktuellen Situationen, wenn nicht generell in der ganzen Therapie, die Hilfe des Analytikers in Anspruch nimmt. Und diese Hilfe setzt, jedenfalls nach dem Anspruch des Patienten, ein Engagement voraus. Darüber gab es auch hin und wieder Diskussionen, inwieweit dieses Engagement, das man als Patient sucht, durch die neutrale Position des Analytikers abgeblockt wird. Ich jedenfalls bin immer mißtrauisch, ob dieses Engagement tatsächlich auch zu finden ist, ob die verbale Äußerung irgendwo eingelöst wird, ob jemand bereit ist, sich mit meinem Problem zu befassen und mir in einer bestimmten Weise zu helfen. Aber was weiß man denn als Patient über seinen Analytiker? Er ist eine anonyme Figur, man weiß über seine Qualitäten und seine Qualifikation nichts außer der Tatsache, daß er einem zugewiesen wird, und das ist ja meist die einzige Chance, überhaupt an einen Analytiker zu kommen. Der Patient braucht eine lange Anlaufzeit, sich in dieser Situation zurechtzufinden. Da gibt es dann natürlich verschiedene Ansatzpunkte für Kritik, z. B. das Nichteingehen auf bestimmte Forderungen des Patienten, das Nichteingehen auf politische Diskussionen, das Nichteingehen auf die Familiensituation und auf die Rolle des Analytikers in dieser Institution und innerhalb der Gesellschaft, und das ständige Reduzieren dieser Probleme auf die Situation des Patienten und auf dessen Weigerung, sich mit seiner Situation zu identifizieren. Das ist so die Ebene, auf der in meinem Fall die Analyse mehrere Monate lang gelaufen ist und immer wieder schief gelaufen ist. Wo ich dann hin und wieder gesagt habe, jetzt komme ich nicht mehr, weil ich einfach nicht sehe, daß wir da weiterkommen.

Was du suchtest, war offenbar nicht das, was die Analyse zu bieten hat, vielmehr ein direkter Kontakt zwischen zwei Individuen. Oder wolltest du den Analytiker gar agitieren?

Das kann ich noch nicht mal sagen. Mir ging es eigentlich weniger darum, den Analytiker zu agitieren oder die Analyse als Institution total anzuzweifeln, sondern es ging mir natürlich in erster Linie darum, irgendwo ein Orientierungsfeld zu haben und innerhalb dieses Orientierungsfeldes sich einigermaßen sicher zu bewegen und von da aus dann die eigenen Probleme ins Spiel zu bringen, die ja nicht nur private Probleme sind.

Du erwartetest also von der Analyse, wie es in der antiautoritären Phase ja propagiert wurde, daß sie eine politische Analyse ist?

Ja, das ist eigentlich das, was man schon erwarten muß. Und nach dem Abbruch der Analyse, aber nicht nur indiziert durch diesen Abbruch, sondern in der ganzen Analyse ist immer wieder dieses Problem aufgetaucht, inwieweit die Einzelanalyse überhaupt noch relevant ist für einen Patienten, der wie ich starke Kontaktschwierigkeiten hat, der mit Angstneurosen zum Analytiker kommt, weil er einfach bestimmte Sozialisationsphasen nicht erlebt hat und deshalb auch eine Gewöhnung an die Gesellschaft, an die eigene Umgebung und an die Normen, die von dieser Umgebung gesetzt werden, nie richtig mitgemacht hat. Das hat sich während dieser Analyse herausgestellt, daß eben bestimmte Phasen nie eingetreten sind.

In der frühen Kindheit oder später?

Das ist nie herausgekommen. Aber deshalb stellte sich ja auch die Frage, ob man eine solche Situation innerhalb einer Einzelanalyse wirklich aufarbeiten kann, ob es nicht zahlreicher Querverbindungen bedarf, die nur eine Gruppe mit in die Diskussion bringen kann.

Hast du nun den Eindruck, daß sich trotzdem etwas verändert hat durch deine Analyse?

Heute, ein halbes Jahr nach dem Abbruch, geht es mir so, daß ich die funktionellen Störungen nach wie vor habe, die Arbeitsstörungen sind auch noch da, aber nicht mehr in diesem Ausmaß, weil sich der Grad der wechselweise auftretenden Depressionen und Aggressionen stark verringert hat, und das ist der eigentliche Erfolg der Analyse. Und aufgrund der Einsicht in Aggressionsverläufe hat sich noch etwas anderes gezeigt, was ich vorher nie gehabt habe: eine Angst vor Aggressionen. Wobei es bis heute nicht geklärt ist, woher diese Angst stammt: ist es Angst vor der eigenen Aggression, oder ist es Angst vor der Aggression der Umgebung? Das ist nicht geklärt, weil die Rolle, die dabei das Elternhaus gespielt hat, nicht ganz herausgearbeitet wurde.

War das vom Analytiker nicht intendiert?

Doch, es war eigentlich immer intendiert, daß mehr aus diesem unbewußten Feld heraufkäme. Aber was die ganz frühen Phasen anbelangt, die sind ausgeblieben. Es fehlten da jegliche Erinnerungen. Die Vermutung ist die, daß nur ein sehr schwacher Kontakt zu den Eltern bestand, daß dieser Kontakt so ephemär war, daß er sich eigentlich gar nicht niedergeschlagen hat. Das ist in der ganz frühen Phase anzusetzen, die Erfahrung, daß die Mutter oder der Vater nie dagewesen sind.

Also ein Mangel an Urvertrauen?

Ja, das ist genau richtig. Ein Mangel an Urvertrauen, der sich dann auch in der späteren Entwicklung weiter ausgewirkt hat, in zahlreichen Variationen, daß z. B. ein bestimmtes Entgegenkommen meinerseits, ein Vertrauen zu anderen Personen mich immer wieder in die Isolation geführt hat. Und dadurch natürlich auch diese Kontaktschwäche, dadurch die

Angst, mit anderen Leuten zusammenzusein, die Angst vor Anforderungen an mich, – und somit auch die Befürchtung, vom Analytiker ebenfalls enttäuscht zu werden. Weshalb ich gar nicht erst den Versuch machte, dem Analytiker von vornherein ein volles Vertrauen entgegenzubringen, sondern das nur so schrittchenweise machte. Und dieser Prozeß, der hat zumindest den Fortschritt gebracht, daß meine anfänglichen Zweifel, die über die politische Schiene liefen, also die Zweifel an der Richtigkeit, an der Rechtfertigung der Psychoanalyse als solcher allmählich nachließen, daß ich den Analytiker akzeptiert habe als eine Person, der ich meine Probleme berichten kann. Ich will nicht sagen alle, ich habe einzelne Punkte ausgelassen, die hab ich immer so rausgeschoben. Aber es ist ein schrittweiser Prozeß gewesen, sich an den Analytiker anzulehnen – der allerdings immer wieder Rückschläge erfahren hat.

Kannst du sagen, wodurch die motiviert waren?

Die hatten meistens etwas mit Geld zu tun. Bei meinem Vorgespräch mit dem Analytiker wurde mir eröffnet, daß ich 50 Mark für die Analysestunde zahlen muß, und damit hatte ich nicht gerechnet, sondern mit einem maximalen Satz von 40 Mark. Das war im Herbst 69. Ich habe dann versucht, verschiedene Vorschläge für die Finanzierung der Analyse zu machen. Einmal hab ich dem Analytiker angeboten, ihm 40 Mark zu zahlen und den Restbetrag im Laufe der Zeit abzutragen. Dann hab ich ihm angeboten, die Stundenzahl herunterzusetzen. Dann habe ich angeboten, da ich Geld aus einem Prozeß erwartete – der allerdings noch zwei Jahre hätte laufen können – einen Teil des Honorars am Ende der Analyse von dieser Summe zu bezahlen. Das war, wie ich es jetzt durchschaue, natürlich ein sehr listiger Versuch, den Analytiker an mich zu binden, weil dieser Prozeß eine sehr wichtige Funktion für mich hatte; es war nämlich ein Prozeß gegen meinen eigenen Vater, und zwar ein Prozeß, in dem es eben auch um Geld ging. Das konnte der Analytiker natürlich nicht akzeptieren. Die Geldfrage hat in meiner persönlichen Entwicklung eine große Rolle gespielt, nämlich die Frage, inwieweit dem Kind statt Zuneigung und Zuwendung eben Sachen, Gegenstände, Geld zuteil geworden sind. Es wurde mehr oder weniger von den Eltern mit Geschenken überhäuft, es hat nie irgendwo gespürt, daß die Eltern auch für es selbst dawaren. Und diese Situation, daß Geldgeschenke, Konsumartikel eine sehr große Rolle in der persönlichen Entwicklung gespielt haben, das hat sich dann natürlich auch in der Frage der Finanzierung der Analyse niedergeschlagen. Das heißt, es gab ständige Querelen um das Honorar. Es ist mir am Anfang so gegangen, daß ich jede Minute gezählt habe, weil jede Minute eine Mark war. 50 Minuten dauerte eine Analysestunde pro 50 Mark – das klickt wie beim Gaszähler.

Du standest also unter einem Leistungsdruck . . .

Ja, das könnte man als Leistungsdruck bezeichnen.
. . . und konntest es dir nicht leisten zu schweigen?
Ja, aber es war doch so, daß ich manchmal aus taktischen Gründen geschwiegen habe, schweigen mußte, um etwa zu erfahren, ob der Analytiker gewillt war, sich mit mir überhaupt auseinanderzusetzen, oder ob es ihm egal war, ob ich rede oder nicht. Zum anderen gab es in der Tat oft einen Leerlauf im Reden, einfach um das Bewußtsein zu überbrücken, daß der Gaszähler fortwährend klickt und jedesmal ne Mark runterfällt. Und es ist dann auch zu einer sehr großen Krise gekommen, etwa nach einem Jahr, als der Analytiker so vorsichtig in einem Gespräch versuchte anzudeuten, daß er den Betrag von 50 auf 60 Mark erhöhen wolle, was für mich zu dem Zeitpunkt, und darüber haben wir dann auch länger gesprochen, einfach unverständlich gewesen ist, weil wir ja praktisch ein Jahr darüber geredet hatten, daß für mich 50 Mark pro Stunde, zwischen 850 und 1000 Mark im Monat, ein Betrag ist, der wirklich an der äußersten Grenze lag und wo ich schon schwer kämpfen mußte, um das überhaupt aufbringen zu können.
Meinst du, das war eine Taktik von ihm, um dich noch mehr an die Analyse zu binden?
Das habe ich nie herausbekommen. Ich hab mir immer wieder überlegt, ob es einfach eine Nachlässigkeit gewesen ist, ob er sich nicht überlegt hat, in was für eine Situation er mich dadurch bringt, daß er mir praktisch das Vertrauen über den Weg des Geldes wieder entzieht – weil das Geld ja in meiner persönlichen Geschichte eine so große Rolle gespielt hat: wenn es um Geld ging, war immer irgendwie ein Vertrauensverlust damit verbunden, und das spürte ich eben in diesem Moment auch in bezug auf den Analytiker. Er erhöhte das Honorar, und für mich hieß das prompt, er will mit mir nichts mehr zu tun haben.
Aber schließlich warst doch du es, der zahlen sollte, nicht er!
Gewiß, aber das hatte sich eben so verfestigt und schematisiert: mehr Geld = weniger Vertrauen.
Oder meinst du, er wollte vielleicht unbewußt Erwartungen von dir abwehren, indem er dich mehr zahlen ließ – Erwartungen von Engagement, von einer politischen anstatt nur professionellen Auffassung dieser Beziehung?
Das weiß ich nicht. Ich hab mich oft gefragt, ob es für ihn zu diesem Zeitpunkt schon klar war, daß die Analyse zu keinem größeren Erfolg führen würde, und ob er mich auf diese Weise vor die Tatsache stellen wollte, daß ich die Waffen strecken muß, weil ich einfach die Analyse nicht mehr bezahlen kann; oder ob er testen wollte, ob mir die Analyse, der Heilungsprozeß tatsächlich so wichtig war, und ob mein Engagement an die Analyse vielleicht noch gefördert werden könnte durch eine solche Provo-

kation. Das ist mir nie klar geworden, trotz aller Gespräche. Und das ist einer der Punkte, wo meine Kritik über den persönlichen Bereich hinauswächst: daß man in solchen sehr wichtigen Punkten als Patient einfach keinerlei Hilfsmittel hat, hinter dieses Problem zu schauen. Er sagt z. B. nicht, Das war ein Fehler von mir, 60 Mark zu verlangen, ich hab mir das nicht überlegt; sondern er sagt, Beschäftigt es Sie vielleicht deswegen so sehr, weil diese 60 Mark Sie daran erinnern, daß . . .

Und der Schwarze Peter ist wieder bei dir!

Ja, das ist er in solchen Situationen immer . . .

Das Geld als Mittel, dich der Analyse zu verpflichten, hat also bei dir nicht funktioniert. Wie war es mit den anderen Mitteln, z. B. dem Auf-der-Couch-Liegen und der Analytiker sitzt dahinter, was ja in ähnlicher Weise mystifiziert wird – in diesem Fall als Mittel, den Analysanden in den Prozeß der Regression und der Übertragung hineinzuziehen?

Auch das hat bei mir nicht funktioniert. Ich hatte das Gefühl, daß der Mann irgendwo dasitzt und sich in der Nase bohrt oder was weiß ich macht, während der Patient dort sein Zeug abspult, und man selber hat einfach keine Möglichkeit mehr, das zu kontrollieren. Man weiß nicht, was der macht, dreht er sich um oder guckt er einen noch an oder liest er vielleicht? Man hört ja auch manchmal stundenlang keinen einzigen Ton von ihm. Man testet dann manchmal, ob der irgendwas sagt, wenn man mal ne Pause macht, und da kommt halt meist nichts, und so eine Pause kann man ausdehnen, solange man will, es kommt immer noch nichts, und wenns einem dann zu bunt wird und man sagt, Können Sie nicht auch mal was sagen?, dann kommt als Gegenfrage, Ja haben Sie das Gefühl, daß ich jetzt was sagen müßte, und warum haben Sie das Gefühl? – und dann ist man eben wieder bei sich selbst angelangt.

Es ist also eine richtige Double-bind-Situation: der Analytiker ist für den Analysanden nie als konkretes Individuum da, das man auf eine bestimmte Situation festnageln kann, sondern er spielt auf ganz verschiedenen Ebenen, er verweist den Patienten immer zurück auf sich selbst . . .

Ja, es ist eine Situation, die nicht faßbar ist. Mir ist das in anderen Punkten und in Berichten über andere Analytiker immer wieder aufgefallen, bei meiner Frau beispielsweise, deren Therapeutin offensichtlich große Schwierigkeiten hat, den Durchlauf von Patienten zu organisieren, da sie meint, die Patienten dürften sich nicht sehen. Wenn ein Patient seine Stunde hinter sich gebracht hat, soll er dem nächsten Patienten nicht begegnen. Der muß also möglichst auf die Sekunde genau zu seinem Termin kommen. Wenn er einem andern über den Weg läuft, dann gibt es bei dieser Frau ungeheure Aufregung, daß sie überhaupt nicht mehr weiß, was sie machen soll, und sie projiziert dann ihre Probleme auf die Patienten, denen das im Grunde völlig egal ist; aber dann wird endlos darüber geredet,

warum der Patient früher gekommen ist, warum er nicht genau pünktlich gekommen ist, überhaupt käme er immer zu früh, oder immer zu spät . . .
Das ist das klassische analytische Gesprächsthema: zu spät kommen, eine Stunde versäumt haben, als ginge es im Leben nur um die Uhr. Aber ist es vielleicht doch möglich, über solche Lappalien an die wirklichen Probleme heranzukommen?
Da ist es halt wieder so, daß man den Analytiker nicht festnageln kann, daß man ihm nicht sagen kann, Aber hörn Sie mal, ich bin wirklich der Meinung, daß dies nicht mein Problem ist, daß ich hier völlig ahnungslos vor eine Situation gestellt werde, mit der ich eigentlich gar nichts zu tun habe. Der Analytiker oder der Therapeut sagt in diesem Fall immer, daß der Patient vor einem ganz bestimmten Problem stehe, daß er hier einem Wiederholungszwang unterliege, was aber der Patient offensichtlich gar nicht empfindet. Es wird ihm etwas insinuiert, was er real gar nicht nachvollziehen kann. Und das ist natürlich das Verzwickte daran, daß der Therapeut dann sagt, Ja das kann ja gut sein, daß Sie das nicht nachvollziehen können, das sind aber halt Verdrängungen, und über diese Verdrängungen müssen wir uns unterhalten. Und dann geht eine sehr lahme Stunde damit drauf, daß man sich über Verdrängungen unterhält, die gar nicht Gegenstand einer Diskussion sein dürften, weil diese Verdrängungen gar nicht existieren, jedenfalls in vielen Fällen.
Andere Patienten mögen da dankbarer sein und schließlich glauben, was ihnen der Analytiker erzählt, weil es ja ein in sich stimmiges Orientierungssystem ergibt.
Ja, man ist als Patient ja auch ungeheuer unsicher. Es ist fast wie ein Spiel, dessen Regeln nur der andere kennt.
Hast du den Analytiker als Autorität empfunden, wenn er seine Deutungen brachte oder dich auf etwas festnageln wollte?
Nein. Das war in unserem Fall auch kein großes Problem, weil ich immer den Eindruck hatte, daß die Deutungen, die er anbot, und das hat er auch immer ausgesprochen, nur versuchsweise waren. Und in den Fällen, wo sie mir gar nicht angebracht schienen, hab ich sie auch abgelehnt, ohne daß der Analytiker darauf beharrt hat. Ich kenne andere Fälle, wo bei Patienten ein bestimmtes Grundmuster des Verhaltens existiert, das der Analytiker immer wieder ausfüllt mit allen möglichen banalen Situationen, in die der Patient gerät und die er in dieser Stunde zu behandeln versucht – die fallen dann immer wieder in dieses Grundmuster hinein, so daß der Patient nicht mehr in der Lage ist zu unterscheiden, ob das nun wirklich seine Probleme sind, die so liegen, daß er sie überhaupt nicht mehr wahrnimmt, daß er sozusagen draufgestoßen werden muß, oder ob hier einfach Fehlinterpretationen sozusagen institutionalisiert und eingehämmert werden.

Könntest du dir vorstellen, daß durch ein solches einigermaßen geschlossenes System von Interpretationen schließlich das ganze Bewußtsein des Analysanden umorientiert, umgepolt werden kann – vergleichbar etwa dem Paradigmawechsel in der Wissenschaft oder einer religiösen Konversion?

Das ist ein Problem, das sowohl in meiner Analyse wie in der Therapie meiner Frau immer wieder eine große Rolle gespielt hat: die Beziehungsgruppe, in der man sich bewegt. Der Analytiker hat – jedenfalls in den meisten Fällen – eine bürgerliche Erziehung durchgemacht und hat ein bestimmtes Bezugssystem, innerhalb dessen er sich bewegt. Und das spielt schon in die Analyse hinein . . .

Ich wollte weiter zielen: ob die Analyse wie ein Insinuationssystem wirken kann, extrem gesagt wie eine Art Gehirnwäsche für jemand, der in der normalen Welt Schwierigkeiten hat und der jetzt durch ein ihm suggeriertes System von neuen Symbolen eine neue Orientierung findet, die man dann Heilung nennen mag.

Ich meine, die Analyse selbst ist natürlich ein wahnsinniger Prozeß, der den Patienten ungeheuer schlaucht, der ihn derartig in Anspruch nimmt, daß sein Aktivitätsradius, sein Handlungsspielraum insgesamt erheblich eingeschränkt wird. Und durch diese Einschränkung des Handlungsspielraums, der natürlich irgendwie auch bedingt, daß man während dieser Zeit der Analyse sehr wenige andere Orientierungsmöglichkeiten und Orientierungshilfen hat – durch Freunde, die dann nicht mehr auftauchen oder die man selbst abwimmelt, durch politische Gruppen, von denen man sich trennt, weil man der Meinung ist, dort wird ein Psychoterror getrieben, dem man sich nicht mehr aussetzen will –, dadurch zeigt sich natürlich schon eine gewisse Verarmung, und diese Verarmung kann in der Tat umschlagen in einen Anpassungsprozeß, in dem man die Normen des Analytikers zu seinen Normen macht. Insofern ist man dem Analytiker schon ein bißchen ausgeliefert.

Deine Vorstellung von einer anderen Form von Analyse wäre wohl eine Beziehung von zwei Menschen, die auf der gleichen Ebene stehen, so daß die Bedingungen der Kommunikation nicht so weit auseinanderklaffen?

Ja, wo sie einfach nicht so ritualisiert sind. Es ist alles eine Ritualisierung: die Formen des Entgegenkommens, die Formen der Begrüßung, wie man sich die Hände schüttelt, wie man freundlich ist (sehr distanziert), wie man spricht – das ist ja keine normale Art und Weise zu sprechen, sondern es ist so ein Geflüster aus einem Hohlkörper, der nirgendwo ausgefüllt ist, so wie aus einem dunklen Raum. Und diese Ritualisierung kann man als Patient einfach nicht durchbrechen, selbst wenn man mit einer ungeheuren Forschheit da rangeht, überstürzt freundlich ist oder überstürzt sauer ist – es stellt sich da nichts ein, das ist immer die gleiche Wand. Das bringt

einen dann immer wieder auf die Palme. Ich sehe natürlich ein, daß es für den Analytiker auch eine sehr schwierige Situation ist, denn so ein analytischer Prozeß ist wirklich ein großes Spiel zwischen Analytiker und Patient . . .

Wo dieser die Spielregeln verletzen kann, die jener festsetzt?

Ja, und insofern ist es für mich sehr schwer zu sagen, wie eine Analyse beschaffen sein müßte, um ein individuell immer wieder anderes Verhältnis zwischen Analytiker und Patient herzustellen, das es dem Patienten ermöglicht, sein Nachholbedürfnis an sozialen Erfahrungen effekiv zu befriedigen.

III.3 Analyse als Mystifikation

Interview mit Elke L.

Warum hast du die Analyse angefangen?

Weils mir ungeheuer schlecht ging. Mir ist es schon die ganzen Jahre nicht gut gegangen, und dann ist auch noch mein Großvater gestorben, da hab ich so einen Husten bekommen, den ich auch jetzt noch habe, dann kamen noch so Magengeschichten und ne Angina pectoris, gar nicht zu reden von den Erstickungsanfällen, die hab ich seit meiner Kindheit, das ist oft fürchterlich, und dann hing ich da immer bei den Ärzten rum und die konnten alle nichts finden . . . Da hab ich mich angemeldet beim Sigmund-Freud-Institut, und dann dauerts ja zuerst einmal anderthalb Monate . . .

Das lief dann den normalen Gang mit Interviews, Tests . . .

Nein, Tests wurden bei mir nicht gemacht. Ich hab ein Gespräch mit dem M. gehabt und eins mit einer Frau und darauf haben sie mir dann gesagt, ich brauch ne Einzelanalyse, und da hats wieder ne Weile gedauert, bis jemand frei war, und das war dann der G.

Wieviel hat der verlangt pro Stunde?

70 Mark. Und fürs Erstinterview 240 Mark. Das hat er, wie ich inzwischen erfahren habe, nach Vermögensverhältnissen gestaffelt. Und hat mir noch gesagt, wie ungeheuer billig er mir das geben würde. Die ersten Rechnungen hab ich auch bezahlt, aber dann nach zwei Monaten hab ich mal gefragt, wie das mit der Krankenkasse sei, er wollte das nämlich beantragen, hat er gesagt, aber das hat er immer vergessen. Und dann wurde die zweite Rechnung fällig, und da wollte er bis zum nächsten Tag von mir 1500 Mark haben, und da hab ich ihm gesagt, ich könnte ihm jetzt nur 500 Mark geben von meinem Konto, mit dem Rest müßte er warten, bis der L. kommt, also bis nächste Woche. Und da hat er richtig den Hysterischen gekriegt und angefangen zu keifen, Ich stunde Ihnen doch kein

Geld, keinen Tag, keine Stunde, und hat sich so richtig wiederholt, du hast gemerkt, der hat ne Hacke. Dann hab ich ihn nochmal angerufen und ihn gebeten, daß er sich das überlegt, denn ich wollte ja zahlen, aber er wollte einfach nicht und hat gesagt, ich würd auf stationäre Behandlung gehören, und ich sollte mich von meinem Mann trennen und das Kind in ein Heim tun. Also wirklich ne tolle Lebenshilfe! Und das zweitemal, als ich angerufen hab, da hat er den Hörer aufgeknallt, als ich meinen Namen nannte. Da wars also aus. Nachdem er mich zwei Monate lang gequält hatte.

Wodurch gequält?

Na z. B., ich hatte ihn am Anfang gebeten, sich mit einem Internisten in Verbindung zu setzen und einem Neurologen, weil ich an Tabletten so gewöhnt war, an Valium usw., und ich könnte nicht plötzlich damit aufhören und Analyse machen. Das hat er mir auch versprochen, aber er hat mich immer wieder vertröstet und gesagt, er hats vergessen. Mit dem Erfolg, daß ich dann vor der Analysestunde immer ein Tranquillan forte genommen habe und bin dann im Grunde nur hingegangen und hab gedacht, der kann mich am Arsch lecken.

Wie lief das dann so in der Analyse?

Naja, hinlegen und so, dann hab ich ihn gebeten, mir Fragen zu stellen, er wollt mir aber keine Fragen stellen, und da lag ich da halt und er wartete darauf, daß ich irgendmal was spreche, wenigstens hatt ich so das Gefühl. Ich wußte immer nicht, was ich sagen soll, und dachte, na vielleicht interessieren den Kindheitserlebnisse und so. Aber da hat er gesagt, so würde das nicht gehen, wenn ich hier wie ein Schulmädchen so rumliege und dem Lehrer zu Gefallen was erzähle, ich müßte assoziieren – ich konnte das aber nicht auf Anhieb, das hätte sicher ein halbes Jahr gebraucht, bis ich das gekonnt hätte.

Und was hat er selbst so beigetragen?

Der? Nichts. Er saß da und hatte ne schöne Uhr, wo ein roter Zeiger immer auf zehn vor stand, daß er ja keine Minute überzieht, und hat eigentlich nichts gesagt, oder nur mal ganz zögernd Ja oder Hm, mit so ner typischen Psychiaterstimme, so sanft und gedämpft, wie ich es sonst nur aus dem Kosmetiksalon kenne: Ja, das muß ja schrecklich sein – lauter so'n Scheiß.

Und du hast also versucht, deine Erinnerungen hervorzukramen?

Ja, ich habs versucht, ich hab mir gesagt, irgendwas mußt du jetzt mal sagen . . .

Und deine aktuellen Schwierigkeiten hast du nicht erwähnt?

Doch, doch, sicher, aber dann hat er immer gesagt, Das interessiert mich nicht, er wollte das von Grund auf aufziehen. Am liebsten wärs ihm gewesen, wenn ich erzählt hätte, was ich empfunden hab, als ich bei meiner

Mutter an der Brust gelegen hab. Aber das konnte ich einfach nicht mehr erinnern.

Also es interessierte ihn nicht, was du für Probleme hast?

Ja, und was für Tabletten ich nehme. Wenn ich ihm sagte, Ich hab gestern wieder soundsoviel Tabletten nehmen müssen, weil ich Ärger hatte mit dem und dem, da sagte er immer, Das interessiert mich nicht, versuchen Sie nachzudenken! Das waren so die einzigen Sätze, die er gesagt hat. War schon ein bißchen lieblos, nicht? Für 70 Mark in der Stunde hätt er schon ein bißchen Interesse heucheln können. Aber der war wahrscheinlich zu faul, sich mit mir zu unterhalten. Der hat dagesessen für sein Geld und hat sich das angehört, und höchstens mal: Öh öh, Hm, hm – da war ich schon wieder wütend auf den Kerl.

Er hat natürlich gewußt, daß du wütend auf ihn bist?

Ja gewiß. Ich hatte offensichtlich einen ganz massiven Widerstand gegen ihn, und dazu brauchte es gar keine Übertragung. Der war einfach fies, schon äußerlich furchtbar unsympathisch, so ein ungeheuer spießiger Typ, und dann diese Stimme, genau wie mein Vater. Ich dachte am Anfang, weil ich so blöd war, da kann gar nichts schief gehen, und er hat auch das Ganze nur auf Probleme mit dem Vater reduziert, weil ich doch so Schwierigkeiten hatte mit meinen verschiedenen Vätern und Großvätern. Inzwischen bin ich in einer anderen Therapie, und da ist es plötzlich ganz sicher, daß das mit meiner Mutter zusammenhängt.

Hast du denn versucht, ihn aus seiner Reserve zu locken, ihn zu provozieren?

Na sicher, das tut man doch in jeder Weise. Ich meine, es ist ja schon ne Provokation, wenn du da zwanzig Minuten liegst und nichts sagst; ich glaub schon, daß er sich da ärgert.

Meinst du? Es ging doch auf deine Kosten!

Naja, aber der hat ja genauso beruflichen Ehrgeiz wie irgendein Bankangestellter. Ich glaub, er war schon ganz froh, daß ich immer mal angefangen hab zu heulen. Und das, und daß ich dann nach Abbruch der Analyse nach Niederrad [Nervenklinik] kam, das waren seine einzigen Erfolge! Wenn ich so anfing zu heulen, da hatte ich das Gefühl, daß er sich darüber freut, daß doch mal ne Reaktion kam.

Du hast also nicht den Eindruck gewonnen, daß sich während dieser zwei Monate irgend etwas verändert hat?

Ich glaub schon, daß das Gefühl, daß mir keiner mehr helfen kann, daß ich ganz einzigartig bin in meinem Problem, daß das verstärkt wurde in der Zeit.

Hast du erwartet, daß diese sterile psychoanalytische Situation durchbrochen wird, daß da jemand sitzt, der dir persönlich hilft?

Das denkst du natürlich, wenn du viermal in der Woche da hingehst, daß

da doch irgend etwas wie Kontakt entsteht. Aber da hab ich schon zu meinem Zahnarzt nen besseren Kontakt, der kennt mich und weiß, wanns mir wehtut und so. Das gabs aber bei dem überhaupt nicht. Noch nicht mal so eine Art Vertragsverhältnis – ich meine, wie soll ich sagen, wenn du das als einen kaufmännischen Vertrag betrachtest, die Analyse – da hat er mich reingelegt. Hat ganz frech behauptet, wir hätten 30 Probestunden vereinbart, und das stimmte nicht. Dann hat er mich an einem bestimmten Punkt der Analyse in eine Situation gebracht, die einfach fürchterlich war: mit dem Geld, er wollte nicht mit sich reden lassen und ist dann noch mit dem Rechtsanwalt gekommen und hat mich zum Schluß als halb Wahnsinnige hingestellt und erklärt, das meiste, was ich so von mir gebe, würde nur in meiner Phantasie existieren und so, und wenn ich weiter darüber Gerüchte verbreite, würde er mich wegen Verleumdung und Geschäftsschädigung verklagen. Da hat ihm mein Anwalt zurückgeschrieben, daß ihm sein Verhalten auch schon von anderen Leuten bestätigt wurde, und das stimmt auch.

Und jetzt bist du bei einer Therapeutin auf der Couch?

Ja, aber da sitz ich und spiel mit den Fusseln oder so.

Und wie geht das Gespräch?

Erstensmal guckt sie mich an, wenn ich mit ihr rede. Da hab ich das Gefühl, daß sie mir zuhört. Bei der anderen Analyse hatte ich das nicht, da hatt ich das Gefühl, der schläft und dann macht er mal Hm. Und da hat mir die Therapeutin klargemacht, das würde eben zu meinem Problemkomplex gehören, daß ich das Gefühl hab, es würde mir niemand zuhören.

Leuchtet dir das ein?

Naja, ich weiß ja dann auch immer nicht, was ich glauben soll und was nicht. Es kommt ja also vieles, was ich mit ihr so bespreche, wenn wir mal Träume diskutieren oder wenn ich ihr ne konkrete Situation schildere und sie gibt sich ungeheure Mühe, das mit mir zu verarbeiten, – da kann ich mir schon vorstellen, daß vieles so gelaufen ist, aber das braucht sicher ein paar Jahre, bis sich das dann bemerkbar macht, bis mein Unterbewußtsein das auch kapiert. Ich frag mich oft, wielang dauert das denn noch, verdammt nochmal! Aber es ist schon besser geworden; ich geh eben bestimmten Dingen aus dem Weg und beschäftige mich dafür intensiver mit anderen.

Du meinst also, ein bißchen hilft es doch?

Ja weißt du, mit der kann ich auch einfach mal so richtig quatschen, wenn ich mit dem Kind Probleme hab oder so. Und das hilft mir mehr als das ganze andere Zeug.

Wie hält es deine Therapeutin mit den Abstinenzvorschriften?

Die sagt mir, so Alkoholtrinken, das könnt ich schon, aber ich müßte mir

darüber im Klaren sein, daß ich dann jedesmal mein Unterbewußtsein betäube. Also jetzt geh ich eben nicht mehr schlicht saufen, sondern ich geh mein Unterbewußtsein abtöten.

Und sagt sie dir auch, du sollst nicht mit anderen Männern vögeln?

Sie untersagt mir das nicht, sie sagt nur, wenn ich das tue – wie geht das doch gleich, du, das ist so irrsinnig kompliziert, ich guck da auch nicht mehr ganz durch – daß ich dadurch dann irgendwie meinen Mann bestrafen will, weil mein Vater und mein Stiefvater und mein Großvater immer fremdgegangen sind und weil ich darunter so gelitten habe, daß sie mich nicht beachtet haben als Kind, weißt du so: nicht haben können, und jetzt nimmst du den anderen Frauen die Männer weg, und so weiter.

Wie reagierst du auf solche Deutungen? Die wirken doch zunächst mal etwas an den Haaren herbeigezogen – akzeptierst du das?

Nein, ich akzeptiere das nicht. Ich sag ihr dann immer, Es klingt ganz plausibel, aber machen Sie das mal meinem Unterbewußtsein klar, denn das ist ja das, was dann irgendwann anfängt zu arbeiten und mich zur Atemnot bringt.

Na, es ist ja wohl nicht so gemeint, daß dein Unterbewußtsein etwas begreifen soll, sondern . . .

Na klar. Ich wollt das auch nur ein bißchen einfacher ausdrücken.

Gut, dann stell dir also mal vor, daß dein Unterbewußtsein oder dein Unbewußtes begreift, was die Therapeutin sagt, und es auch akzeptiert, so daß du dich schließlich so verhälst, wie es die analytischen Deutungen und Erklärungen dir suggerieren: wie wärst du denn dann?

Die Sache ist ja so: ich könnte ja genauso weiterleben wie jetzt, aber ich glaube, wenn ich das irgendwann alles mal anders verstehe, daß ich dann einfach nicht mehr so komisch reagiere.

Aber vielleicht um den Preis, daß du dann in anderer Hinsicht komisch reagierst?

Naja, es gibt natürlich auch so Geschichten, wenn z. B. etwas Politisches passiert und ich bin ungeheuer aufgeregt und erzähle das dann, wie neulich mit der Meinhof und wie entsetzlich das doch ist, dann versucht sie also meine Situation mit der Situation von der Ulrike in Zusammenhang zu bringen und interpretiert das dann dahin, daß ich mich so aufrege. Oder wenn ich mich im Büro über irgend so ein Arschloch aufrege, weil die einen ja behandeln wie die letzten Menschen, dann fragt sie nur, Ist das ein Mann oder eine Frau, und ich sage ein Mann, sagt sie: Aha! Das sind aber zum Teil ganz konkrete Sachen, die einfach fürchterlich sind. Oder z. B. Ostern war ich zuhause in Berlin, und da hat mein Stiefvater sich an meinem Sohn vergriffen in einer Art und Weise, daß ich seitdem keinen Kontakt mehr zu meiner Familie habe; der hat sich ganz einfach wie ein Schwein benommen, hat das Kind zweimal

durchs Zimmer geschmissen, was bei uns an und für sich nicht üblich ist, aber das war für sie dann auch wieder eine Situation, wo ich anders hätte reagieren müssen; ich hab eben nur so reagiert, meint *sie* dann, weil ich da was wiedererlebt habe, was ich in meiner Kindheit auch erlebt habe. Ja gut, das stimmt ja auch alles irgendwo, und deswegen kann ich den Alten nicht leiden, aber wenn er nett zu mir gewesen wäre früher, dann hätt ich ihm trotzdem untersagt, mein Kind durch die Gegend zu werfen.

Ein aktuelles Ereignis wird also sofort entaktualisiert und auf irgendein altes Muster zurückgeführt, das man angeblich nur wiederholt?

Jaja . . . und das stimmt vielleicht auch – ich weiß es nicht, manchmal glaub ichs und manchmal glaub ichs nicht. Aber irgendwie kannst du gar nicht anders, wenn du dreimal in der Woche da hingehst, da fängst du dann schon an . . .

. . . *dich anstecken oder dich überzeugen zu lassen?*

. . . es zu akzeptieren, weil ich das ein bißchen doch glaube und irgendwelche Hoffnungen habe. Denn es wär ja fürchterlich, wenn das auch wieder nicht hinhaut. Auf der anderen Seite, ich hab ihr einmal gesagt, wenn sie alle Aggressionen gleich einordnet und so, würde sie noch ein richtiges Jesus-people aus mir machen, das keinem Menschen mehr böse ist, und daß ich das nicht will, daß ich ganz gern noch auf manche Leute böse sein möchte. Und ich hab sie gefragt, wie *sie* das denn macht, wenn jemand sie übers Ohr haut. Wenn ich z. B. einkaufen geh und ein Verkäufer dreht mir faule Äpfel an, dann kann ich doch nicht, bloß weil das ein Mann ist, der Situation aus dem Weg gehen und sagen, Also gut, ich nehm die Äpfel, weil ich Angst habe, ich würde sonst wieder . . .

. . . *wieder in das alte Schema fallen, in die alte Scheiße?*

Genau. Und wenn ich da nur einmal huste – ich hab im Winter mal ne Bronchitis gehabt, wo ich also echt husten mußte – dann kommt immer: Großvaters Husten! Wenn *sie* dann mal hustet, guck ich sie auch ganz blöd an und denke mir: Na!, aber da sagt sie: Ne ne!

Und du bist wieder die Kranke, die Dumme?

Hm, und das alles mit so ner sanften Kosmetikstimme, wie bei dem G., damit du ja nichts Aggressives entdeckst – das finde ich einfach zum Kotzen. Was mich stört ist, daß du denen praktisch alles erzählst oder jedenfalls sehr viel – alles erzähl ich ihr auch nicht – während du von denen gar nichts weißt. Ich weiß von ihr z. B. nur, daß sie Kinder hat und zum zweiten Mal verheiratet ist, und vom G. wußte ich auch nur, daß er ein fürchterliches Kind hat, das hab ich mal gesehen, und ich meine, da macht das ganz einfach keinen Spaß mehr. Und da fängt sie dann immer so an, wie mein Verhältnis zu ihr denn sei, und ob ich mir vorstellen könnte, daß ich auch mit ihrem Mann schlafen würde, obwohl ich wüßte, daß ich sie dann verlieren würde. Da hab ich erstmal gesagt, Aber ich kenn Ihren

Mann ja gar nicht! Sie fand das dann auch ganz komisch, aber, ich weiß nicht -

Da liegt vielleicht ihr Problem?

Kann sein, müßte man mal analysieren. Aber - sie hat mir einmal versucht klarzumachen, wo ich mich so über den G. beschwert hatte und ihr gesagt hab, ich hätte das Gefühl, daß der auch nicht so erhaben wäre und mit seinen Aggressionen nicht zurande gekommen wäre, da hat sie gesagt, das sei nicht möglich, jemand der als Psychoanalytiker zugelassen wird, der hätte ne Lehranalyse hinter sich und sei frei von solchen Geschichten, der sei also in der Lage, das völlig cool zu verarbeiten. Da hab ich gesagt, Das glaub ich nicht, ich hab ja erlebt, daß der das nicht kann. Und da hab ich sie dann auch davon überzeugt. Aber wenn ich dann mal sage, Das alte Arschloch, dann sagt sie, Nanu, warum den . . . aber der *ist* ein Arschloch verdammt nochmal. Da hab ich sie gefragt, ob sie ihn denn nett finde, und da sagt sie, Naja, ich hab nichts gegen ihn; da wollt ich das genauer wissen, und ob sie ihn denn gern in ihrem engeren Freundeskreis hätte, und da sagt sie Nein.

III.4 Analyse als Sprungbrett

Interview mit Thomas L.

Warum wollen die Psychoanalytiker eigentlich nicht, daß man mit anderen, mit seinen Freunden, seinen Bezugspersonen über die Erfahrung der Analyse spricht? Es ist wohl irgendwie ein Zauber - du begibst dich da in eine Abhängigkeit zu dem Arzt, und der meint natürlich, deine ganze soziale Verhaltensweise ist falsch, und darum sollst du sie nach außen hin erstmal verbergen, und das, was dich eigentlich bewegt, deine ganzen Komplexe, deine Hoffnungen und was du dir so ersehnst und was du glaubst, daß bei dir faul ist, das sollst du ausschließlich mit diesem Mann bereden. Man muß schon darauf eingehen – es ist, so hab ich das erlebt, erstmal eine ganz gewaltige Erfahrung, die man da macht. Es ist ja doch so, daß man das in der Gesellschaft gar nicht darf. Man hat doch Angst, wenn man sich irgendwie gehenläßt, anvertraut, dann ist man sofort geliefert.

Du meinst, in der Analyse findet dann die »eigentliche« Kommunikation exklusiv statt, während man sich nach außen hin möglichst zurückhält?

So war es jedenfalls anfangs bei mir. Im Büro hätte ich natürlich keine Lust gehabt zu erzählen, daß ich eine Psychotherapie mache. Aber meine Freunde waren meistens Studenten, politisch engagiert, und außerdem war in diesen Kreisen sehr viel von der Psychoanalyse die Rede. Reich,

Orgasmus und so. Und viele gingen in die Analyse, und die meisten wollten gerne und versprachen sich Wunderdinge, ich übrigens auch. Das war damals die rationalste irrationale Erklärung für alle gesellschaftlichen Dinge und für die privaten hang-ups auch. Und es tut ja auch gut, wenn man nicht sich selbst, sondern seiner Mutter und schließlich der Gesellschaft die Schuld geben kann, wenn es einem nicht gut geht, wenn man Kontaktschwierigkeiten hat, wenn man den Frauen nachläuft und vor ihnen davonläuft, weil man geil ist und trotzdem Mösenangst hat ... Jedenfalls, in meiner Bezugsgruppe war damals, noch vor der antiautoritären Revolte, viel von diesen Dingen die Rede. Aber ich sage dir, je mehr man sich diese Dinge zu erklären versucht, desto mehr verstrickt man sich hinein. Der Dr. W., bei dem ich dann in Behandlung war, das lief von 1967 bis 69, der hat mir rundheraus verboten, psychologische Bücher zu lesen oder mich über solche Dinge zu unterhalten. Anfangs habe ich mich auch strikt daran gehalten. Mein Erlebnis war nun so, daß ich dadurch, daß ich mit dem Analytiker verbündet war, eine kolossale Macht über mich und damit auch über die jeweilige Situation hatte, die gerade lief. Ich meine, es war eigentlich wie ein heimlicher Bund, wie ein Freimaurergefühl oder so. Ich hatte da so eine sensationelle Erfahrung von Wirklichkeit. Vorher waren Leute für mich irgendwie Träger von Meinungen und Ideen, zu denen man sich stellen muß, die wollen, daß man ihre Meinung anerkennt oder ihnen widerspricht. Und jetzt, wo ich mich einfach zurückhielt, weil ich ja wußte, daß ich die wichtigen Dinge nur in der Analyse berede, da kamen mir die Leute so wirklich, sinnlich, körperlich vor. Sie haben sich mir genähert, und das war wie ein Hit, das war echt neu. Das hatte ich so, seit ich ein kleines Kind war, nicht mehr erlebt, daß einfach die Leute so wirklich sind, so fleischlich da, nicht wie ein Foto von einer Idee, sondern etwas zum Anfassen. Ich glaube, ich hatte mich einfach 25 Jahre lang bluffen lassen. Ich hatte gelernt als Kind, daß ich, wenn ich klug bin, Liebe kriege, und ich hab immer versucht, immer klüger zu werden, damit ich immer mehr Liebe kriege, aber das hat nicht funktioniert. Und jetzt hat der Dr. W. mir gesagt, ich soll wenigstens nicht versuchen zu beweisen, daß ich klug bin, und da hab ich plötzlich auf was anderes achtgegeben und hab mich einfach verhalten – ach ja, ungefähr so: man denkt doch immer unbewußt, ist das richtig, was du eben tust? Und jetzt dachte ich, ach egal, auch wenn du jetzt daneben haust, wenn du es so bringst, daß die andern dich auslachen oder ablehnen, egal, irgendwie ist alles nur ein Geschehnis, an dem ich wahrnehmen kann, so und so hast du dich halt verhalten. Die moralische Verantwortung, ich meine, ob das gut oder schlecht ist, wie ich mich verhalte, diese ganze Dimension galt nun nicht mehr so im zwischenmenschlichen Leben. Der W., der hat mir diese Verantwortung irgendwie abgenommen, und so ist es bis heute geblieben. Diese Verant-

wortungsgeschichte, die habe ich als ein enormes Terrorinstrument von gefühlsarmen Leuten durchschaut. Allerdings, ich meine jetzt nicht Dinge, die unmittelbare Folgen für andere haben, sondern Dinge, die nur Folgen für mich haben. Also mein persönliches Verhalten, in dem sich die meisten Menschen soviel Zwang antun.

Du bist also gleichsam in den W. eingestiegen wie in einen starken Wagen und hast dann den starken Mann gespielt?

Nein, nicht den starken Mann, sondern den lebendigen Mann, ich meine, einen der keine Angst mehr vor Gefühlen hat, der auch dieses Angst- und Flirtspiel, das so unter den Männern läuft, nicht mehr oder nur bedingt mitspielt, keine Angst hat, mal hinzulangen, auf Konflikte einzugehen, – nicht dieses Spiel nach den Spielregeln. Der Dr. W., der ging auch mit, der hat sich nicht abgeschlossen, auch wenn ich dicke Dinger gegen ihn losgelassen habe, dann hat er ganz normal reagiert, wie ein Mensch, nicht wie ein Wächter seiner eigenen Würde. Von dem ging eine starke körperliche Sicherheit aus, er war freundlich und beinah zeremoniös sicher, eben ein starker alter Mann, wie wenn du spazieren gehst und triffst einen weisen Mann, und der sagt dir irgendwas auf den Kopf zu, ganz gleichgültig, es macht ihm nicht viel aus, und gerade da kapierst du es . . . So eine Therapie ist ja eine ziemlich künstliche Situation, und es kann nicht viel für die Wirklichkeit herauskommen, außer daß man eines lernt: daß man einfach aus sich rausgehen soll, nicht sinnieren, weil man zu feig ist, einen Satz zu machen, sondern sich selbst einfach ausprobieren, aussetzen. Ich meine, was du auch tust, solange du es bist, der es tut, und du nicht unbewußt als jemand anderes handelst – als der kleine Mann in dir, als dein Vater oder deine Mutter oder werweiß – solange ist alles gut, dann bist du's ja. Das immerhin habe ich gelernt . . . Und an diesem Punkt habe ich dann auch angefangen, es den Leuten zu erzählen, meinen Bezugspersonen, oder wie du's nennen willst. Ich meine die Leute, die mir irgendwie trotzdem noch wichtiger waren als mein Analytiker, auf die ich mehr gehört hätte. Ich glaubte damals, aus der Erfahrung mit den Genossen von der Politikbewegung, soweit ich direkten, d. h. irgendwie erotischen Kontakt mit ihnen hatte, daß ich mich da nicht heimlich hintenrum von einem Schamanen oder Guru gesundstoßen lassen kann, während andere, mit denen du z. B. ins Bett gehst oder dich auf der Straße verhauen läßt von den Bullen, mit ihren eigenen Sorgen fertigwerden müssen und dir davon erzählen. Da hab ich halt auch erzählt, daß ich eine Analyse mache, und hab ihnen so meine Erfahrungen erzählt, fünf, sechs Leute vielleicht, die ich als meine »Gruppe« angesehen habe. Natürlich habe ich das auch dem Dr. W. gesagt, und irgendwie war ihm das nicht recht, hatte ich das Gefühl, denn er sah mich einfach in einer Subkultur und meinte, ich ließe mich zu sehr von dieser Subkultur beeinflussen.

War das echt Sorge um dich oder Eifersucht?
Naja, er meinte eben, ich würde von diesen Leuten »ferngesteuert«, und irgendwie hatte er damit schon recht. Aber ich bin logischerweise immer mehr dahin geraten, daß ich mich mit diesen Leuten, den Genossen, identifiziert habe und das für richtig und notwendig hielt.
Identifiziert auch gegen ihn? Ich meine, war die politische Bewegung für dich eine Fortsetzung der Kur mit anderen Mitteln, oder war sie eine Alternative zur Analyse?
Beides, aber es gab da natürlich schon eine Konkurrenz zwischen den beiden Therapieformen, wenn ich mal so sagen darf. Ich meine, in der Studentenbewegung waren wir doch alle irgendwie in derselben Lage: wir haben gedacht, daß wir ein neues Verhaltensmodell finden wollen, eine neue Offenheit untereinander, eine neue Spontaneität, und da war es doch wichtig, daß da nicht einer falsch spielte und sich fernsteuern ließ . . .
. . . *»fernsteuern« diesmal von der Analyse?*
Ja, oder auch von einer anderen Institution, das greift ja alles ineinander, und die Fäden laufen dann im Individuum zusammen, das merkt man gar nicht, daß man da dran hängt. Man ist ja wer, ein Einzelner, eine verteidigte Burg. Man denkt, das muß alles so sein. Und dann geht man in die Analyse und da sitzt einer, der ist interessiert daran, daß man eine gewisse Flexibilität erlernt, aber nur, um möglichst in der Gesellschaft zu funktionieren, denn erstens sieht er dann sein Geld, und zweitens ist es wohl so, er kann sich nichts anderes vorstellen als ein bestimmtes Menschenbild. Aber der Mensch hat viele Möglichkeiten, das zumindest haben wir in der antiautoritären Bewegung gelernt und praktiziert . . . Wieso eigentlich wissen die Analytiker, wie ich mich verhalten soll, was für mich gesund ist? Woher nehmen die das? Die wollen ja auch Schwule heilen und Leute, denen das Büro plötzlich stinkt. Ich glaube, die haben so ein statistisches Normalbild vom Menschen in unserer Gesellschaft, und das sitzt unbewußt in ihnen wie in jedem von uns, und dann versuchen sie dir auf die Sprünge zu helfen, daß du die Erwartungen, die an dich gestellt werden, besser erfüllen kannst. Aber ist das Glück?
Hat der Dr. W. auch versucht, dir beruflich auf die Sprünge zu helfen? Steigerung der Leistungsfähigkeit und so?
Natürlich sollst du die Konfliktbewältigung, die du auf der Couch einübst, dann in deiner Alltags- und Arbeitswelt auch anwenden. Du sollst, und das hat mir auch der W. immer wieder suggeriert, deinen Chef als Vater akzeptieren und möglichst einmal an seine Stelle treten, also Karriere machen, also das ganze Spiel mitspielen. Aber ich hab so ziemlich das Gegenteil davon getan . . .
Bewußt oder spontan?
Beides. Das heißt, immer wenn ich darüber nachdachte und meinte, es zu

wissen, dann bin ich auf einen Irrweg geraten; ich hab dann angefangen, mich gehemmt zu verhalten, und mich hinterher über mein Verhalten geärgert, und das hat wieder so gewirkt, daß ich mich bei der Arbeit unerhört zwingen mußte, während es sonst, wenn ich mir nicht viel überlegte, ganz leicht ging. Ich habe dann meine politischen Umtriebe auch in der Arbeitsszene gemacht, und logisch bin ich dann auch rausgeflogen. Denn das war natürlich viel konflikthafter dort, weil es nicht in dem mit dicken Teppichen ausgelegten Behandlungszimmer stattfand, da gab es handfeste Auseinandersetzungen. Ich hab da zwar nie geglaubt, ich mache die Weltrevolution, aber nachdem die auf meine politischen Sachen schlecht zu sprechen waren, habe ich mich verpflichtet gefühlt, das in aller Offenheit zu machen und auch zu agitieren. Diese Offenheit hat mich natürlich psychisch enorm befriedigt. Diese Konflikte, meine ich, die sind ja real, nicht nur psychisch, nicht nur Projektionen, wie die Analyse uns einreden will, und es ist nur gut, wenn man da nicht der Leidende ist, sondern kräftig mitmischt. Auch wenn man in einem solchen Konflikt mal der Dumme ist, wovor einen ja die Analyse irgendwie bewahren will, denn sie will einen doch immer »gesund« halten, so wie sie es versteht, also wenn man da mal der Dumme ist, dann hat das in der Wirklichkeit auch einen Zweck. Denn wie gesagt, es ist ja der objektive Zustand, um den ich mich höchstens herumlügen kann ... Ich stelle mir immer vor, wenn das ganze Volk, Millionen Menschen aufhören würden zu versuchen, »Herr« und »Dame« zu spielen, wie man das schon in der Kinderstube beigebracht bekommt, und wenn man nicht zu verheimlichen braucht, daß man neurotisch ist, sondern das ausleben kann, dann würden die wenigen, die sich diesen Zustand, so wie er ist, zunutze machen und die anderen in Unreife halten, es ganz schön mit der Angst kriegen – denn wir sind ja, wenn wir lebendig bleiben wollen, irgendwie etwas regrediert und unreif: in einer Gesellschaft, wo der rechnende Kapitalist, die Seele als Kleinunternehmer, das Ideal ist.

Mir scheint, du hast die Psychoanalyse unterlaufen, indem du, statt deine Konflikte durchzuarbeiten und zu integrieren, diese Konflikte »ausagiert«, d. h. ausgetragen hast als gesellschaftliche Konflikte.

Ja, genau. Ich finde, man muß die Seele auf den Marktplatz stellen. Wenn ich kein »Geheimnis« mehr habe, dann brauche ich niemand mehr zu suchen, dem ichs vielleicht anvertrauen kann oder darf oder nicht darf, dann bin ich einfach ich und bin offen für spontane Kontakte und solidarische Beziehungen ...

... Was die Psychoanalyse wohl »Regression« nennen würde, bestenfalls »Regression im Dienste des Ich«.

Das ist ja der Schwindel, den ich ablehne: irgendwo im privaten Bereich regrediert man, ob bei der Freundin oder auf der Couch, und dann spielt

man draußen den starken Max und hält die vernünftige Fassade aufrecht. Ich meine, die Psychoanalyse profitiert irgendwie von dem Zustand, daß das Individuum eine Festung, ein künstlich abgegrenzter Bereich ist. Mir ist das völlig klar: damit er mehr leistet, wird der Einzelne bei uns künstlich isoliert, da entsteht ein Leidensdruck, der muß raus in Form von Arbeit oder Aggression oder Beherrschung von anderen, und dann landest du entweder, wenn du arm bist, am Strick oder in der Abgestumpftheit und Gleichgültigkeit, oder du bist einen Moment lang stark und wehrst dich, dann kommst du in den Knast oder in die Anstalt, je nachdem, oder du bist gebildet und hast Geld, dann gehst du in die Analyse und läßt dir dort für teuer Geld das geben, was dir doch eigentlich von Haus aus zusteht: menschlichen, verständnisvollen, unverstellten Kontakt ... So ein Kontakt, falls du ihn kriegst, beeinflußt dich auch rückwirkend, und das ist dann die »Heilung«. Daß einer bei uns heute fünf bis zehn Jahre braucht, um so ein nicht boshaftes, nicht ironisches, nicht aggressives Eingehen auf den anderen zu erlernen, und daß er dann 50 bis 70 Mark die Stunde dafür nehmen kann, das wirft doch ein Licht auf unseren Zustand, wie selten das ist.

Wie war das nun in deiner Beziehung zum Analytiker, gab es da diesen Kontakt, die »positive Übertragung«, und war dazu ein Analytiker notwendig, oder hätte das mit irgendeiner anderen Person auch gehen können?

Natürlich, mit jedem, mit dem man sich solidarisch fühlt. Dies ist allerdings der Punkt – ich glaube, es ist gar nicht leicht, das zu erkennen, Solidarität. Was heißt das? Wie ich so ein isoliertes Individuum war, da konnte ich dieses Vertrauen nicht ohne weiteres aufbringen – sonst hätte ich wohl keinen Analytiker gebraucht. Aus Büchern und so wußte ich natürlich, daß die Psychoanalyse das Top-Efficiency unserer Kultur ist, daher hat der Dr. W. mich in diese Übertragungssituation, wie man es nennt, hineintricksen können. Denn irgendwie habe ich mich anfangs an ihn ausgeliefert. So wie ich damals war und dachte, konnte ich das nur einem Spezialisten gegenüber tun. Überhaupt, vielleicht funktioniert die Psychoanalyse nur, weil sie teuer ist. Denn du kommst dir ja als etwas ganz Besonderes, was Kostbares vor. Du bist ein Problem, und da läßt du nur den Fachmann ran. Je teurer dein Glück dich zu stehen kommt, desto mehr muß wohl dran sein. Da ist der hohe Preis für die Stunde geradezu ein Wertmaßstab für die Persönlichkeit. Aber schau es mal ganz real an: diese Kommunikation, das mit den freien Assoziationen und der positiven Übertragung, das funktioniert doch nur, weil ich will, daß es funktioniert. Wenn ich unverschämt, ja im wahren Sinn des Wortes: un-verschämt genug bin, mich irgendwem zu öffnen, allerdings müßten es mehrere sein, nicht nur einer, nicht nur die Freundin oder die Frau, damit ich

eine »Kontrollerfahrung« habe und vergleichen kann, wie ich mich dann jeweils fühle, dann müßte es auch gehen. Ich meine, dann müßte ich dieselbe Sicherheit gewinnen, mein Leben so zu arrangieren, daß das Glück drin ist. Denn das nimmt dir ja auch der Analytiker nicht ab.

Hast du in der Analyse nun das sog. »tiefe« Material ausgebreitet oder eher aktuelle Konflikte, man könnte sagen: Deckkonflikte, z. B. aus der Arbeitsszene?

Überwiegend letzteres. Was halt so grade mich bewegt hat. Die Kindheit, das war mir nicht so direkt zugänglich. Ich meine, wenn ich meine laufenden Konflikte beredet habe, in denen ja alles drinsteckte, da habe ich Emotionen gehabt, und von da aus hat sich manchmal sowas wie ein Schacht in die Tiefe aufgetan, daß es mich überwältigt hat, bis zu Tränen, manchmal auch vor Glück, wie ein Aha-Erlebnis. Aber wenn ich gleich mit der Kindheit anfing, da blieb ich meist kalt und unbeteiligt, das konnte ich so erzählen, als ginge es einen anderen an – als würde ich mich mit dem Analytiker gegen meine Kindheit verbünden. Vielleicht war das eine Folge der Aufgeklärtheit, daß ich ja schon wußte, daß alles aus der Kindheit kommt.

Wie hat er das gedeutet, wenn du ihm solche aktuellen Geschichten erzählt hast?

Er hat es gar nicht gedeutet. Er hat sich ehrlich Mühe gegeben, das zu verstehen. Aber mein System war ein flüchtiges System. Kaum sagte ich, so ist es, und er versuchte mich festzulegen – da war ich schon wieder eine Kurve weiter. Er war irgendwie wie ein Felsen, und ich war wie ein Vogel, der umherflattert und versucht zu landen. Das drückt es vielleicht aus. Und einmal, da war es ihm zuviel. Da sprang er wütend auf und schrie Scheiße! und sagte, jetzt reicht es ihm, ich erzähle Geschichten und Geschichten und verstecke mich dahinter. Ich sagte ja, er hat oft positiv reagiert – da hab ich was draus gelernt. Nichts Verbales oder Erklärbares – mehr etwas, was die Einstellung, die Sicherheit betrifft. Es hat mich irgendwie rausgeholt aus einer Sackgasse. Andererseits war da dauernd der Konflikt – er wollte mich vom linken Milieu isolieren, weil natürlich auch meine Projektionen dahin liefen, d. h. ich habe mir sehr viel von diesen Aktivitäten versprochen und ihn davon überzeugen wollen, daß das gut und richtig ist, was wir damals Politik nannten. Ich glaube, diese Spannung, unter der ich damals dauernd stand, die braucht man, um so einsame Aktionen machen zu können wie einen Stein werfen, oder um sich von 5000 Bullen verhauen zu lassen wie Ostern bei Springer. Denn wenn du's vernünftig betrachten willst, dann kannst du natürlich von solchen Dingen nur die Finger lassen. Wenn aber diese Spannung, dieser diffuse Haß dafür, daß du leiden mußt, vorhanden ist, dann wird das alles ganz sinnvoll. Du kämpfst dann für ein lebendiges Leben voller sinnvoller Bezie-

hungen – das ist kein Beziehungswahn, auch keine Paranoia, denn es wird ja tatsächlich verfolgt, und wenn das viele nicht merken, dann spricht das nicht gegen die Wenigen, sondern eher gegen die Vielen.

Und ist die Analyse zu einem Abschluß gekommen, war sie »erfolgreich«?

Ich weiß nicht, ich glaube, »erfolgreich« ist sowas nur, wenn der Betreffende dann in eine für ihn vorbereitete Situation hineinfällt. Wenn der vom Schamanen Behandelte also selbst zum Schamanen wird. Oder wenn ein Angestellter mit der Struktur seiner Arbeitswelt versöhnt wird und dann in einer Umwelt arbeitet, die für ihn gleichzeitig eine Art analytische Situation ist, weil er in den bestehenden Konflikten erlernt hat, seine Bedürfnisse, Machtbedürfnisse, Abhängigkeitsbedürfnisse usw. erfolgreich auszuagieren. In diesem Sinn habe ich keinen erfolgreichen Analyseabschluß. Aber an einem bestimmten Punkt bin ich aus dieser geheimbundartigen Situation hinausgetreten und habe sehr intime Kontakte mit anderen Menschen aufnehmen können – und da brauchte ich auch die Analyse nicht mehr. Vielleicht ist die Analyse als solche gescheitert, aber ich habe irgendwie die Wirklichkeit gefunden. Wenn du dagegen auf der Couch »gesund« werden willst, dann bist du irgendwie ein Klassenverräter.

Du hast also den Schamanen für dich eingespannt und gleichzeitig den kulturellen Zusammenhang, in dem der Schamane wirkt, verraten?

Ja, das muß man wohl, wenn schon. Das wichtigste ist doch, daß die Menschen dahin kommen, daß sie keinen Schamanen oder Guru mehr brauchen.

Voreilige Nachbemerkung: Eine neue Magie?

1911, als C. G. Jung noch eine Art Kronprinz der psychoanalytischen Bewegung war, schrieb er an Freud, er mache »Horoskopberechnungen, um dem psychologischen Wahrheitsgehalt auf die Spur zu kommen«.

»Bei einer Dame ergab sich durch die Berechnung der Gestirnstellungen ein ganz bestimmtes Charakterbild mit einigen detaillierten Schicksalen, das aber nicht ihr zugehörte, sondern ihrer Mutter; dort aber saß die Charakteristik wie angegossen. Die Dame leidet an einem außerordentlichen Mutterkomplex.« (*Briefe I, 1906–1945*, Olten 1972, S. 45)

Kürzer und prägnanter kann man ein Wahnsystem kaum darstellen. Gewiß, die Freudsche Psychoanalyse ist andere Wege gegangen. Aber waren es nicht auch zum Teil nur »Ahnungswege«, wie Jung sie aus den Sternen las? Was von der psychoanalytischen Theorie soll man wörtlich, was metaphorisch, was als »wissenschaftlichen Mythos« nehmen? Wie steht es zumal mit dem (substantivierten, substanzialisierten) ›Unbewußten‹, dieser

nicht falsifizierbaren Generalprämisse aller psychoanalytischen Arbeit? Jede Theorie, die auf ihr aufgebaut wird, muß etwas von einem Glaubenssystem haben. Denn, die Analytiker sagen es selbst, »gerade die Existenz des Unbewußten ist buchstäblich *unglaublich*, da die Funktion der Abwehrmechanismen eben darin besteht, das Unbewußte daran zu hindern, bewußt zu werden« (Gérard Mendel, a.a.O., S. 95). Eben. Ist die Psychoanalyse, wie Louis Althusser kürzlich fragte,

»eine bloße Praxis ohne Theorie ... vielleicht also schlicht eine Art *Magie*, die wie jegliche Magie aufgrund ihres Prestiges Erfolg hätte ... Eine Praxis, die mit einer halbstummen Theorie schwanger geht? Eine Praxis, die stolz oder beschämt ist, die gesellschaftliche Magie der Gegenwart zu sein?« (*Freud und Lacan*, Berlin 1970, Merve, S. 10)

Nun, um wirklich eine Magie zu sein, ist die Psychoanalyse einfach nicht effektiv genug. Sie kommt nicht vom Fleck, der Patient nicht von der Couch. Die ca. 500 niedergelassenen Psychotherapeuten Westdeutschlands reichen bei weitem nicht hin, um dieser Gesellschaft Schamanendienste zu leisten. Überdies sind die Versuche, Psychoanalyse und Schamanismus unter einen Hut zu bringen, nicht ganz überzeugend, trotz aller ins Auge stechenden Parallelen. Hier wie dort geht es um die ›Heimholung‹ einer verirrten Seele, um die Wiederherstellung eines gestörten sozialen Konsensus. Lévi-Strauss hat die Parallelisierung von schamanistischer und psychoanalytischer Technik am weitesten durchgeführt. Das Fazit:

»Man sieht, der einzige Unterschied zwischen den beiden Methoden, der auch noch nach Entdeckung einer physiologischen Grundlage der Neurosen fortbestehen würde, beträfe den Ursprung des Mythos, der im einen Fall als individueller Schatz wiedergefunden, im anderen von der kollektiven Tradition übernommen wird ...« (*Strukturale Anthropologie*, Frankfurt 1967, S. 222 f.)

Im übrigen muß er einräumen:

»Wahr ist jedoch, daß bei dem Heilverfahren eines Schamanen der Zauberer spricht und die Abreaktion *für* den Kranken vollzieht, der schweigt, wohingegen in der Psychoanalyse der Kranke spricht und *gegen* den Arzt, der ihm zuhört, abreagiert ... Die von den beiden Techniken der Gruppe vorbehaltene Rolle ist weit heikler zu definieren, denn die Magie paßt die Gruppe mit Hilfe des Kranken wieder an vordefinierte Probleme an, während die Psychoanalyse den Kranken mittels eingeführter Lösungen wieder an die Gruppe anpaßt.« (a.a.O., S. 201 f.)

Der letzte Punkt ist der entscheidende. Alle schamanistischen Praktiken, die gern als »Psychoanalyse ohne Einsicht« bezeichnet werden, setzen die Gruppe als aktiven Mitspieler voraus und ein. Mitunter integrieren sie den Patienten dadurch in die Gruppe, daß sie diese sich selbst darstellen lassen in Form einer »sozialen Analyse«. So folgen im Ndöp-Ritual des Rab-Kultes (Senegal) auf die eigentliche Heilung Tänze und Trancespiele der ganzen Gruppe:

»Sie geben Gelegenheit zum Ausspielen sonst unterdrückter Emotionen und Strebungen,

sei es aggressiver, erotischer oder selbstdarstellender Art. Letztlich führen sie in ›Krise‹ und ›Sturz‹ zum Auslöschen aller Individualität und damit zur völligen Integration in die Gemeinschaft . . .« (Wolfgang M. Pfeiffer, *Transkulturelle Psychiatrie*, Stuttgart 1971, S. 136)

Der Kontrast könnte nicht größer sein: hier ein Eintauchen in die Gemeinschaft, dort ein im schalldicht gegen die Außenwelt abgeschlossenen Behandlungszimmer vollzogenes Eintauchen in das »Bad der Regression«; hier ein kollektives Ausagieren bis zur Trance, dort ein individuelles Verbalisieren bis zur ›Einsicht‹. Erst hinterrücks stellt sich die Parallele wieder her: diese ›Einsicht‹ ist ebenfalls eine Integration in die Gruppe, aber über den gesellschaftlich vorgezeichneten Weg der Individuation, denn die ›Monadisierung‹ des Individuums ist – hier und heute – das positive Ergebnis seines Sozialisationsprozesses und die Bedingung seiner Vergesellschaftung.

»Was nicht an den Tag des Symbolischen trat, erscheint im Realen« – dieser Satz von Jacques Lacan (*Écrits*, Paris 1966, S. 388) bedeutet in diesem Rahmen: was sich dem gesellschaftlichen Symbolsystem, den gesellschaftlichen Verkehrsformen also, entzieht, wird zur unmittelbaren, unkontrollierbaren, verwirrenden Wirklichkeit – d. h. zum Wahn – und muß zurückgezwungen werden durch diese oder jene Form von ›Behandlung‹.

In der Tat erfolgt im analytischen wie im schamanischen Prozeß eine solche Behandlung, bis zur »Kristallisierung . . . in Form einer vorher bestehenden Struktur«, wie Lévi-Strauss sagt, obschon in anderem Sinn; denn das System dieser Strukturen – bei Lévi-Strauss eine Art »objektiver Geist«, bei Lacan die »Ordnung des Symbolischen«, beide im Unbewußten begründet – kann gar nichts anderes sein als die (dem Individuum unbewußte) gesellschaftliche Struktur in ihrer ideologischen (›symbolischen‹) Repräsentanz.

Freuds Theorie scheint dem zu widersprechen. Wenn er z. B. über das Verhältnis zur Gesellschaft sagt: »Sie muß sich im Widerspruch gegen uns [die Psychoanalytiker]befinden, denn wir verhalten uns kritisch gegen sie«, impliziert er wohl auch: wenn sie auf unserer Seite stünde, könnten wir nicht mehr kritisch gegen sie sein, ihr nicht mehr »nachweisen, daß sie an der Verursachung der Neurosen selbst einen großen Anteil hat« (GW VIII, S. 111). Solche Erklärungen bleiben bei Freud aber relativ folgenlos. Schwerer wiegt, daß er zwar den neurotisierenden Einfluß der Gesellschaft sieht und sogar von der Aufgabe einer »Pathologie der kulturellen Gemeinschaften« spricht (GW XIV, S. 505), nicht jedoch realisiert, daß die Gesellschaft nicht nur das erzeugt und definiert, was jeweils als psychische Gesundheit in Erscheinung tritt, sondern auch das, was ihm selbst als ›normale‹ menschliche (zivilisatorische) Entwicklung vorschwebt. Diese Wirkung, diese Normung hat Freud letztlich der Natur zugeschla-

gen; genauer: einer durch den Urmord rein entsprungenen Kultur, die von Anfang an die Züge der bürgerlichen Gesellschaft trägt. Seine kritische Einstellung zur Gesellschaft (in der auch frühbürgerliche Aufklärung nachschwingt) ist festgemacht an der Idee einer autonomen, von sozio-ökonomischen Bedingungen unabhängigen »menschlichen Natur« und einer entsprechend urwüchsigen Kultur, die in Wahrheit das mystifizierte Bild der kapitalistischen Gesellschaft ist. Seine Anthropologie steht im Rahmen der liberal-dem‹o›kratischen Ideologie des ›Besitzindividualismus‹; nur hier kann der Ödipuskomplex zum ›universalen‹ und (wie Deleuze und Guattari sagen) schließlich zum ›imperialistischen‹ Komplex werden.
Freuds kulturalistische Nachfolger bis hin zu Fromm haben mit diesem liberal-demokratischen Schleier auch die kritische Einstellung zur – inzwischen offen repressiven – kapitalistischen Gesellschaft preisgegeben – im Namen einer zynisch oder ›fromm‹ betriebenen Anpassungspraxis. Ist das die Wahrheit über die Psychoanalyse? Oder wäre eine emanzipatorische psychoanalytische Praxis denkbar, die das Freudsche »Denn wir verhalten uns kritisch gegen sie« nicht nur auf die krankmachenden Elemente der Gesellschaft, wie deren eigenes Symbolsystem sie definiert, sondern auf dieses Symbolsystem selbst, auf die Gesellschaft *als Krankheit* bezieht? Also eine (materialistisch begründete) Psychoanalyse, die der kapitalistischen Gesellschaft insgesamt den Kampf ansagt?
Sowohl die das Individuum zur ›Einsicht‹ präparierenden Bedingungen der Kur als auch der Anspruch der Analytiker, die Gesamtpersönlichkeit (ab ovo oder wenigstens ab Ödipus) in den Griff zu bekommen, was möglich ist nur im Rahmen der bestehenden gesellschaftlichen Strukturen, die den Raster dieser Persönlichkeit bilden (und die im analytischen Prozeß tatsächlich – blind – beschworen werden), sprechen gegen die Chance einer politischen Anwendung der Einzelanalyse.

»Der Analytiker scheint die Auflösung gerade der psychischen Strukturen zu fordern, die der Linke braucht, nämlich die hochgespannte Rationalisierung, die ihn allein in die Lage versetzt, seinen gegensätzlichen Aufgaben nachzukommen. Die Zielvorstellungen werden diskrepant: Für den Revolutionär mit Sexualstörungen bedeutet das Therapieangebot des Analytikers, aus ihm einen Privatier ohne Sexualstörung zu machen ... Der Analytiker, seiner Methode ausgeliefert, sieht sich außerstande, die Sexualstörung zu behandeln, ohne die Gesamtpersönlichkeit einzuschließen, d. h. auch das ›Revolutionäre‹.« (Helmut Junker, »Die neue Linke und ihr Verhältnis zur Psychoanalyse«, *Vorgänge* 5/1970, S. 182)

Dieses Urteil geht sichtlich zu weit. Es überschätzt die Effektivität der strengen Methode und unterschätzt die Möglichkeiten, die in der ›abgebrochenen‹, also nicht ›erfolgreichen‹ Kur stecken. Mitunter wird der Analysand durch die analytische Nachsozialisation an einen Punkt geführt, der ihm jenen Absprung erlaubt, den auch die normale Sozialisation nicht

ausschließt und oft sogar unfreiwillig provoziert. Ließe sich solches analytische Mißgeschick nicht vielleicht produktiv weiterentwickeln – im Sinne einer emanzipatorischen ›Symptomverschreibung‹ (etwa: passe dich an, funktioniere, mache Karriere – um den Protest zu wecken) oder im Sinne einer Rück- statt Nacherziehung (Regression im Dienste nicht des vereinzelten, sondern des solidarischen, nicht des funktionierenden, sondern des revoltierenden Ich) – wobei freilich nicht mehr als eine subjektive Motivierung herauskommen könnte? Das sind Spekulationen. Der Trend geht heute vielmehr in Richtung der Partner-look-Therapie, die eine Sache unter vier Augen bleibt, und der Gruppenanalyse, bei der sich sogleich die Frage stellt: Wer analysiert wen? Die bisherigen Erfahrungen scheinen zu zeigen, daß man Solidarität so wenig wie auf der Couch im Ringelreihen von Gruppenprozessen lernt, und seien sie noch so ›politisiert‹. Es ist fast wie bei der ›Reise nach Jerusalem‹: einer (zumindest) fällt immer raus, weil die Gruppe einen Sündenbock braucht. Insofern ist die Gruppenanalyse eine Umkehrung der schamanistischen Kur, die die Gruppe mit sich selbst versöhnt: allerdings eine *soziale*, nicht eine *künstliche* Gruppe, und durch einen *realen*, nicht durch einen Reales nur *simulierenden* Prozeß. Sollte die Psychoanalyse auch als Gruppenanalyse individualpsychologisch bleiben und deshalb eher dissoziierend als integrierend wirken? Die Frage sei weitergereicht an jene, die in der psychoanalytisch orientierten Gruppenpraxis stehen.

(Die fünf in dem Dossier enthaltenen Interviews wurden im Sommer 1972 in Frankfurt/Main aufgenommen, wo sich das Sigmund-Freud-Institut befindet. An einem anderen Ort wäre vermutlich ein anderes psychoanalytisches Institut ins Blickfeld geraten.)

Zusammengestellt von Karl Markus Michel

eva titel:

Peter Brückner · Alfred Krovoza

Was heißt Politisierung der Wissenschaft und was kann sie für die Sozialwissenschaften heißen?

Unter Mitarbeit von Thomas Leithäuser und Ali Wacker

144 Seiten, kartoniert DM 10,–

Diese Programmschrift des Psychologischen Seminars der TU Hannover überprüft den vernünftigen Zweck von Forschung und Lehre in der gegenwärtigen Gesellschaften auf drei Ebenen: Inhalte, Arbeitsorganisation und Forschungspraxis der herrschenden Psychologie. Das Buch bezieht folgerichtig die eigenen Erfahrungen des Seminars mit einer veränderten Forschungspraxis im Interesse einer kritischen Psychologie in die Diskussion mit ein.

Michaela von Freyhold

Autoritarismus und politische Apathie

Analyse einer Skala zur Ermittlung autoritätsgebundener Verhaltensweisen

352 Seiten, kartoniert DM 24,–, Leinen DM 30,–

Die Bereitschaft vieler Menschen in westlichen Demokratien, faschistoider Propaganda Glauben zu schenken und antidemokratische Maßnahmen zu unterstützen, ist nicht nur eine Reaktion auf bestimmte soziale Verhältnisse, sondern das Ergebnis einer dauerhaften psychischen Beschädigung. Diese Einsicht sucht die Arbeit von Michaela von Freyhold anhand von empirischen Studien in der BRD zu erhärten.

Herbert Marcuse

Psychoanalyse und Politik

79 Seiten, kartoniert DM 6,–

Der Stand der technischen Produktivkräfte könnte längst ermöglichen, daß die lebensaufzehrende Bindung an „entfremdete Arbeit" gelockert, zeitlich verringert, auch qualitativ verändert wird. Dies wird verhindert durch „Repression": Sexualität und Kaufkraft werden in Marcuses Sicht zu Fesseln, die den wirklichen Fortschritt zum „freien Spiel menschlicher Fähigkeiten und Kräfte" verhindern.

Michael Vester

Die Entstehung des Proletariats als Lernprozeß

Zur Soziologie und Sozialpsychologie der Arbeiterbewegung

456 Seiten, kartoniert DM 28,–

Vester stellt am Beispiel der Klassenkämpfe, der Sozialgeschichte des Klassenbewußtseins in England Bedingungen politischer und sozialer Emanzipation dar. In der Auseinandersetzung mit anerkannten Theorien über das Entstehen der Arbeiterbewegung zeigt er die Notwendigkeit von deren Revision.

54/72

eva

Europäische Verlagsanstalt

Frankfurt am Main

Horst Przytulla
Über die Benutzung einer bürgerlichen Wissenschaft

I. Die Reinhaltung der proletarischen Bewegung

»Ausgehend von dem Faktum, daß ab und an die Bourgeoisie es unternimmt, die proletarische Bewegung nicht nur politisch zu bekämpfen, sondern auch ihre bürgerliche Ideologie in die Reihen des Proletariats zu tragen . . ., wollen wir aufzeigen, daß eine Integration von Psychoanalyse und Marxismus letztendlich nur um den Preis der Aufgabe aller genuin sozialistischen Ziele möglich ist. Unser Ziel ist der Beweis der politischen, aber auch der wissenschaftlichen Unverträglichkeit von bürgerlicher und proletarischer Theorie und Praxis.«

Es gibt jetzt viele Arbeitskreise, die diesen Beweis führen wollen – und wohl noch mehr, die sich solcher Mühe erst gar nicht unterziehen, da für sie von vornherein Psychoanalyse ein indiskutables Thema ist, ohne Stellenwert für ihre revolutionäre Praxis.

Nach der Wiederentdeckung der Schriften Reichs in den 60er Jahren, entdeckt man jetzt, daß eben dieser Reich wohl nicht zu unrecht aus der KPD ausgeschlossen wurde. Wurden zuvor seine Erkenntnisse über die Zusammenhänge zwischen Gesellschaftszustand, Sexualverhalten und Gesellschaftserhaltung propagiert, so wird jetzt darauf hingewiesen, z. B. an der Volkshochschule München in einem von Linken geführten sozialpsychologischen Einführungskurs für Jugendliche, daß Reich am Ende seines Lebens verrückt geworden ist und dies kein Zufall sei, sondern ganz konsequent als letztes Stadium aus seinen irrigen Auffassungen, seinen abstrusen Ideen folge.

Man könnte über diese plumpen Argumente einfach hinwegsehen und die Absicht z. B. Marburger Studenten, »die proletarische Wissenschaft von bürgerlicher Ideologie (*lies:* Psychoanalyse) freizuhalten«, mit einer ironischen Bemerkung abtun, wenn nicht die Auseinandersetzung darüber, ob Psychoanalyse im marxistischen Sinne einen positiven Beitrag zur Befreiung des Menschen liefern kann, schon seit fünfzig Jahren geführt würde, die Fronten sich kaum verändert hätten und all die plumpen, aber auch die feinen Argumente für und wider so unverändert stehen geblieben wären.

Solange die Argumente eines Lukács gegen die Psychoanalyse so vielen noch schlagkräftig erscheinen, können jene, die psychoanalytische Erkenntnisse über den Menschen für eine notwendige Ergänzung der öko-

nomischen und soziologischen Theorie des Marxismus halten, die dazu beiträgt, Vorgänge in unserer Gesellschaft zu begreifen und damit auch zu verändern, nicht einfach nur analytisch »deuten«, daß hier dieser oder jener Erkenntniswiderstand vorliegt. Und es genügt sicherlich auch nicht, die einzelnen Argumente gegen die Psychoanalyse nur auf der theoretischen Ebene zu widerlegen. Es müssen auch praktische Versuche unternommen werden, jene Erkenntniswiderstände besser als bisher zu überwinden; neben die theoretische Auseinandersetzung muß eine Praxis treten, die im wortwörtlichen Sinn begreifbar macht, was Psychoanalyse zur nicht nur privaten, sondern politischen Emanzipation beizutragen vermag.

II. Standpunkte

- Du machst seit einigen Jahren Psychoanalysen bzw. versuchst, in Gruppen psychoanalytische Kenntnisse zu vermitteln. Kannst du mir zunächst einmal erklären, was du darunter verstehst? Was ist für dich Psychoanalyse?
- Zunächst ist das für mich mal der Prozeß der Bewußtmachung der verinnerlichten Normen und Verhaltensweisen der bestehenden Gesellschaft; die Bewußtmachung psychischer Strukturen und das Erhellen des Prozesses, wie diese Strukturen sich gebildet haben, und damit auch ein Erhellen der individuellen Geschichte als Widerspiegelung der gesellschaftlichen Geschichte und gleichzeitig die Erhellung des gesamten Prozesses der Reproduktion bestehender Verhältnisse durch die Erziehung usw.
- Das hört sich ganz gut an, sogar nach politischem Anspruch, nur wird ja zur Zeit gerade von sozialistischen Gruppen bestritten, daß Psychoanalyse überhaupt einen politischen Stellenwert hat. Nicht zuletzt berufen sie sich dabei auf Marx. Ich lese dir mal einige Stellen vor, die besonders häufig zitiert werden. In dem Artikel über Feuerbach im ersten Teil der *Deutschen Ideologie* heißt es: »Er will das Bewußtsein über diese Tatsache etablieren, er will also, wie die übrigen Theoretiker, nur ein richtiges Bewußtsein über ein *bestehendes* Faktum hervorbringen, während es dem wirklichen Kommunisten darauf ankommt, dies bestehende umzustürzen.«
- Ja, genau. Und Psychoanalyse hebt eben nicht nur ins Bewußtsein, sondern fragt gleichzeitig auch nach Praxis. Sowohl nach alter wie nach möglicher neuer Praxis. Nur muß gesagt werden, daß durch die Verinnerlichung von gesellschaftlichen Normen, durch entsprechende gesellschaftlich gewünschte, dem Bestehenden angepaßte Strukturen den Menschen der Blick in ihre eigene Praxis und für ihre eigene Praxis versperrt ist. Und die Marx'sche Forderung an den Kommunisten, den vor seinen

Augen ablaufenden objektiven ökonomisch-sozialrevolutionären Prozeß zu beobachten und sich zu seinem Sprecher zu machen, ist eben nicht so ohne weiteres zu erfüllen, weil die Beobachtung dieses Prozesses eine entsprechende Wahrnehmung erfordert. Wenn die Wahrnehmung aber eingeengt ist, wenn sie selektiv ist, bestimmt wird durch bestimmte Normen, bestimmte Verinnerlichungen, eine bestimmte anerzogene Sicht, reproduziert sich z. B. auch in dem Versuch, sich auf Marx zu berufen, nichts anderes als das Bestehende. Die von früherem Sein geprägten Bewußtseinsstrukturen sind entweder gar nicht oder kaum imstande zu erfassen, welch permanenter objektiver ökonomisch-sozialrevolutionärer Prozeß seit Kriegsende bei uns im Gange ist. Bewußtsein hinkt also, wie fast immer in der Geschichte, nach. Oder, um es in modernen Kategorien auszudrükken: zwischen Prägungsstruktur und Realitätsstruktur herrscht eine ungeheure Diskrepanz. Und genau da beginnt das Problem der Psychoanalyse: Die Dinge bewußt zu machen, die Frage zu stellen, was hindert euch eigentlich, zu sehen, was ist? Wo ist hier Angst, auf was greift ihr zurück? Welche Praxis macht ihr und warum?

- Nun schreibt Marx aber auch, als Kritik zwar an der idealistischen Geschichtsauffassung, aber viele meinen, dies treffe ebenso auf die Psychoanalyse zu: im Gegensatz zur idealistischen Geschichtsauffassung – oder eben zur Psychoanalyse – erkläre die *materialistische* Geschichtsauffassung nicht die Praxis aus der Idee, sie »erklärt die Ideenformation aus der materiellen Praxis und kommt demgemäß auch zu dem Resultat, daß alle Formen und Produkte des Bewußtseins nicht durch geistige Kritik, durch Auflösung ins ›Selbstbewußtsein‹ oder Verwandlung in ›Spuk‹, ›Gespenster‹, ›Sparren‹ etc., sondern nur durch den praktischen Umsturz der realen gesellschaftlichen Verhältnisse, aus denen diese idealistischen Flausen hervorgegangen sind, aufgelöst werden können – daß nicht die Kritik, sondern die Revolution die treibende Kraft der Geschichte, auch der Religion, Philosophie und sonstigen Theorie ist.«

- Richtig. Nur: wo ist da der Gegensatz zur Psychoanalyse?

- Na ja, daß der Analytiker dasitzt als Kritiker und sagt, dies und jenes denkst du dir falsch, da hast du falsche Vorstellungen, und versucht, alles ins »Selbstbewußtsein« aufzulösen.

- Da muß ich zunächst mal fragen: wo ist in der Psychoanalyse nur Kritik? Selbst in der schlechtesten Analyse wird gefragt: Was bringt dich dazu, eine solche Auffassung von dir und der Welt zu haben? Woher kommt die, welche Praxis steht dahinter? Analyse ist in jedem Fall schon mal eines, nämlich Lernen von gesellschaftlichen Beziehungen.

Daß da einige nur im Bereiche der Kritik bleiben und sogar neue Gespenster produzieren, will ich gar nicht bestreiten. Das gilt übrigens nicht nur für Reaktionäre und Liberale, sondern auch für manche, die sich »links«

nennen. Unbestreitbar ist aber auch, daß psychoanalytisches Wissen angewandt wird, um – genau wie Marx es gefordert hat – auf individueller Ebene Geschichte aufzuarbeiten. Denn das tut man, wenn man fragt: welche Praxis wird gemacht, warum wird sie gemacht, aber auch: warum wird sie nicht gemacht.

- Nun gut. Aber selbst wenn mich jetzt deine Argumente überzeugt haben, daß durch Psychoanalyse einige wichtige Fragen behandelt werden, so bleibt für mich noch offen, ob diese Fragen nicht nur für das Bürgertum interessant sind, für das Proletariat aber gänzlich belanglos. Denn Marx schrieb, auch wieder in der *Deutschen Ideologie*: »Die wirkliche, praktische Auflösung dieser Phrasen« – er spricht da über religiöse Auffassungen –, »die Beseitigung dieser Vorstellungen aus dem Bewußtsein der Menschen wird, wie schon gesagt, durch veränderte Umstände, nicht durch theoretische Deduktionen bewerkstelligt.«

- Ja halt, hier versuchst du doch wieder, Psychoanalyse mit theoretischer Deduktion gleichzusetzen. Das ist nicht richtig.

- Laß mich mal weiterlesen, der wichtige Abschnitt kommt noch: »Für die Masse der Menschen, d. h. das Proletariat, existieren diese theoretischen Vorstellungen nicht, brauchen also für sie auch nicht aufgelöst zu werden, und wenn diese Masse je einige theoretische Vorstellungen, z. B. Religion hatte, so sind diese schon längst durch die Umstände aufgelöst.«

- Da muß ich sagen, da komme ich nicht mehr mit. Das stimmt ganz einfach nicht. Ich habe durch meine Arbeit einigen Kontakt mit Arbeitern, und da sehe ich die vielfältigsten Formen von Religion, ganz primitive Formen eines magischen Denkens. Nehmen wir nur mal die Bereitschaft der Masse der Menschen zur Hypostasierung von Begriffen, die Neigung, Symbole, Fahnen und was weiß ich für die Wirklichkeit zu setzen, ihnen gewissermaßen eine übernatürliche Bedeutung zu geben. Da muß ich wirklich fragen, ob Marx mit dieser Aussage recht hat. (Er muß ja keineswegs immer recht haben, oder?) Zumindest muß man fragen, in welchem Kontext diese Sätze stehen, gegen wen und mit welcher Absicht sie geschrieben sind. Denn so einfach hat Marx es ja wohl nicht gesehen, daß sich die Umstände ändern und dann ändert sich auch schon das Denken und Verhalten der Menschen. Irgendwo im ersten Band des *Kapital* sagt er, es komme darauf an, den Menschen ins Bewußtsein zu heben, was sie im Grunde schon wissen. Das heißt, daß das Nachhinken des Überbaus etc. in bezug auf tatsächliche ökonomische, soziale Verhältnisse und Bewegungen überwunden werden muß, indem es ins Bewußtsein gehoben wird.

- Du sprachst vorhin davon, daß einige Psychoanalytiker im Bereich der Kritik bleiben und sogar neue Gespenster produzieren. Heißt das . . .

- Richtig. Wir müssen ja auch sehen, daß es da verschiedene Schulen gibt.

Wer macht welche Analyse mit wem, mit welchem Ziel? Ich habe mich zunächst dagegen gewandt, pauschal zu behaupten, Psychoanalyse sei positivistisch bzw. idealistisch und könne gar nicht anders sein. Allerdings muß ich hinzufügen, daß es darauf ankommt, welche Zielsetzung Analytiker und Analysand haben. Anpassung an Bestehendes, Befreiung von Bestehendem, Bewältigung von Bestehendem verstanden als Bewegung auf etwas Neues zu?

- Welche Zielsetzung hast denn du? Wie und wo unterscheidest du dich von Freudianern, Jungianern, Schultz-Henckianern und so?

- Da ist zunächst einmal das Arzt-Patient Verhältnis. Im Grunde genommen ist doch bei den Freudianern und Co. der eine der Wissende und der andere der Unwissende. Also Reproduktion des alten bürgerlichen Schemas. Ich betrachte nun aber Psychoanalyse als Lernprozeß, und das heißt für mich, daß der Analytiker es auch nötig hat, vom Analysanden zu lernen. Irgendwann im Verlauf der Analyse wird der Analysand ein verdammt guter Analytiker, der mindestens ebensogut seinen Analytiker analysieren kann wie dieser ihn. Das heißt also, die Dinge, die Situationen, die Positionen können sich wandeln. Auf diese Weise wird das typische Arzt-Patient-Verhältnis aufgehoben. Der Analytiker begibt sich in die Beziehung hinein mit all ihren Risiken, also auch mit dem Risiko des Prestigeverlustes und mit der Erwartung, daß der Analysand Mängel, Schwierigkeiten an ihm entdeckt, ihn darauf hinweist, gewissermaßen *ihn* analysiert: etwa im Hinblick auf seinen Realitätsbezug oder sein politisches Bewußtsein.

- Wenn der Analytiker sich aber mit in die Beziehung hineinbegibt, wie du sagst, kann er denn dann noch die für wichtig erachtete Rolle der »Projektionsleinwand« einnehmen? Es wird doch angenommen, daß gerade über diese Projektionen die Situation des Analysanden erhellt wird.

- Der Anspruch, »weiße Projektionsleinwand« oder »Spiegel« zu sein, ist doch Quatsch. Zunächst bin ich der Meinung, wie die Antipsychiatrists, daß nicht das Problem der Übertragung entscheidend ist, sondern vielmehr das Lernen von zwischenmenschlichen Beziehungen – in denen selbstverständlich Übertragung eine Rolle spielt. Wichtig ist das Lernen von Beziehungen und daß man aus dem Sich-Begegnen auch die richtige Orientierung findet, denn das heißt, zu den wirklichen Bedürfnissen und Möglichkeiten vorzustoßen.

- Wie ist es denn nun aber mit der Zielsetzung: Wie kommst du als Analytiker zu dem Schluß, dies oder jenes muß bei dem Analysanden behandelt werden, davon muß er frei werden?

- Die Frage ist nicht, ob er einfach frei geworden ist oder so, sondern ob er wirklich imstande ist, wie soll ich sagen, Dinge zu befragen, zu bewältigen. Ob er gelernt hat, angesichts objektiv überprüfbarer Möglich-

keiten Probleme zu bewältigen. Und eigentlich braucht dabei jeder, sowohl der Analytiker wie der Analysand, das Korrektiv. Und das bedeutet immer wieder sich zu fragen: von welchem gesellschaftlichen, geschichtlichen Standpunkt gehe ich aus, von welcher Weltauffassung.
Ich meine damit auch, daß man nicht einfach nur über Psychoanalyse reden kann, sondern Gesellschaft, Gesellschaftsprozeß mit einbeziehen muß. Also wenn ich mit jemandem diskutiere und der sagt mir, ich will nicht mehr als meine Arbeitshemmungen loswerden, dann akzeptiere ich das und arbeite mit ihm zusammen darauf hin. Das heißt aber nicht, daß ich Arbeitsleistung einfach in dem entfremdeten Rahmen der bestehenden Gesellschaft akzeptiere, sondern ich mache ihn darauf aufmerksam, hier, in deinem Problem steckt auch deine Gesellschaft mit drin, deine Erfahrung von Gesellschaft, und ich stelle ihm die Frage, welche Auffassung von Arbeitsleistung er denn eigentlich hat. Ich bin der Meinung, daß Gesellschaft als Realität gesehen werden muß, die ich zu akzeptieren habe und gleichzeitig befragen muß: Was für eine neue Realität kann daraus werden?
– Dient dieses Korrektiv auch dazu, die Furcht vor der Macht des Analytikers zu nehmen? Viele befürchten ja, er sei in der Lage, Menschen etwas einzureden, sie zu etwas zu bringen, was sie gar nicht wollen. Und dann die Angst: er kennt all meine schwachen Stellen, ich gebe mich ihm in die Hand und das nützt er aus.
- Ein fortschrittlicher Analytiker sollte immer die Entscheidungsfreiheit des anderen in den Vordergrund stellen; es kommt auch nicht darauf an, daß der Analysand sich für eine bestimmte Richtung entscheidet, sondern daß er zunächst einmal überhaupt weiß, warum er sich entscheidet, warum er etwas tut, und daß er dieses Warum und dieses Wozu in seinem gesellschaftlichen Zusammenhang begreift und lernt, von dieser Welt alles zu wollen. Wenn ich jetzt nicht einfach den berüchtigten Spruch: »Sinn aller Analyse ist auf Gott gerichtet« umwandle in: »Sinn aller Analyse ist auf Kommunismus gerichtet«, so ist das nicht »Moral« im bürgerlichen Sinne, sondern der Entschluß, den Menschen ernst zu nehmen, ihn nicht als Ding zu betrachten.
- Entscheidungsfreiheit, heißt das, du überläßt es dem Analysanden, was er tun und lassen will?
- Nicht ganz. Entscheidungsfreiheit schon mit Konsequenzen. Es gibt die Situation, wo ich sagen muß: Unter diesen Bedingungen können wir nicht weiter zusammenarbeiten. Wenn die Analysestunden immer nur zur Entspannung herhalten sollen, wenn nur immer wieder Material gebracht wird, um ja nicht in der Praxis die gewonnenen Erkenntnisse überprüfen zu müssen, dann sehe ich keinen Sinn mehr in der weiteren Zusammenarbeit. Und auch die umgekehrte Situation, wo ich ganz klar sagen muß:

Wenn du weiterhin deine Kreativität zugunsten deiner Managerposition einengst, all dein Wissen über gesellschaftliche Zusammenhänge usw. dauernd verdrängst, dann mußt du dich allerdings für dein Magengeschwür entscheiden.
- Welche Möglichkeiten siehst du, eine emanzipatorisch wirkende Anwendung psychoanalytischen Wissens durchzusetzen? Durch dein Beispiel, so wie du Psychoanalyse betreibst . . .
- Nein, keinesfalls. Auch das ist nicht die Sache einer einzelnen Person, sondern die eines allgemeinen Dialogs von Linken. Es gibt nicht *den* Standpunkt. Wir müssen immer wieder unseren Standpunkt überprüfen, indem wir auch das Ziel immer wieder überprüfen.

III. Gruppenbild mit Analytiker

Verfahren, die psychoanalytische Kenntnisse und Methoden in die Arbeit mit Gruppen einbeziehen, müssen »jenes von ihnen angesprochene subjektive Moment in schöpferischer Weise mit objektiv gegebenen Sachverhalten vermitteln, um bessere Formen menschlicher Beziehungen zu entwickeln: im besten Sinne politisch wirken« (Klaus Horn, »Politische und methodologische Aspekte gruppendynamischer Verfahren«, in: *Das Argument* 50, S. 269). Es ist hier nicht der Platz, die Verfahrensweisen im Detail zu schildern, die eine solche Forderung erfüllen. Die folgenden Skizzen von Gruppenprozessen sollen aber helfen, den Begriff »bessere Formen menschlicher Beziehungen« etwas genauer zu beschreiben.

Zu Beginn eines Seminars mit Funktionären verschiedener studentischer Organisationen stellt Klaus die Forderung, von der Seminarleitung solle verbindlich zugesichert werden, daß dieses Seminar keine entpolitisierende Wirkung habe. Auf die Frage, was er damit meine, antwortet er, er wolle sich hier durch psychologische Tricks seinen Klassenstandpunkt nicht nehmen lassen. Ihm wird erwidert, niemand könne die Garantie geben, daß er im Verlauf des Seminars nicht seine Einstellung zu diesem oder jenem Problem verändern werde; es wird aber zugesagt, daß nicht mit »Tricks«, mit undurchschaubaren Methoden gearbeitet wird.
In den folgenden Diskussionen (zur Frage des Imperialismus und der Möglichkeiten von politischer Zusammenarbeit mit Arbeitern) nimmt Klaus eine sehr bestimmte Haltung ein. Einwände anderer Gruppenmitglieder läßt er nicht gelten. Er geht nur auf sie ein, indem er seinen eigenen Standpunkt nochmals wiederholt. Wenn Kritik an der Politik der DDR und der Sowjetunion geübt wird, reagiert er sehr heftig. Während einer Diskussion am Abend des zweiten Tages spricht ein Teilnehmer

Klaus auf dieses Verhalten an und meint, daß man dieses »irrationale Reagieren« doch näher untersuchen solle, wozu habe man denn sonst »einen Psychologen dabei«. Klaus protestiert. Genau das habe er befürchtet, daß bei wichtigen politischen Fragen ausgewichen werde ins Psychologisieren. Wenn hier versucht werde, die Verteidigung des Standpunktes der sozialistischen Länder als psychische Fehlhaltung zu interpretieren sei das finsterster Antikommunismus.

An den beiden nächsten Tagen wird bei Einzelgesprächen in den Pausen zwischen den Gruppentreffen ein Teil von Klaus' individueller Geschichte deutlich: Er ist in Magdeburg groß geworden. Sein Vater war Besitzer eines Kaufhauses, wurde enteignet und ging 1958 mit der ganzen Familie in die BRD. Vom Vater erzählt er, daß er den Nazis nahestand. Bei Kriegsende hat die Mutter ihm erzählt, daß es der Weltuntergang sei, wenn die »Bolschewiken« den Krieg gewinnen würden. »Dann werden alle Kinder und Frauen umgebracht und die Männer kommen in Arbeitslager.« Er hat große Angst gehabt, als dann aber die russischen Soldaten kamen, seien sie ganz anders gewesen: sehr nett und kinderfreundlich. Diese Erfahrung hat ihn bestärkt in der Haltung, »daß die Eltern nichts taugen«.

Später wird deutlich, daß für ihn alle Leute und Dinge, die die Eltern nicht mögen, von vornherein sympathisch sind. Er empfindet ohnmächtige Wut gegen die Eltern und verbündet sich mit all dem, was die Eltern verabscheuen, um sich ihnen gewachsen zu fühlen. Eine Kritik an der Sowjetunion bedeutet für ihn gleichzeitig die Schwächung eines Verbündeten.

In einer Assoziationsübung (zu den Wortpaaren: Krieg-Liebe, Mutter-Haß) wird ihm dieser Teil seiner Struktur bewußt: Das Errichten von scharfen Grenzen (entweder-oder) bedeutet für ihn Sicherheit. Die Aufforderung, zu differenzieren, heißt für ihn: Haltlosigkeit, Ohnmacht, Nachgeben. Und gerade dieses Nachgeben birgt für ihn die Gefahr, daß der andere dies als Zeichen der Schwäche deutet und Herrschaftsansprüche geltend macht.

Und das Verhalten der anderen Gruppenmitglieder bestärkt ihn wieder in dieser alten Struktur: Als Klaus nämlich aufgrund seiner neuen Einsichten in der Gruppe versucht, differenzierter auf Probleme einzugehen, wird dies neue Verhalten mit ironischen Bemerkungen quittiert, und ein Gruppenmitglied gibt ihm mit der Bemerkung: »Siehst du, ich habe dir doch schon gleich zu Anfang gesagt, daß ich mit meiner Auffassung recht habe« genau wieder das Gefühl der hilflosen Unterlegenheit.

Klaus macht den anderen Gruppenmitgliedern den Vorwurf, daß sie es gar nicht zulassen, daß er sich verändert. In der Diskussion darüber wird zum einen auch anderen Gruppenmitgliedern ihre konservative Grund-

haltung deutlich (Veränderung = Unsicherheit = Angst, sich falsch zu verhalten = Kleinsein = Ohnmacht). Zum anderen wird bewußt, daß auch die übrigen Gruppenmitglieder nicht objektiv, nur auf der sachlichen Ebene auf Klaus' Ausführungen eingegangen sind, sondern zugleich auf sein Auftreten reagiert haben.
»Ich hab' mich gefreut, wenn er so richtig kontra gekriegt hat. Der machte so einen selbstsicheren Eindruck. Schrecklich.« – »Wenn Klaus so dasaß, sah ich immer meinen Mathe-Lehrer vor mir.« – »Ich muß schon zugeben, daß ich ihm manchmal rechtgeben mußte. Aber dann wär' der Kerl ja noch hochmütiger geworden.«
Nach dieser Aussprache hatte die Gruppe zunächst die Tendenz, Konflikte auszuklammern oder zu bagatellisieren. Dann entwickelten die Gruppenmitglieder jedoch neue Möglichkeiten, sich auseinanderzusetzen: Sie versuchten den Kleinkrieg und Konkurrenzkampf untereinander einzustellen (nachdem sie sich der Frage gestellt hatten: Wollen wir eigentlich was voneinander und was ist das?), sie konnten besser einander zuhören, weil das Gefühl, der andere will mich angreifen, nicht mehr gerechtfertigt schien. Sich auf den anderen einzulassen, Interesse an ihm zu haben, bekam mehr und mehr eine neue Qualität, weil es nicht mehr gleichbedeutend war mit: man muß sich mit Glacéhandschuhen anfassen, und auch nicht mehr so einfach als Bedrohung der eigenen »Autarkie« (sprich: der eigenen Panzerung, um nach außen als souverän, unabhängig, unerschütterlich, frei zu erscheinen) aufgefaßt werden konnte.

Um eines gleich klarzustellen: Dies ist kein Beispiel, welches beweist, daß nur Leute die Politik der Sowjetunion verteidigen können, die schwere Probleme mit ihren Eltern haben. »Nur Neurotiker sind links«, diese falsche und plumpe Argumentation bleibt der Reaktion überlassen. Das Emanzipatorische in diesem Prozeß ist, und darum habe ich ihn als Beispiel gewählt, daß eine Einengung der Kritikfähigkeit aufgehoben werden konnte. Was an der Politik der Sowjetunion zu kritisieren ist, wird hier nicht psychologisch definiert, aber mit Hilfe psychologischer Verfahrensweisen wurde die Fähigkeit, kritische Argumente aufzunehmen und zu überprüfen, erweitert.
Der Hinweis, daß »insbesondere in der politischen Bildung ... letztlich die inhaltlichen Fragen von größerer Tragweite als die Kommunikationsweisen« sind, hat bei vielen dazu geführt, hier nur das alte Problem von »Form und Inhalt« zu sehen. Unser Beispiel soll aber zeigen, daß die Arbeit an den Mechanismen, mit denen Inhalte weitergegeben und aufgenommen werden, eben nicht nur Formsache ist. Das Problem ist nicht, höflicher zu sprechen und zuzuhören, sondern: wie und an welchen Stellen muß ich Erkenntniswiderstände abbauen.

Schaut man sich linke Gruppen näher an, so wird man bei vielen finden, daß sich dort ein ganz primitiver frühkapitalistischer Rivalitäts- und Konkurrenzkampf abspielt. Zu bewirken, daß das miteinander Handeln und Reden nicht mehr in den Kategorien von Sieger und Besiegtem vorsichgeht, kann nicht einfach diffamiert werden als Formalismus. Und in den »eigenen« Gruppen sich anders zu verhalten als im Betrieb, bedeutet nicht, daß man eine »befreite Insel« gefunden hat, auf der sich das harte gesellschaftliche Leben vergessen läßt, sondern es ist der Schritt vom Rollenverhalten zum situationsgerechten Verhalten. Linke, die Veränderungen innerhalb der Gruppe ablehnen, mit der Begründung, das sei alles Illusionismus, die kapitalistische Gesellschaft sei hart, also müsse die eigene Gruppe diese Gesellschaft widerspiegeln, schon allein, damit man immer wisse, gegen was man kämpfe, zeigen, daß sie keine Ahnung haben von den Möglichkeiten unserer Gesellschaft.
Auch verbirgt sich hinter solch einer Einstellung die Angst vor einer Gemeinschaft der Solidarität, des Verzichts auf Terror und Konkurrenz – weil dies bedeuten würde, daß auch die eigene Struktur infrage gestellt und verändert wird, und damit die Gefahr des Verlustes all der mittlerweile liebgewordenen Befriedigungen droht, die man in der bestehenden Gesellschaft finden kann. Und so ist der Verdacht nicht unbegründet, daß, trotz anderslautender Absichtserklärungen, zunächst häufig gar kein Interesse besteht, Bestehendes tatsächlich zu verändern in eine Gesellschaftsform, in der Menschen miteinander leben können.
Der psychoanalytischen Arbeit wird häufig vorgeworfen, sie sei »individualistisch«. Sie ist es, insoweit sie sich darauf beschränkt, bestehende Verhältnisse als persönliche Schuld und Veränderungen als individuelle Willensakte darzustellen. Sie ist es aber ganz sicher nicht, wenn sie es dem einzelnen ermöglicht, seine eigene Geschichte, seine Entfremdung, seine Hemmungen, seine Widerstände und letztlich seine Ausbeutung zu erkennen.

Das zweite Beispiel soll vor allem auf die Frage eingehen, inwieweit psychologische Methoden nur anwendbar sind bei einem bestimmten Bildungsgrad und nur Bedeutung haben für die Probleme von Mittel- und Oberschicht, und ob sie nur »dem einzelnen für sich ganz persönlich etwas bringen« oder aber auch eine gesellschaftliche Situation beeinflussen können.
An einem Kurs, der von einem Unternehmen der chemischen Industrie im Rahmen seiner innerbetrieblichen Bildungsarbeit durchgeführt wird, nehmen zwanzig weibliche Anlernlinge im Alter zwischen 16 und 18 Jahren teil. Absicht des Unternehmens ist es, durch die Kursarbeit »diese Mädchen aus ihrer Lethargie herauszuholen«. Sie sollen »verantwort-

liches Denken im Sinne des Betriebes« lernen und »Interesse für die Gemeinschaft und den Betrieb« bekommen. An jedem Tag kommt ein leitender Angestellter des Unternehmens zu einem Vortrag, sonst ist der Ablauf der Tagung freigestellt.

Als am ersten Tag der Ablauf der Tagung besprochen wird, äußert ein großer Teil Zustimmung, als gefordert wird, »nicht so viel Programm zu machen«, damit man mal »schön ausschlafen« kann, »ein bißchen Freiheit« hat. Diese Bemerkungen werden aufgenommen und hinterfragt: Hat dieses Bedürfnis nach Freiheit und Ausspannen etwas zu tun mit der derzeitigen Arbeitssituation? Nach und nach wird deutlich, daß sie darunter leiden, daß jene männlichen Jugendlichen, die mit ihnen im Betrieb angefangen haben, aber eine Lehre machen, besser behandelt werden als sie. Sie müssen die Hilfsarbeiten verrichten, obwohl ihnen ganz andere Versprechungen gemacht worden sind. Die Äußerung eines Mädchens, daß sie meist völlig fertig nach Hause komme und sich »irgendwie unbefriedigt« fühle, wird von den anderen als auch für sie charakteristisch akzeptiert. Als wichtigstes Ergebnis der Diskussion wird herausgestellt, daß man vorher »gar nicht wußte, daß es anderen auch so geht wie mir«.

Am nächsten Nachmittag wird von einem Herrn des Personalbüros ein Referat gehalten, in dem die sozialen Leistungen des Betriebes und die Möglichkeiten, durch betriebliche Weiterbildung im Betrieb aufzusteigen, dargestellt werden. In der anschließenden Diskussion werden zunächst Informationsfragen gestellt. Zwei Mädchen versuchen die Ergebnisse der Diskussion vom Vortag mit einzubringen. Dem Referenten gelingt es jedoch, die beiden als uninformiert und »viel zu unerfahren« hinzustellen. Die anderen Gruppenteilnehmerinnen geben zwar manchmal durch Gemurmel ihren Unwillen kund, unterstützen die beiden aber nicht in der Diskussion.

Als der Referent abgereist ist, beginnt sofort ein heftiges Gespräch. Der Ablauf der Diskussion wird zur Sprache gebracht. Alle sind sich einig, daß »etwas schief gelaufen ist«. Die beiden Rednerinnen greifen die Gruppe an, weil sie sie allein gelassen habe, die anderen versuchen sich zu verteidigen. »Der hat doch Märchen erzählt.« »Der hätte mal gestern Abend dabei sein sollen, da hätt' er gehört, wie's wirklich ist.« Auf die Frage, warum es nicht möglich gewesen sei, dem Referenten heute mit Argumenten entgegenzutreten, einigt sich die Gruppe auf die Begründung, daß man zu wenig gelernt hat, sich auszudrücken. Hinweise, daß auch Angst eine Rolle gespielt habe, werden nicht weiter diskutiert. Die Gruppe wendet sich an den Seminarleiter, ob er nicht »was wisse, wie man gut reden lernen kann«.

Am Abend und am nächsten Tag werden Übungen zum »Reden lernen« angeboten. Bei diesen Übungen, die zunächst nur darauf ausgerichtet sind,

Sprechgewandtheit zu üben und rhetorische Tricks kennen zu lernen, wird es durch Reaktionen wie »Ich kam mir richtig doof vor, so eine Frage zu stellen«, »Ich habe einfach Angst gehabt, ihr würdet mich auslachen« möglich, nochmals auf das Thema »Angst haben« zu sprechen zu kommen. Der oben geschilderte Diskussionsverlauf wird jetzt nicht mehr nur als redetechnisches Problem gesehen. Allgemein wird über Angst – wovor hat man Angst, vor wem und warum eigentlich – gesprochen. Die Gruppe geht auf den Vorschlag ein, in kleinen Gruppen Kollagen über »die Angst« zu machen. Die angefertigten Bilder geben Anlaß, u. a. über Stauungsangst und Realangst zu sprechen. So wird z. B. die Angst vor Ohnmacht als historisches Erlebnis deutlich (man kann schreien, soviel man will, es kommt doch niemand ans Bettchen) und auch als begründete Angst in der Gegenwart (in einem anderen Betrieb ist einem Lehrling, der Kritik an der Ausbildung übte, mit vorgeschobenen Gründen der Lehrvertrag gekündigt worde.). Zur Frage, wie man mit dieser Angst umgehen kann, stehen sich die Meinungen »Man muß sich den Chef in Unterhosen vorstellen, dann braucht man keine Angst mehr zu haben« und »Das hilft doch gar nichts. Wir müssen zusammenstehen, dann brauchen wir keine Angst mehr zu haben« gegenüber, ohne daß sich die Gruppe eindeutig für den einen oder den anderen Vorschlag entscheidet.

Nach einer Diskussion mit einem Betriebsarzt über das Thema »Jugendliche und die Pille« wird zwar geäußert, man habe schon was gelernt und »richtig gut zusammengehalten«, aber gerade das Zusammenhalten, die Solidarität ist noch ein ungelöstes Problem innerhalb der Gruppe. Während der Gruppendiskussionen wird zwar unter allgemeinem Beifall immer wieder Solidarität gefordert, aber aus Äußerungen und Verhaltensweisen zwischen den Gruppentreffen geht hervor, daß noch starke Rivalität zwischen den Mädchen besteht, die z. T. über Kleidung und Aussehen geht, z. T. aber auch über politisches Bewußtsein und Redegewandtheit.

Um dieses Thema besprechen zu können, wird der Gruppe das »Turmbau-Spiel« vorgeschlagen: Die Gruppe teilt sich in drei Untergruppen und bekommt Material, um innerhalb einer Stunde einen Turm zu bauen. Anschließend soll dann in der Gesamtgruppe »über Höhe, Schönheit und Standfestigkeit der Türme gesprochen werden«. Obwohl in den Spielregeln selbst dies nicht gefordert wird, entsteht zwischen den Gruppen eine heftige Konkurrenzsituation; jede will den »höchsten, schönsten und standfestesten« Turm bauen. Beobachter aus anderen Gruppen werden als »Spione« vertrieben. Anregungen, die aus anderen Gruppen kommen, werden abgelehnt, damit die »Originalität« gewahrt bleibt. Gegen Ende der Spielzeit werden immer mehr Gruppenmitglieder, die nicht ganz so geschickt sind, von der Mitarbeit ausgeschlossen.

Aufgrund des Erlebten beginnt die Gruppe nun, über Konkurrenzpro-

bleme innerhalb der eigenen Gruppe und innerhalb des Betriebes zu sprechen. Die Analysen und Gespräche über dieses Problem dauern bis zum Ende der Tagung.
Den Mädchen wird bewußt, welch große Rolle für sie der Bildungsunterschied spielt: Die einen (mit Volksschulabschluß) erscheinen den anderen (mit Mittlerer Reife) als »unwillig und uninteressiert«, diese wiederum den anderen als »hochmütig«. Die Isolation der einen von den anderen wird ihnen bewußt und es wird auch deutlich, wie sie selbst das betriebliche System durch ihr Verhalten gegen ihre eigenen Interessen stützen. Und indem es ihnen jetzt möglich wird, die konkrete – und eben nicht nur die allgemeine – Praxis der Herrschaft (durch Angst, durch Konkurrenz) zu entschleiern, können sie Wege der Emanzipation gehen. Was für die Mitglieder der Gruppe u. a. bedeutet, mit jemandem zu sprechen, mit dem man vorher nicht sprach; neue, menschlichere Beziehungen zueinander zu suchen, um gemeinsame Interessen zu finden und zu vertreten.

IV. Warum macht Kollege B. Analyse?

Interview mit einem 35jährigen Schriftsetzer, der seit vier Jahren Einzelanalyse macht

- Warum hast du überhaupt angefangen, eine Analyse zu machen? War das Zufall, Neugierde oder . . .
- Ja, das war Zufall, das war Neugierde, das waren aber auch bestimmte Schwierigkeiten, die ich gehabt habe mit mir, von denen ich gehofft habe, daß sie verschwinden werden.
- Was sind das für Schwierigkeiten gewesen?
– Hm, wie soll man das benennen. Ja, ein mangelndes Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein in vielen Situationen. Auch im Betrieb: Schwierigkeiten, mich angemessen zu wehren gegen bestimmte Sachen, bestimmte Ansprüche.
- Und wie ist das mit dem Zufall gewesen?
- Nun ja, ich hatte in einem Arbeitskreis, in dem ich damals war, Kontakt mit Leuten, die sich mit Psychologie und Psychoanalyse beschäftigten. Und so kam es, daß es mich interessierte, und so bekam ich auch die Möglichkeit, mit jemandem aus dem Arbeitskreis die Analyse anzufangen.
- Wie ist das mit den Kosten für die Analyse?
- Analyse auf die Weise, daß die Krankenkasse sie bezahlt, hätte ich nicht machen können, denn dazu war keine richtige Krankheit da. Soviel ich weiß, machen die nur eine, wenn organische Krankheiten vorliegen. Wenn

also ein Arzt dir bestätigt, du bist aus psychischen Gründen arbeitsunfähig.
- Soweit war es bei dir eigentlich nicht?
- Nein. Da habe ich also gar nichts erwartet. Soweit ich mich erkundigt habe, war da nichts drin. Und hier habe ich dann soviel nur zahlen müssen, wie ich finanziell tragen konnte. Also keine DM 40.– die Stunde.
- Vier Jahre machst du jetzt schon Analyse. Hast du denn das Gefühl, daß die Analyse schon Erfolg hatte ? Hast du den Eindruck, daß sich bei dir etwas verändert hat oder daß du mit einigen Dingen jetzt besser fertig wirst?
- Ja, habe ich ganz sicher. Ich habe leichter, wie soll ich das formulieren, ich kann mich leichter mit Kollegen verständigen, mit denen sprechen. Manche Sachen überwinden: Wenn z. B. in dem Betrieb, in dem ich seit einiger Zeit arbeite, jeder vom anderen sich isoliert, jeder sich besser als der andere fühlt, kaum Gespräche da sind, damit komme ich jetzt eher zurecht. Ich habe mehr Verständnis dafür, daß das so ist, und habe auch leichter Zugang zu denen, die sich so verhalten. Es ist für mich einfacher geworden, sie zu verstehen, sie nicht sofort abzulehnen als Streber oder als Unternehmerknechte oder sowas; sondern ich kann sie jetzt mit dem ganzen Zwiespalt sehen, in dem sie drinstecken.
- Siehst du denn das als Gewinn, so einen Zwiespalt zu sehen?
- Ja. Ganz bestimmt. Sonst komme ich ja aus dem »Schwarz-Weiß« nicht raus: Der ist links, der hat Bewußtsein, der hat keins, der ist mein Gegner. Früher habe ich nur gesehen: der macht alles mit im Laden, und ich habe überhaupt nicht die Frage gestellt: warum macht der alles mit, warum ist der so brav im Betrieb. Aber ich muß ja doch damit fertig werden, daß ich in einem Betrieb bin, in dem die meisten alles kritiklos mitmachen. Und so kann ich doch mal schauen, wieso und warum. So habe ich auch mal die Möglichkeit, daß ich jemandem helfe, mich mit ein paar verständigen kann.
- Aber das ist ja gerade, was kritisiert wird an dem, was rauskommt bei der Psychoanalyse: Kollegen, die vorher sehr bewußt waren, Forderungen mit durchgedrückt haben, die sagen plötzlich, also hört mal, da müßt ihr auch den anderen verstehen. Der Unternehmer ist doch nicht so ein schlimmer Kerl, man muß auch die guten Seiten sehen.
- Was ich gesagt habe, bezieht sich zunächst einmal nicht auf den Unternehmer, sondern auf die Kollegen. Außerdem kann ich auch nicht immer den jeweiligen Unternehmer in jedem Fall angreifen, in der Weise, daß ich sage, das ist ein schlechter Kerl. Das ist sowieso so eine moralisierende Tour.
- Aber geht denn da nicht der ganze Elan im Klassenkampf weg, wenn jetzt jeder so eine Einstellung bekommen würde, wie du sie hast?

- Das glaube ich nicht. Und was heißt denn überhaupt: Elan im Klassenkampf?
- Daß man weiß, wer der Gegner ist, und wenn man Analyse macht, das plötzlich gar nicht mehr weiß.
- Nun mal langsam. Da müssen wir doch wohl einiges nochmal genauer klären. Zunächst mal zu diesem »plötzlich«: Keiner weiß, wie es geschah, plötzlich war kein Kampfgeist mehr da, so geht Analyse ja nun doch nicht vor sich. Da gibt's keinen heiligen Geist, der plötzlich über dich kommt, sondern es laufen Lernprozesse ab, die man anderen schildern kann und die auch nachvollziehbar sind. Und dann glaube ich auch, daß wir ziemlich verschiedene Vorstellungen haben von dem, was differenzieren bedeutet.
Als ich mit der Analyse begann, hab' ich erzählt, daß ich zu meinen Eltern eigentlich keine Beziehung habe. Es gab da keine Probleme und ich kam mir recht emanzipiert vor, weil ich mich ohne große Schwierigkeiten von meinen Eltern gelöst hatte. Dann wurde mir deutlich, durch Erinnerung an frühere Erlebnisse, Träume und so, daß ich einen ziemlichen Haß auf meine Mutter hatte. Sie war für mich diejenige, die mir alles verboten hatte. Und dann war ich noch wütend auf sie, weil ich mir von ihr verraten vorkam. Mein Vater kam nämlich erst ziemlich spät aus der Gefangenschaft zurück und ich hatte bis dahin das Gefühl, daß ich mal ihr Mann sein werde, wenn ich groß bin. Und dann kam der Vater und ich war abgeschrieben. Da kam ich dann darauf, daß, wenn ich deswegen so sauer auf sie gewesen bin, ich sie vorher ja wohl mal geliebt haben muß. Und so nach und nach mußte ich einfach meine Ansichten verändern oder besser wohl erweitern: Ich konnte nicht mehr den Gleichgültigen spielen. Ich konnte aber auch nicht mehr nur Hässe schieben, sondern jetzt mußte ich plötzlich fertig werden mit einer Mutter, die gut und böse ist. Ich mußte jetzt ganz konkret sagen, was mir an ihr paßt und was nicht. Ich mußte mich mit ihr konkret auseinandersetzen und konnte kein Phantom mehr aufbauen. Das war nicht einfach. Aber bei diesem ganzen Prozeß ist mir eben auch ein Teil meiner Denkstrukturen deutlich geworden; dies Denken in den Kategorien: Entweder – Oder, Schwarz – Weiß. Verstehst du, differenzieren heißt nach diesem Lernprozeß für mich nicht, daß ich zu allem »ja aber . . .« sage, daß alles weder Fleisch noch Fisch ist, sondern daß ich Widersprüchlichkeiten erkennen kann und vor allem auch ertragen kann. Ich bin der Meinung, daß ich damit auch der Realität gerechter werde.
Bei mir im Betrieb gibt es doch auch so Genossen, die auf ein Feindbild dressiert sind. Und ich erleb' es immer wieder, daß die einfach ins Leere laufen, wenn das Schema nicht paßt. Dann sind diese Kollegen vollkommen desorientiert.
- Du hast also den Eindruck, daß du durch die Analyse einen größeren Überblick und ein besseres Verständnis von gesellschaftlichen Zusammen-

hängen bekommen hast und auch – wie du gleich zu Anfang sagtest – jetzt besser mit den Kollegen reden kannst?
- Ja, würde ich sagen.
- Nur die Frage: War dazu eine Analyse notwendig? Hättest du da nicht auch Schulungen mitmachen können? Z. B. gibt es doch ganz gute Redekurse, Sprecherziehung.
- Du hast völlig recht mit der Frage. Ich habe vor der Analyse Kurse von der Gewerkschaft mitgemacht, und das mach' ich auch jetzt noch. Zu den verschiedensten Themen. Ich würde nie behaupten, Schulungen seien überflüssig; und ich bin auch nicht der Meinung, daß man Bewußtsein nur durch Psychoanalyse bekommt. Keineswegs.
- Kannst du mir aber bitte erklären, wo denn eigentlich der Unterschied ist zwischen einer Schulung und dem, was bei einer Psychoanalyse vorgeht, was dir da und wie dir da was vermittelt wird?
- Das ist schwierig. Das kann ich schwer formulieren jetzt. Ja, vielleicht ein Beispiel: So einen Sprecherziehungskurs hatte ich schon vor der Analyse mitgemacht. Ich hab' dabei auch einiges gelernt: Sprechtechnik, wie halte ich ein Kurzreferat, die Kunst, Fragen zu stellen und so. Nur in der Analyse ist mir dann aufgegangen, daß ich gerade Fragen immer noch nicht stellen konnte. Fragenstellen bedeutete nämlich für mich, daß ich etwas nicht weiß, daß der andere klüger und damit mächtiger ist als ich. Und genau diese Situation der Unterlegenheit wollte ich vermeiden. Daher habe ich zwar immer die Ohren gespitzt, wenn wo was geredet wurde, aber ich habe mich zurückgehalten, direkt nach dem zu fragen, was ich eigentlich wissen wollte. Das ist jetzt natürlich etwas kurz dargestellt, aber so lief das ab. Und erst als ich mich mit dieser Angst auseinandergesetzt hatte, lernte ich dann auch in der Praxis so nach und nach wieder Fragen zu stellen.
Oder nehmen wir doch das mit dem »Differenzieren«: In Marx-Arbeitskreisen hatte ich schon längst über diese Probleme was gehört. »Der Widerspruch ist die Wurzel aller Bewegung und Lebendigkeit; nur insofern etwas in sich selbst einen Widerspruch hat, bewegt es sich, hat Trieb und Tätigkeit.« Das ist, glaube ich, Hegel. War ich schwer mit einverstanden. Nur in der Analyse habe ich dann gesehen, daß ich da vieles gar nicht begriffen hatte. Auch gar nicht begreifen wollte, denn das hätte ja mein altes Weltbild zerstört.
Das ist wohl sowieso der Unterschied: Bei Schulungen kann jeder wunderschön beim »man« bleiben. Und wenn's brenzlig wird, schaltest du einfach ab oder die anderen sind halt nur betroffen. In der Analyse mußt du aber »ich« sagen und kannst dich nicht mehr so hinter dem »man« verstecken. Du wirst einfach mehr gefordert, mußt Farbe bekennen und merkst eher, wenn du dir oder den anderen was vormachst.

- Wenn du dir jetzt nichts mehr vormachen kannst, wenn du überall Probleme siehst, bist du dadurch nicht zu einem traurigen, verzweifelten Menschen geworden?
– Als meine Tante zu Weihnachten hier war, da meinte sie auch, also das sei doch eigentlich schrecklich, jetzt überall Probleme zu sehen, und vor allem glaubte sie, wenn man Psychoanalyse macht, dann würde man da, wo man eigentlich glücklich ist, die Sachen leicht erträgt, erst auf Konflikte aufmerksam gemacht. Und dann sieht man plötzlich die ganze Welt voller Probleme und man kann dann eigentlich gar nicht mehr so richtig glücklich sein. - Man kann natürlich auch Sachen vor sich verschleiern. Nicht sehen wollen. Wegschauen.
- Ist das denn nicht angenehmer? Hast du nicht das Gefühl, daß die Situation für dich angenehmer war vor der Analyse?
- Das Gefühl habe ich nicht. Ich sehe vielleicht öfter Konflikte als früher, Konflikte, die ich nicht sehen wollte. Aber ich habe auch mehr die Möglichkeit gekriegt, sie zu lösen. Ich muß sogar sagen, daß es für mich vor der Analyse mehr Konflikte gab. Das gehörte zu meiner Struktur. Ich sah mehr Konflikte, als es tatsächlich gab, baute kleine Konflikte unheimlich auf, um mich dann selbst zu bemitleiden, um mich als Opfer zu fühlen. Mit dem Selbstmitleid konnte ich mich selbst wärmen. Und mich als Opfer zu sehen, als Spielball übermächtiger Kräfte, half mir auch, mich wenigstens moralisch überlegen zu fühlen, und ich brauchte auch nicht das Risiko eingehen, mal tatsächlich was gegen die »Großen« zu unternehmen, da ich mir ja immer sagen konnte, gegen die kommst du bemitleidenswertes Opfer ja doch nicht an. Aber das ist ja sowieso das eigenartige: Die netten Bürger werfen einem vor, daß man durch Analyse so furchtbar miesepetrig wird, und die fortschrittlichen Linken, daß man anfängt, fröhlicher zu werden, zu genießen.
- Das Letzte habe ich noch nicht ganz verstanden.
- Einige Kollegen gehen im Betrieb rum und erzählen, daß es Scheiße ist, gut zu essen, sich schön anzuziehen, Reisen zu machen und so. Das ist alles Konsumterror und soll den Arbeiter nur korrumpieren. Ein echter Revolutionär verzichtet darauf. Ich finde das nicht richtig. Ich finde, gerade der Arbeiter sollte wieder lernen, zu genießen.
- Aber stimmt denn das nicht mit dem Konsumterror?
- Sicher. Stimmt schon. Nur genießen können und Konsumterror sind zwei Paar Stiefel. Möbel kaufen, Auto anschaffen und so, das ist bei uns schon Terror. Und zwar Terror, weil du dir das alles kaufst, um es zu besitzen, um Prestige zu bekommen, um das Gefühl zu haben: Haste was, biste was. Aber wie ist es jetzt mit dem Genießen? Kannst du überhaupt über diese Dinge verfügen, sie benutzen, sie genießen? Das ist für mich der springende Punkt.

Verwandte von mir z. B. essen unter der Woche fast nur Eintopf. Nichts gegen Eintopf. Aber daß sie sich zufrieden geben mit einem Eintopfessen und daß sie das tagelang fressen und daß sie sich so daran gewöhnt haben, daß sie das als selbstverständlich annehmen, heißt gleichzeitig, daß sie damit bereits Möglichkeiten von Gesellschaft gar nicht erst erfahren.
Na, was verdienen die so im Monat? Beide arbeiten. Ich würde sagen, 1400,– DM netto werden das schon sein. Jetzt ganz konkret in diesem Fall machen die sich auf diese Weise einfach Illusionen von Freiheit, weil der Spielraum, den sie für sich in Anspruch nehmen, wegen ihrer mangelnden Genußfähigkeit so eng ist, daß sie meinen, bereits optimal die Welt für sich auszuschöpfen: Wir verdienen doch ganz gut und haben doch alles, was wir für's Leben brauchen.
- Das hört sich aber verdammt nach »Peter Stuywesandt« an: Genießt die Freuden dieses Lebens, seht doch nicht alles so grau in grau . . .
- Ja, willst du jetzt lediglich hergehen und das madig machen?
- Ich will nur deinen Standpunkt nochmal genauer kennen lernen.
- Mein Standpunkt ist ganz klar meine Frage: Wenn ihr z. B. rausfahrt und in Urlaub fahrt, könnt ihr denn den Urlaub überhaupt genießen? Könnt ihr mal ein schönes Frühstück genießen? Könnt ihr das überhaupt? Und da frage ich nach gesellschaftlichen Möglichkeiten und nicht mehr nach Frühstücks-Rama, nach Neckermann oder Schöner Wohnen und so.
- Aber du kennst doch die Arbeitssituation eines Arbeiters. Ist es da nicht zynisch, meinetwegen einem Arbeiter am Fließband zu sagen, nun genieß mal schön, ist doch alles halb so schlimm?
- Also zunächst sage ich mal nicht: »ist doch alles halb so schlimm«. Das ist ja doch der Unterschied zu den Reaktionären.
Mit den Kollegen red' ich doch nicht von der schönen Welt, die weiß der Teufel auch noch da ist, aber ich werde sie fragen, wenn sie Fließbandarbeiter sind, ob sie noch die Fähigkeit besitzen, den Wind, der ihnen ins Gesicht fährt, wenn sie spazieren gehen, zu genießen, oder ob die Art ihrer Arbeit sie so stumpf gemacht hat, daß sie überhaupt nicht mehr imstande sind, ihre Sinne auszufahren, sie zu benutzen, die Welt in sich aufzunehmen. Das werde ich sie fragen. Da geht denn aber die Diskussion los. Da wird dann doch nach Möglichkeit gefragt, nicht nach dem Gaukelkram der Werbung. Nach Möglichkeiten, die gleichzeitig bezogen sind auf ihre Arbeitssituation, die sie daran hindert, sie wahrzunehmen.
- Also das mit dem Wind und dem Spazierengehen ist mir doch ein wenig zu poetisch.
- Das finde ich zwar gar nicht, aber laß mich nochmal erklären, warum es für mich so wichtig war, in der Analyse diese Probleme mit dem Genießen durchzuarbeiten.
Als Kind wurden mir viele Wünsche untersagt. Sexuelle, wegen der herr-

schenden Moral, materielle, weil's meinen Eltern finanziell nicht gerade gut ging. Wenn ich in der Zwei-Zimmer-Wohnung, in der wir zu sechst wohnten, Wünsche anmeldete, dann hieß es meistens: Das wär' ja noch schöner. Eigentlich irre, so ein Satz. Es wäre tatsächlich schöner gewesen, wenn man mir's erlaubt hätte. Aber das nur nebenbei. Und eigentlich ist jetzt auch nicht das wichtige, daß ich in der Analyse diesen Teil meiner Geschichte wiederentdeckte, sondern was sich aus dieser Situation für eine Einstellung bei mir entwickelte: Bedürfnisse anmelden, heißt Niederlagen hinnehmen müssen, immer wieder enttäuscht werden. Und so habe ich die Neigung gekriegt, mich der Auseinandersetzung mit meinen Bedürfnissen möglichst zu entziehen. Hier, ich bin Arbeiter, in dieser Gesellschaft habe ich keine Chance, die gesellschaftliche Realität behindert mich, das weiß doch jeder. Aber dadurch habe ich mich auch gar nicht erst gefragt, an was ich denn konkret gehindert werde, was ich denn eigentlich haben will.

- Ja, heißt das denn wirklich, daß du nicht tatsächlich behindert wirst?
- Selbstverständlich werde ich behindert . . .
- Daß es nur ein psychologisches Problem bei dir ist . . .
- Nein, nein . . .
- Du brauchst nur die Möglichkeiten zu sehen, nimm sie dann wahr und alles ist in Ordnung?
- Nein, nein. Das heißt es keineswegs. Es ist schon etwas widersprüchlicher. Meine Möglichkeiten sind objektiv eingeschränkt. Morgens früh aufstehen, zur Arbeit gehen, der ganze vorgeschriebene Tagesablauf. Meine finanzielle Situation und so. Tatsache ist aber auch, daß ich erkennen mußte, daß selbst in der Arbeit, so beschissen sie auch ist, ich die Möglichkeiten, die ich habe, gar nicht wahrnahm, weil ich sie auch gar nicht wahrzunehmen gelernt hatte. Z. B. hatte ich nicht gelernt, mit meinen Kollegen zu reden. So zu reden, daß sie mich verstehen. Vor lauter Jammer über Kommunikationsschwierigkeiten und über Zeitmangel habe ich auch gar nicht erst angefangen, wenigstens die Zeit, die mir zur Verfügung stand, zu nutzen, oder zu lernen, Leute anders anzureden. Ich hab' mich letztlich trotz aller Kurse und so gar nicht bemüht, so zu reden, daß sie mich verstehen. Und ich habe letztlich immer wieder nur die anderen und auch mich frustriert, weil ich die Sprache nicht fand, mit der ich mich hätte vermitteln können. Ich habe mich über Gebühr isoliert. Natürlich isoliert schon allein die Produktionsweise die Arbeiter untereinander. Aber ich habe noch ganz schön dabei mitgeholfen. Ich habe mich der Berührung mit anderen Menschen entzogen, mich nicht der Gefahr ausgesetzt, auch mal einen Irrtum zu begehen, als ich von meinen Behinderungen sprach. Und eben nicht nur einen objektiven Tatbestand geschildert. Daß objektive Begrenzungen da sind, wird ja wohl niemand leugnen. Aber die Frage ist doch nicht nur einfach: ist da eine Begrenzung. Die

Frage ist doch auch: nehmen wir die Begrenzung da wahr, wo sie in der Realität vorhanden ist; oder machen wir's wie ein kleines Kind, das entweder die Begrenzung leugnet oder aber die Begrenzung überbewertet und so groß macht, um sich darin zu rechtfertigen, nichts zu tun. Mach ich mich deutlich?
- Schon.
- Wenn ich froh bin, wieder so langsam genießen zu lernen, dann deswegen, weil ich damit endlich auch wieder an meine Wünsche rankomme. Daß ich wieder anfange Ansprüche zu stellen. Und da laß ich mich weder vom Unternehmer einschüchtern, der das für ganz ungehörig und unanständig hält, noch kann mir irgend so ein puritanischer Linker erzählen, das sei alles der letzte bürgerliche Dreck. Ich frage, was kann mir diese Welt jetzt und hier bieten. Ich verändere doch die Gesellschaft nicht um der Veränderung willen; ich mach das doch nicht für irgendwelche abstrakten Ideen.
- Kannst du noch ein bißchen mehr erzählen, welche neuen Möglichkeiten du jetzt im Betrieb siehst? Ich habe immer noch den Eindruck, daß du dir da mit Hilfe der Psychoanalyse was vormachst.
- Vorher habe ich mich zuviel als Spielball gesehen und zu wenig gesehen, wo ich eingreifen kann. Ich meine, ich habe damals auch bei Vietnam-Demonstrationen mitgemacht, Flugblätter im Betrieb verteilt, in einigen Arbeitskreisen war ich der Renommier-Arbeiter und das alles. Aber ich habe nicht geschaut, was kann ich denn jetzt schon ganz konkret machen, mit den Leuten, die nun mal um mich rum sind, in dem Betrieb, in dem ich nun mal stecke. Mir war eine putschistische Lösung oder das Warten auf den Sankt-Nimmerleins-Tag viel angenehmer. Das habe ich ja schon versucht, dir zu erklären, warum. Da sehe ich jetzt einfach mehr Möglichkeiten, aktiv zu werden.
Ich war vorher auch nicht imstande, einen bestimmten Druck auszuhalten. In einem Betrieb, gerade in dem Betrieb, in dem ich jetzt arbeite, hätte ich es vorher kaum ausgehalten. Die Isolation der Kollegen untereinander, wie ich vorher gesagt habe, war ich gar nicht so gewöhnt.
- Aber das ist wieder so ein Punkt: Wirst du nicht da genau unpolitisch? Du sagst, früher hast du den Druck nicht ausgehalten, und jetzt sagst du, die Psychoanalyse hat dich dazu gebracht, größeren Druck auszuhalten. Heißt das nicht: Na, so schlimm ist das ja alles gar nicht, und fällt da nicht der Antrieb weg, dich zu organisieren und politisch tätig zu werden?
- Das ist doch Unsinn. Wenn ich einen Herzinfarkt hätte, würde jeder einsehen, daß ich den wegbekommen muß. Was nützt es denn, wenn ich zusammenbreche? Mir ist die Arbeit durch die Analyse nicht lieber geworden, aber bestimmte Arbeitsstörungen sind weg. Ich bin der Meinung, das ist für mich immer noch besser, wenn ich die Arbeit leichter schaffe

und am Abend nicht so kaputt heimkomme und da eben noch fähig bin, auch noch was anderes zu machen, lesen, mit jemandem sprechen oder irgendwas machen, was mir Spaß macht, als wenn mich die Arbeit völlig absorbiert, weil ich Schwierigkeiten habe. Mich zu konzentrieren meinetwegen. Ich kann natürlich sagen: Nützt dem Unternehmer. Sicher. Aber irgendwie ist das doch zu kurz gegriffen. Was nützt es denn andererseits den Kollegen, wenn ich zusammenbreche und jetzt in irgendwelchen politischen Zirkeln lamentiere, wie schlecht da alles ist und die Isolation am Arbeitsplatz ist ganz furchtbar, und wir uns mal wieder alle einig sind, daß da was gemacht werden muß, aber niemand was tut? Jetzt habe ich die Energien, wenigstens zu versuchen, die Isolation zu durchbrechen, jetzt brauche ich nicht mehr alle Energien, um mich zusammenzureißen.
- Wissen eigentlich deine Kollegen, daß du Analyse machst?
- Nein.
- Und warum nicht? Hast du das bewußt nicht gesagt?
- Das sage ich bewußt nicht, weil sehr viele Mißverständnisse dann auftauchen: Analyse machst du, mei, da kannst du ja alle möglichen Krankheiten haben. Wenn du sagst, du machst Analyse: Ja der spinnt wohl ein bißchen. Dem bin ich schon aus dem Weg gegangen. Einige wissen's zwar, aber das sind Leute, von denen ich annehme, daß sie Verständnis dafür haben.
Aber was ich mache, ist, daß ich mit ihnen schon über Psychoanalyse und deren Erkenntnisse spreche. Ich versuche da erstmal Mißverständnisse auszuräumen, ein bißchen Verständnis zu schaffen.
- Du würdest also Analyse nicht nur als Privathobby von dir ansehen, als Luxus?
- Keineswegs. Unter dem Vorwand, es sei Luxus, hat man den Arbeiter schon von viel zu vielen Dingen ferngehalten.

Für Hinweise und Hilfen bei der Zusammenstellung dieses Artikels danke ich Rudolfo Gramke, Gerhard Holzinger und Dagmar Przytulla-Seehuber.

Achten Sie auf Reihe Hanser

Wagner-Chronik
Daten zu Leben und Werk. Zusammengestellt von Martin Gregor-Dellin. Band 97
192 Seiten. DM 7.80.
Die erste zuverlässige und vollständige Auskunft über Leben und Werk Richard Wagners vor dem Hintergrund seiner Epoche.

Wolfgang Bächler, Traumprotokolle
Ein Nachtbuch. Mit einem Nachwort von Martin Walser
Band 98. 128 Seiten.
DM 6.80

Ulrich Albrecht, Politik und Waffengeschäfte
Rüstungsexport in der BRD.
Band 99. Ca. 168 Seiten.
Ca. DM 7.80.

Ulrich Kurowski, Lexikon Film
Hundert x Geschichte Technik. Theorie, Namen, Daten, Fakten. Band 101.
192 Seiten. DM 7.80.
Das Handbuch für jeden Kinogänger und Fernsehzuschauer.

Alfred Schmidt, Emanzipatorische Sinnlichkeit
Ludwig Feuerbachs anthropologischer Materialismus.
Banc 109. Ca. 120 Seiten.
DM 7.80.

John Heartfield, Krieg im Frieden
Fotomontagen zur Zeit. 1930–1938 Band 103
Ca. 144 Seiten. Ca. DM 6.80.
Heartfield ist der Erfinder der Fotomontage. Dies ist seine erste Buchausgabe in der BRD.

Helmut Nolte/Irmingard Staeuble, Zur Kritik der Sozialpsychologie
Band 104. Ca. 120 Seiten.
Ca. DM 7.80.
Sozialpsychologie ist ein Modebegriff geworden. Deshalb ist es an der Zeit, ihre gesellschaftstheoretischen und politischen Funktionen zu untersuchen.

Hans Heinz Holz, Strömungen und Tendenzen im Neomarxismus
Band 107. Ca. 144 Seiten.
Ca. DM 8.80.

Rüdiger Thomas, Modell DDR
Die kalkulierte Emanzipation.
Band 108. Ca. 144 Seiten.
Ca. 6.80 DM.
Ein Porträt der DDR, das sich zuerst an ihrem eigenen Selbstverständnis orientiert, also den zweiten deutschen Staat aus seinen eigenen Gegebenheiten und proklamierten Zielen beurteilt.

REIHE HANSER KOMMUNIKATIONSFORSCHUNG

Ferruccio Rossi-Landi, Sprache als Arbeit und als Markt
Aus dem Italienischen von K. Steinbacher. Band 105
Ca. 208 Seiten. Ca. DM 9.80.
Die Untersuchung, seit langem als Geheimtip bekannt, stellt einen Versuch dar, die inzwischen Mode gewordene Sprachphilosophie marxistisch zu kritisieren.

Charles William Morris, Grundlagen der Zeichentheorie/ Ästhetik und Zeichentheorie
Nachwort von F. Knilli.
Band 106. Ca. 112 Seiten
Ca. DM 7.80

Kein Buch – ein Überbuch!

DIE KRONENKLAUER

von
F. K. Waechter
und Bernd Eilert

Ein übermütiges Buch für Kinder, Eltern und andere anspruchsvolle Leser, randvoll mit Abenteuern, Späßen und Überraschungen. Man kann es nicht nur lesen, man kann sogar mitmachen: falzen, raten, reimen, puzzlen, malen, singen, ja sogar mit der Schere darf man es traktieren. Die zahlreichen Bilder zaubern eine fröhlich-verkehrte Welt, in der es doch mit rechten Dingen zugeht.
192 Seiten. Mit zahlreichen Abbildungen, davon 16 Seiten vierfarbig. Zwei vierfarbige Poster als Beilage.
Pp. DM 16,80

Rowohlt

...hören Sie mal rot! „pläne“

DRUSHBA - FREUNDSCHAFT

Sport- u. Musikgrüße aus der UdSSR
1. deutschsprachige Sonderausgabe
der Zeitschrift KRUGOZOR (Horizont)
30-cm-LP, stereo, m. Textheft
Best.-Nr. S 0101, DM 22.-

DE UNA VEZ

Lieder der dritten Welt
für eine bessere Welt
von Ali Primera
30-cm-LP, stereo, m. Text
Best.-Nr. 88 106, DM 22.-

WIR PACKEN'S AN

Lieder zum Wachwerden
von Dietrich Kittner
17-cm-LP, stereo,
Best.-Nr. Peng 10, DM 5.-

»DIETER SÜVERKRÜP«

30-cm-LP, Sampler, stereo,
Best.-Nr. 0200, DM 15.-
die bissigsten Chansons, Hits
u. Oratorien von und mit
Dieter Süverkrüp

PLÄNE SAMPLER

30-cm-LP, stereo,
Best.-Nr. S 0300, DM 10.-
u. a. mit Süverkrüp, Stütz,
Kittner, Theodorakis, Corrads,
Hüsch, Juan & José,

Gesamtverzeichnis anfordern beim Verlag „pläne“ GmbH
46 Dortmund, Ruhrallee 62, Tel. 12 50 93

pläne

OBERBAUMVERLAG

1 Berlin 21 , Bundesratufer 1

MATERIALISTISCHE WISSENSCHAFT

Bd.1 Zum Verhältnis von Ökonomie, Politik und Literatur im Klassenkampf

Grundlagen einer historisch-materialistischen Literaturwissenschaft. (Autorenkollektiv sozialistischer Literaturwissenschaftler Westberlin). 270 S., DM 11.50

Bd.2 Von der kritischen zur historisch-materialistischen Literaturwissenschaft. 4 Aufsätze.

(Werner Girnus, Helmuth Lethen, Friedrich Rothe). 160 S., DM 7.50

Bd.3 Großbürgerliche Aufklärung als Klassenversöhnung: Voltaire

Wie die Bourgeoisie ihre revolutionäre Vergangenheit leugnet — Die Voltaire-Legende als Ausdruck der Ideologie des Dritten Weges — Die Verschärfung der Klassenwidersprüche in der Krise des Feudalabsolutismus und der Handlungsentwurf der Großbürgerlichen Aufklärung als Krisenmanagement — Anhang: die deutsche Übersetzung von Voltaire's Erzählung "Der Vierzigtalermann".

Unser Almanach DAS ROTE HEFT ist in allen fortschrittlichen Buchhandlungen oder beim Verlag erhältlich.

Harald Wieser / Jochen Beyer
Psychoanalyse, Kapitalmystifikation und Ideologie

»Wie kann uns, indem wir völlig frei, das heißt mit Bewußtsein handeln, bewußtlos etwas entstehen, was wir nie beabsichtigten und was die sich selbst überlassene Freiheit nie zustande gebracht hätte?«
(Schelling, *System des transzendentalen Idealismus*, Tübingen 1800)
»Man sieht, wie die Geschichte der *Industrie* und das gewordne *gegenständliche* Dasein der Industrie das *aufgeschlagne* Buch der *menschlichen Wesenskräfte*, die sinnlich vorliegende menschliche *Psychologie* ist, die bisher nicht in ihrem Zusammenhang mit dem *Wesen* des Menschen, sondern immer nur in einer äußern Nützlichkeitsbeziehung gefaßt wurde. (...) In der *gewöhnlichen, materiellen Industrie* (...) haben wir unter der Form *sinnlicher, fremder, nützlicher Gegenstände*, unter der Form der Entfremdung die *vergegenständlichten Wesenkräfte* des Menschen vor uns. Eine *Psychologie*, für welche dies Buch, also grade der sinnlich gegenwärtigste, zugänglichste Teil der Geschichte zugeschlagen ist, kann nicht zur wirklichen inhaltvollen und *reellen* Wissenschaft werden.«
(Marx, *Ökonomisch-philosophische Manuskripte*, 1844)

Ans dogmatische Nein

Von Klassenkampf nicht nur zu reden, sondern aktiv an ihm teilzunehmen und gleichzeitig sich mit Psychoanalyse zu befassen, war und ist ein gefährliches Geschäft und kann zur Folge haben, daß man aus dem Klassenkampf herausgeworfen wird. Das Urteil lautet in der Regel: sie haben gesündigt wider *den* (?) Historischen Materialismus. Ihre Vergehen heißen: Intellektualismus, weil er gefragt, was lange beantwortet ist; Antiautoritarismus, weil er nicht vergessen, was zum Vergessen bestimmt ist; Subjektivismus, weil er Individuum mal sagte, wo er Klasse hätte sagen müssen; Idealismus, weil die Psychoanalyse – das wissen wir doch alle – eine idealistische Wissenschaft ist, und Psychologismus, weil ... Genosse sein zu wollen und gleichsam dem psychoanalytischen Eindringling Asyl zu gewähren, und sei die Vorsicht noch so groß, heißt im Anspruch sich geirrt zu haben.
In dieser grundsätzlichen Abneigung gegen die ›bourgeoise Lehre der Wiener Salons‹ feiert heute bei einigen, die sich Marxisten-Leninisten nennen, wissenschaftlich verkleidet tragikomische Urständ, was einmal ein eher taktisches Manöver war. Denn als die Psychoanalyse vom offiziellen kommunistischen Nein ereilt wurde, geschah das vor einem sozialhistorischen Hintergrund, der heute nicht mehr gegeben ist: Das unbestritten bür-

gerlich-idealistische, gleichwohl in manchen Punkten fortschrittsweisende Gerüst der nur mit Freud identifizierten Psychoanalyse im Auge, mußte es den Neinsagern[1] schwerfallen, dessen emanzipativer Fortentwicklung (Sexpol) mit Vertrauen zu begegnen, zumal sie mit einer geschichtlichen Situation konfrontiert waren, in der das Kapital sich in den Faschismus rettete. Im eigenen theoretischen und strategischen Haus waren der Fragen, die einer aktuellen Antwort harrten, genug, als daß viel Zeit geblieben wäre, der Psychoanalyse das Wort zu erteilen. Wo sie in den Arbeiten russischer Genossen dennoch im theoretischen Blickfeld stand, wurde die notwendige Kritik an ihr mit Argumenten geführt, denen die dialektische Legitimation abging. Bis heute aber hat sich daran wenig geändert. Kritische Analyse, wo sie von marxistischer Seite überhaupt betrieben wird, ist meist mit Polemik belastet. Und mehr als das: von vielen Genossen wird die Berührung mit der Psychoanalyse – sei es ängstlich, sei es bestimmt – gemieden, aus Relevanzgründen, wie man hört; von manchen, meist deren kaderverschultem Teil, wird sie gar ungefragt und unbesehen in Grund und Boden verteufelt. Nur: dies ist weniger als damals der politischen Lage hier und heute als vielmehr ihnen selber anzulasten.

Mag sich all das schon lesen wie ein Votum *für* die Psychoanalyse, so täuscht dieser Eindruck. Es geht nicht um Votum und Veto, um Rettung oder Verdammung, sondern lediglich darum, die Psychoanalyse in *einem* für den Marxismus und seine praktische Verwirklichung relevanten Punkt auf ihre Aussagekraft zu befragen: der Behandlung von Ideologie und subjektivem Faktor.

»Die offenen Fragen nicht allein als theoretische zu behandeln, sondern in Zusammenhang mit den sich praktisch stellenden Problemen von Strategie und Organisation«[2], ist dabei eine von revolutionären Geschichtsabschnitten und ihren Trägern diktierte Aufforderung, der wir nachzukommen suchen. Psychoanalyse als möglicherweise in den Marxismus aufzunehmende Theorie war im übrigen nie eine am Schreibtisch gestellte, sondern immer eine praktische Frage. Für die Sexpol war Psychoanalyse ein Mittel, eine in ihrer Sicht verdinglichte, die konkreten Bedürfnisse der Massen verkennende Praxis der Kommunisten zu korrigieren; während des antiautoritären Aufstands diente sie als Vehikel der Aufklärung mit praktisch-politischem Ziel. Daß die Psychoanalyse besonders in der Auseinandersetzung mit der KPD den Retter der dieser abhanden gekommenen (Subjekt-Objekt)-Dialektik spielen wollte, zeigt an, wie sehr sie dabei über ihre theoretischen Kompetenzen hinausschoß; denn jene Rettung zu besorgen ist der Marxismus – in genuiner Besinnung – wahrhaftig selbst imstande.

Psychoanalyse beim antiautoritären Aufstand

Die antiautoritäre Studentenbewegung, in der Bundesrepublik über ihren Höhepunkt hinaus, hat die Bedeutung der Psychoanalyse als eines in die antikapitalistische Theorie und Praxis eingebrachten Moments neu hinterfragt. Ihre Antwort war ein Sozialismus im ›analytischen Gewand‹, ihr Motor der politisch totgesagte, jetzt exhumierte Reich und das Objekt ihrer Revolte – historisch verlagert wie erneuert – die im gesellschaftlichen Überbau anzutreffenden Folgeerscheinungen eines auf privatwirtschaftlicher Aneignung gesellschaftlicher Arbeit beruhenden Systems. Die Widersprüche der kulturellen wie der institutionellen Sphäre im Visier, hat der antiautoritäre Protest jedoch deren ökonomische Bedingung, die rücksichtslose Kapitalverwertung an der produktiven Basis, zum eher randständigen Phänomen verkümmern lassen; dessen theoretischer Miteinbezug würde, wo man den eigenen materialistischen Anspruch nicht vollends in die Wüste schicken wollte, in unzähligen Resolutionen zwar stets versucht, in der politischen Praxis jedoch kaum eingelöst. Diese Praxis, geschichtlich bedeutsam und ohnehin nur aus der Rückschau zu bemängeln, war in der Lage, repressive und autoritäre Strukturen im Bereich der Reproduktion transparent zu machen, Manipulation und Terror des Konsums zu entschleiern, den Blick auf kapitalisierte Wissenschaft und gefährdete Demokratie zu lenken, kurz: faschistoide Entwicklungstendenzen aufzuweisen. Es gelang ihr, Symptome freizulegen, und als solche zu begreifen. Was ihr nicht gelang, war die auch praktisch betriebene, die Theorie erst zur revolutionären Gewalt machende Verankerung jener sozialen Resultanten in der sie provozierenden – an Kapitalverwertungsschwierigkeiten krankenden – Ökonomie, d. h. die Entwicklung radikaler Organisationsformen im Proletariat. Agnolis Kritik an Adorno, »er kehrte den eigenen Materialismus um und verwechselte ideelle Größen mit der Realität«[3], gilt – so meinen wir – für die antiautoritäre Bewegung überhaupt. Diese Kritik an der Bewegung als einer, die in ihrer Revolte der Konsumtion verhaftet blieb, richtet sich keineswegs gegen diese Opposition überhaupt, sondern ausschließlich gegen deren Verselbständigung, die nachweisbar zu ihren Lasten geht und kleinbürgerlich aufhob, was revolutionär zu beginnen schien. Die notwendig dialektisch geleitete Kritik an ihr ist übers bloße Verbalisieren hinaus in Form neuer strategischer und organisatorischer Ansätze auch längst zur praktischen geworden.

Wenn aber Wilhelm Pieck – und Piecks sind wieder unter uns – den Ausschluß Reichs aus der KPD in einer Aussprache mit Sexpol-Vertretern 1932 sinngemäß dahingehend begründet, Reich sei kein Marxist, da er »von der Konsumtion und nicht von der Produktion ausgehe«[4], attestiert er sich damit eine ökonomistische Borniertheit, der es schwerfallen würde,

sich bei Marx auszuweisen. Ähnliche Atteste – und darum hat jene ›historische Episode‹ traurige Aktualität – stellen sich die aus, welche heute die antiautoritäre Vergangenheit – meist ihre eigene politische Biographie verleugnend – mit ähnlichem »theoretischen Werkzeug« weniger zu überwinden als rigide aus der Geschichte zu streichen trachten.

Wir sind demgegenüber der Meinung, daß die in jener Vergangenheit thematisierte physische (materielle) und psychische Ausbeutung Geschwister sind in einer Gesellschaft, »in der die entpolitisierende Manipulation mit der ökonomischen Ausbeutung verschmilzt. Innerhalb der genuin marxistischen Tradition gewinnt damit Ideologiekritik die Qualität einer Aufklärung, die in ihrem bürgerlichen Begriff nicht aufgeht.«[5] Das dialektische Verhältnis von Basis und Überbau, von Produktion und Konsumtion als eine reale Qualität ruft nach der adäquaten Strategie. Systemsprengende Arbeit nur in einem ›Sektor‹ hieße, der Realität einen Knüppel an den Kopf zu werfen, der als Bumerang zurückkommen kann: wir denken an die kommunistische Praxis im Ausgang der Weimarer Republik. Denn durch ihr Produktionsverhältnis zwar eindeutig bestimmt, kann Gesellschaft doch nur begriffen werden in ihrer Totalität, die, revisionistisch in Haupt- und Nebenwiderspruch zerrissen, nicht mehr zu erklären ist. Den Kampf gegen den Kapitalismus nicht *auch* als einen gegen seine Ideologie gerichteten zu betreiben, bedeutet ihn objektivistisch zu verkürzen.

Das Wissen um die Ideologie als Ausdruck konkreter Produktionsverhältnisse und als über die Sozialisationsagenturen ins Bewußtsein gelangtes Postulat der Klassengesellschaft reicht jedoch nicht aus, den Modus bloßzulegen, nach welchem der Ideologisierungsprozeß sich abspielt und Ideologie sich in unseren Köpfen niederschlägt. Diese Leerstelle, Hinterlassenschaft der Klassiker des »Histomat«, kann nur durch eine marxistische Psychologie geschlossen werden. Kann die Psychoanalyse dazu etwas beitragen? Oder liegt auch sie – dem Antiautoritären auf Gedeih und Verderb verbunden – mit ihm auf dem Müllhaufen bürgerlicher Weisheit?

Diese beiden Fragen veranlaßten zu unseren Überlegungen. Zur letzteren nur dies: Daß Psychoanalyse auch »gegenüber proletarischer Herrschaft nicht stumm ist«[6], kann nicht ihre Identifikation mit einem Antiautoritarismus bedeuten, der in allem, was Macht und Autorität sich nennt, schon sein grimmiges Gegenteil wittert. Der aus ihren bürgerlichen Fesseln sich befreienden Psychoanalyse eine geschichtslose Gegnerschaft zu jeder Form von Autorität zu unterstellen, heißt sie ihres Inhalts zu berauben, sie zu formalisieren. Nur solche Herrschaft gehört zu ihren Gegenständen, die irrational und terroristisch ist, sich mit Blick auf die Bedürfnisse der Massen nicht zu legitimieren weiß, sondern deren Verwirklichung erstickt. Demgegenüber begründet Psychoanalyse, marxistisch ver-

standen, ein »antiautoritäres Denken, das gleichwohl die Diktatur des Proletariats für unverzichtbar halten muß«[7].

Was unter dem Titel ›antiautoritäre Phase‹ bei uns und anderswo Geschichte gemacht hat hier und Psychoanalyse als eines ihrer zur Aufklärung verwandten theoretischen Mittel dort dürfen nicht verwechselt werden. Wenn dies, so selbstverständlich es ist, hier dennoch angemerkt wird, dann allein im Hinblick auf ein verbreitetes Mißverständnis, das wir immer wieder bei denen antreffen, die sich umstandslos von antiautoritärer Organisationslosigkeit verabschiedet zu haben glauben. Psychoanalyse und antiautoritärer Protest aber können schon deshalb nicht ein- und dasselbe sein, weil dieser die mit einer spezifischen Strategie versehene Bewegung *war* und jene, die Psychoanalyse, eine von ihr okkupierte Theorie immer noch *ist*, die dieser Strategie doch nur mittelbar ihre Richtung gab.

Will heißen: Psychoanalyse, marxistisch verstanden, hat, wiewohl sie antiautoritäre Momente in sich aufnimmt, nicht gesetzmäßig Antiautoritarismus zur Folge, noch setzt sie ihn voraus. Psychoanalyse ist nicht die Philosophie des Antiautoritarismus. Ebensowenig ist eine ihre Begriffe miteinbeziehende Theorie notwendig eine der Konsumtion und dem Überbau verhaftete, die zudem über Subjektivismus nicht hinauskommen könnte. Dieser Gefahr setzt sich Psychoanalyse nur dann aus, wenn sie verselbständigt betrieben wird.

Doch zur Ideologie. Die Reich'sche, von den studentischen Antiautoritären wiederbelebte Psychoanalyse dünkte ihnen gerüstet, detailliert freilegen zu können, wie Ideologisierung des Bewußtseins abläuft. Zentral war dabei die Frage, wieso es überhaupt möglich ist, daß die Menschen gegen ihre eigenen Interessen handeln, die Ausbeutung bejahen, wieso die Produzenten das ›richtige‹ Bewußtsein zu entwickeln verhindert sind. Die Psychoanalyse gab ihnen ein Instrumentarium an die Hand, welches der Antwort darauf dienlich zu sein schien. Sich des konterrevolutionären Charakters psychoanalytischer Deutung von sozioökonomischen Prozessen[8] bewußt, erkannte sie »die positiven Elemente und Triebfedern des Klassenbewußtseins« als außerhalb ihres spezifischen Gegenstandes, »dagegen die Hemmungen seiner Entwicklung nur psychologisch zu verstehen sind, weil sie irrationalen Quellen entstammen«[9]. Jene irrationalen Quellen aber siedelt Psychoanalyse überall dort an, wo Ideologie eine Rolle spielt. »Das Produktionsverhältnis verankert sich zufolge der wirtschaftlichen Machtmaßnahmen der herrschenden Klasse in den psychischen Strukturen der Gesellschaftsmitglieder, insbesondere der beherrschten Klasse, indem es ihre Struktur mit Hilfe besonderer [ideologischer] Institutionen, etwa der Familie, dann der Schule . . . verändert und zu einer chronisch in typischer Weise reagierenden Formation gestaltet.«[10] Ideologie als über so-

ziale Agenturen vermittelte und die realen Verhältnisse verkehrende (auf den Kopf stellende) ›Widerspiegelung‹ trägt in psychoanalytischer Sicht folglich die Verantwortung für das nicht vorhandene Klassenbewußtsein. Für den antikapitalistischen Kampf hat diese theoretische (und wie sich zeigen wird falsche) Einschätzung die angedeuteten strategischen Folgen gehabt. Denn: *wird die Sabotage von Klassenbewußtsein den auf kapitalistische Konservierung bedachten Verblödungsinstanzen wie Familie, Schule, Medien etc. angelastet – und zwar nur ihnen –, so wird die versuchte Herstellung und Aktualisierung von Klassenbewußtsein ganz folgerichtig, d. h. der Theorie treu bleibend, den ausschließlich gegen jene Institutionen gerichteten Kampf erwecken.* Der eben diskreditierte Ökonomismus (Pieck) schlüge in einen nicht minder verhängnisvollen Soziologismus wie Psychologismus um. Um diese These genauer zu bezeichnen, empfiehlt es sich, einmal mit polit-ökonomischen Mitteln den linkspsychoanalytischen Ansatz zu hinterfragen, der die Psychoanalyse als Ideologiekritik und damit als Kläranlage verhinderten Bewußtseins entwirft.

Vermittlungen zwischen Psychoanalyse und Marxismus sind oft genug versucht worden, doch blieben sie – da methodisch dubios – an der Oberfläche und riefen sich Polemik selbst ins Haus. Idealtypisch vereinfacht lassen sich drei Wege nachzeichnen: Einmal die (völlig danebengehende) von Philantropie geleitete Suche nach ›menschlichen‹ Gemeinplätzen beider ›Disziplinen‹: hundert Seiten Freud – hundert Seiten Marx – fünfzig Seiten Zusammenfassung – fertig. Arbeitsteilig befangen, degeneriert der Historische Materialismus in Osborns Sicht zur Lehre von den objektiven, den ökonomischen Prozessen und Psychoanalyse zur Theorie vom menschlichen Subjekt, die beide vereint die umfassende ›Welterklärnis‹ abzugeben haben.[11] Zum anderen die Anstrengung, die Marxsche Terminologie mit Hilfe rhetorischer Klimmzüge in die Psychoanalyse einzubringen: so werden ›Symbole‹ umstandslos zu ›inneren Produktionsmitteln‹ und sorgen für eine Begriffssprache, die möglichen Differenzen den Rücken kehrt.[12] Zum dritten die analytisch nirgends festgemachte Historisierung, Materialisierung und Dialektisierung des in der klassischen Psychoanalyse statischen Begriffsapparates, der – seines anthropologisch-apologetischen Charakters ›revolutionär‹ entkleidet – nunmehr ein systemtranszendentes Anliegen andeuten soll.[13] So wird – um ein Beispiel zu nennen – das von Freud abstrakt eingeführte Realitätsprinzip bei Marcuse zu dem der Leistungsgesellschaft, das bestimmte historische Epochen schon konkreter einfängt, während es bei Reich bereits eine ökonomiekritische Differenzierung ins kapitalistische Realitätsprinzip erfahren hatte. So richtig es ist, dieses sog. Realitätsprinzip als ein gegenwärtig kapitalistisches, d. h. von der Bourgeoisie verwaltetes bekannt zu machen, so falsch, weil dem individuellen Forscherbelieben überlassen, ist seine

methodische Herleitung. Den drei skizzierten Vermittlungsversuchen – wie sehr sie auch in der angeführten Reihenfolge Verbesserungen darstellen – ist folglich eines gemeinsam: daß sie ihre psychologischen Aussagen nicht mit den Mitteln der Kritik der Politischen Ökonomie gewinnen, sondern Psychologie und Ökonomie parallelisieren.

»Das wird sich auch nicht ändern, bevor nicht beide Begriffsformen auf ihr gewissermaßen kleinstes gemeinsames Vielfaches bezogen werden: auf die *Warenanalyse* und die Formen, in denen Marx die historischen Entwicklungsschritte in der Wirkungsweise von Kapitalmystifikation, Geldschleier, Fetischcharakter der Ware auf das *Bewußtsein* der Produzenten umreißt.«[14]

Nicht die mit großem Aufwand proklamierte Abschaffung der Psychologie (Brückner), sondern deren warenanalytische Legitimierung muß die Absicht sein. Denn erst das Sichtbarmachen der Notwendigkeit von Psychologie überhaupt begründet die weitergehende Frage, welcher Art jene Psychologie zu sein hat, die ideologiekritisch und bewußtseinsklärend zu wirken fähig ist.

Ware und Bewußtsein

Die Einsicht: »Wenn der Mensch von den Umständen gebildet wird, so muß man die Umstände menschlich bilden«[15], löst die Frage nach dieser Notwendigkeit, indem sie sie scheinbar negiert. Aber die Tatsache, daß »die Umstände ebensosehr die Menschen, wie die Menschen die Umstände machen«[16], verrät noch nichts darüber, was sie daran hindert, eben diese Umstände zu vermenschlichen. Hier in diese scheinbare Lücke jedoch vorschnell Psychologie ansiedeln zu wollen, die den ›subjektiven Faktor‹ für das rätselhafte Auseinanderfallen von materieller Lage und gesellschaftlichem Bewußtsein verantwortlich macht und ihn zum einzigen Klassenbewußtsein verhindernden Moment erhebt, hat bereits in der Diskussion um Reich und die Psychoanalyse in eine Sackgasse geführt, aus der sich die Psychologiefrage erst allmählich heraustasten kann. Wer nämlich die Analyse eben dieses ›subjektiven Faktors‹ als vom historischen Materialismus unberücksichtigt betrachtet und zur alleinigen Domäne von Psychologie erklärt, läuft Gefahr, eben eine ›zweite Psychologie‹ zu betreiben, die neben der im wissenschaftlichen Sozialismus bereits angelegten ein Eigenleben führt. Potentiell ist dieser Gefahr der ›doppelten Psychologie‹ jeder ausgesetzt, der entweder die Marxsche Theorie schubladenweise in ökonomische, soziologische und psychologische Anteile zerlegt, d. h. sie schlachtet, um Psychologierelevantes herauszufiltrieren[17], oder seine Reflexion beschränkt auf Geschichtstheorie und ihre Interpretation des Verhältnisses von Sein und Bewußtsein, Basis und Überbau. Sind durch diese Beschränkung die Weichen erst einmal gestellt, gerät man leicht an eine

Problematik von Ideologie und falschem Bewußtsein, die – als allein dem Bereich des Überbaus angehörig – dann nur noch durch psychologische Theorie und Praxis geklärt zu werden braucht. Auf diese Weise lenkten die meisten Theoretiker die Psychologiefrage geradewegs vorbei an der eminent wichtigen Einsicht, daß falsches Bewußtsein eine notwendige, in der Warenproduktion angelegte Verzerrung, ein objektiver Faktor ist.
Das soll nicht einer willkürlichen Trennung von ›philosophischem‹ und ›ökonomischem‹ Marx Vorschub leisten, noch einen Verzicht auf die Ergebnisse der Frühschriften nahelegen, aber die ausschließliche Berücksichtigung der Geschichtsphilosophie verkennt den Prozeß, den Marx von der Kritik des Überbaus bis zur alle wesentlichen Momente umfassenden und konkretisierenden Erkenntnis der realen Basis vollzog. Wenn man, wie in den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten* gezeigt, erkennt, »wie die Geschichte der Industrie das aufgeschlagene Buch der menschlichen Wesenskräfte, die sinnlich vorliegende Psychologie ist . . .«[18], dann gilt es, den mühsamen Weg von der Kritik des Bewußtseins über die Erkenntnis des Seins zur Kritik des Seins, eben des »gegenständlichen Daseins der Industrie« auf sich zu nehmen.
Erst so kann der Bewußtseinsbildungsprozeß aus der Kritik der politischen Ökonomie selber erklärt werden: Danach ist die Verkehrung im Bewußtsein theoretischer Ausdruck einer realen Verkehrung in der warenproduzierenden Gesellschaft. Das verkehrte Bewußtsein der warenproduzierenden Gesellschaft aber hat auf der je konkreten Stufe gesellschaftlicher Produktion und Reproduktion unterschiedliche Ausdrucksformen und Möglichkeiten seiner Aufhebung. Das nachzuweisen bedarf es gelegentlich einiger Exkurse, die sich philologisch lesen, bei der Analyse der Bedingungen falschen Bewußtseins jedoch unumgänglich sind.

Nun wäre es aber »untubar und falsch, die ökonomischen Kategorien in der Folge aufeinander folgen zu lassen, in der sie historisch die bestimmenden waren. Vielmehr ist ihre Reihenfolge bestimmt durch die Beziehung, die sie in der modernen Gesellschaft aufeinander haben, und die genau das Umgekehrte von dem ist, was als ihre naturgemäße erscheint oder der Reihe der historischen Entwicklung entspricht.«[18a]

So bezeichnet der Kapitalismus universalgeschichtlich eine Art Paßhöhe[18b], die Mittel an die Hand gibt, die ihm vorgängige Geschichte, und zwar relativ auf ihn, zu erschließen. In diesem Sinne ist die jetzt einsetzende Darstellung eine logisch-theoretische, hinter welcher sich die jeweils geschichtliche Wirklichkeit versteckt, ohne diese Wirklichkeit auch so zu sein.

1. Der Fetischismus der Warenwelt

Die Ware – auf den ersten Blick wenig problematisch – erweist sich in der Analyse als ein »sehr vertracktes Ding . . ., voll metaphysischer Spitzfin-

digkeit und theologischer Mucken«[19]. Um dieses Geheimnis zu lüften, gilt es ihrem Doppelcharakter auf die Spur zu kommen, wobei weniger der Gebrauchswert als vielmehr die Waren*form*, nämlich die bestimmte gesellschaftliche Form der Verausgabung von Arbeit, die Waren produziert, Rätsel aufgibt. Unter den Bedingungen der Warenproduktion treten die individuellen Arbeiten der Produzenten erst dadurch in gesellschaftlichen Verkehr, daß sie sich ihres konkreten, durch stoffliche Verschiedenheit gekennzeichneten Gebrauchswertcharakters entledigen und den Charakter der Gleichheit annehmen, Tauschwerte werden. Durch Reduktion aller Gebrauchsgüter auf gleichartige Arbeit, durch Gleichsetzung von stofflich Verschiedenem, Ungleichem, ist diese spezifische Art der Gesellschaftlichkeit bestimmt.

Die im Tauschwert dargestellte individuelle Arbeit wird erst dadurch gesellschaftlich, »daß sie die Form ihres unmittelbaren Gegenteils, die Form der abstrakten Allgemeinheit annimmt«[20]. Diese dem Warenwert immanente Gesellschaftlichkeit, allgemeine abstrakte Arbeit zu sein, hat keine unmittelbare eigene Darstellungsform, sondern gewinnt erst gegenständliche Realität im Austausch durch das Verhältnis von Ware zu Ware, durch Beziehung von Sachen. Das wird notwendig, weil »die Warenbesitzer in keiner Produktionsgemeinschaft stehen und sich nur vermittels ihrer Produkte aufeinander beziehen können«[21]. Hier aber beginnt sich jene seltsame Verkehrung von Beziehungen breit zu machen, die in der Tätigkeit der Produzenten selber stattfindet und ihr Bewußtsein entscheidend prägt: die eben charakterisierten spezifisch *gesellschaftlichen Beziehungen der Personen* stellen sich nämlich jetzt verkehrt dar als *gesellschaftliche Beziehungen von Sachen*. Dadurch, daß die Waren als Gebrauchswerte ihre Wertbestimmung als vergegenständlichte abstrakte allgemeine Arbeit nur in einem bestimmten Quantum eines andern Gebrauchswerts ausdrükken können (z. B. 2 Ellen Leinwand = 1 Rock), konkret-nützliche Arbeit dargestellt in einem Gebrauchswert zur Erscheinungsform abstrakt-allgemeiner Arbeit wird, treten sich im Wertausdruck zwei Gebrauchswerte gegenüber. Diese sich gegenüberstehenden Privatarbeiten aber müssen den Produzenten als *Arbeit in unmittelbar gesellschaftlicher Form erscheinen.*

»Der Tauschwert erscheint so als gesellschaftliche Naturbestimmtheit der Gebrauchswerte, als eine Bestimmtheit, die ihnen als Dingen zukommt, und infolge deren sie sich im Austauschprozeß ebenso in bestimmten quantitativen Verhältnissen ersetzen, Äquivalente bilden, wie einfache chemische Stoffe in bestimmten quantitativen Verhältnissen sich verbinden, chemische Äquivalente bilden. Es ist nur die Gewohnheit des täglichen Lebens, die es als trivial, als selbstverständlich erscheinen läßt, daß ein gesellschaftliches Produktionsverhältnis die Form eines Gegenstandes annimmt, so daß das Verhältnis der Personen in ihrer Arbeit sich vielmehr als ein Verhältnis darstellt, worin Dinge sich zueinander und zu den Personen verhalten.«[22]

Das im Tauschwert enthaltene Verhältnis zwischen Personen ist ein

»unter dinglicher Hülle verstecktes Verhältnis«. Eines der zur Erklärung der Genese verdinglichten Bewußtseins notwendigen Momente ist damit ansatzweise erfaßt.

2. Geldschleier und Warenproduktion

Allerdings ist die in dieser einfachen Wertform – sie hat nur Gültigkeit für ein sporadisches Tauschverhältnis zwischen zwei Waren – enthaltene Verdinglichung von den Produzenten noch recht leicht zu durchschauen. Der oben entwickelte Prozeß, demzufolge der in der Ware eingeschlossene Widerspruch nur in seiner Vergegenständlichung gelöst werden kann, also nur dadurch, daß eine andere Ware zum Wertausdruck der Ware wird, kann jedoch nicht bei dieser einfachen Verdopplung der Ware stehenbleiben, denn diese erfaßt nur ein Tauschverhältnis von zwei bestimmten Waren: Er muß zum allgemeinen Äquivalent fortschreiten, zu einer Ware, »die als unmittelbare Inkarnation der gesellschaftlichen Arbeit gilt und daher gegen alle Waren unmittelbar und unbedingt austauschbar wird«[23] – *zum Geld*. In der Geldform aber gewinnt die der Tauschwert setzenden Arbeit überhaupt immanente Verdinglichung ihre greifbare Gestalt. Der Verblendungszusammenhang gewinnt an Stärke. Dem Geld sieht man es nämlich nicht an, daß es ein gesellschaftliches Produktionsverhältnis darstellt, denn es nimmt die »Form eines Naturdings von bestimmten Eigenschaften«[24] an. Den Produzenten, die sich im Tausch wechselseitig auf ihre allgemeinen gesellschaftlichen Arbeiten beziehen, deren Werte jetzt alle in einer besonderen Ware, dem allgemeinen Äquivalent, ihren Ausdruck finden, erscheint nun dieses In-Beziehung-Setzen umgekehrt »als spezifische Beziehung dieser besonderen Ware zu allen anderen Waren und darum als bestimmter gleichsam naturwüchsig gesellschaftlicher Charakter eines Dings«[25]. Jetzt befestigt sich endgültig der falsche Schein, als ob »das Ding, worin die Wertgröße eines andern Dings dargestellt wird, seine Äquivalentform unabhängig von dieser Beziehung als gesellschaftliche Natureigenschaft«[26] besäße. Im Bewußtsein der Menschen verkehren sich die Verhältnisse; sie erliegen dem Fetischcharakter der Waren: Dieses Äquivalent als Ware scheint seine Geldform nicht dadurch zu erhalten, daß alle Waren ihre Werte in ihr darstellen, »sondern sie scheinen umgekehrt allgemein ihre Werte in ihr darzustellen, weil sie Geld ist. Die vermittelnde Bewegung verschwindet in ihrem eigenen Resultat und läßt keine Spur zurück«.[27]

Das verdinglichte Bewußtsein, das den Ort der Wertbildung in der Marktsphäre gefunden zu haben glaubt und nicht dort, wo sie wirklich stattfindet: in der Produktion, nimmt seinen Ausgang vom eigentümlichen gesellschaftlichen Charakter der warenproduzierenden Arbeit. Sie ist kei-

ne kollektiv geleistete gemeinschaftliche Arbeit, die in ihrer nützlichen Beschaffenheit unmittelbar gesellschaftsbildend wirkt. »Gebrauchsgegenstände werden überhaupt nur Waren, weil sie Produkte voneinander unabhängig betriebener Privatarbeit sind.« Als Privatarbeit, geleistet vom vereinzelten einzelnen, muß sie sich erst durch Verneinung ihres ursprünglichen Charakters als gesellschaftlich erweisen. »Da die Produzenten erst in gesellschaftlichen Kontakt treten durch den Austausch ihrer Arbeitsprodukte, erscheinen auch die spezifisch gesellschaftlichen Charaktere ihrer Privatarbeiten erst innerhalb dieses Austauschs«: Gesellschaftsbildend ist jetzt der Markt, nicht mehr die Produktion. Und sie erscheinen ihnen »als das was sie sind, d. h. nicht als unmittelbar gesellschaftliche Verhältnisse der Personen in ihren Arbeiten selbst, sondern vielmehr als sachliche Verhältnisse der Personen und gesellschaftliche Verhältnisse der Sachen«.[28]

3. Der Äquivalentenschein als Grundlage der Kapitalmystifikation

Diese Verkehrung von Subjekt und Objekt, die die Analyse der einfachsten Kategorien der Warenproduktion an den Tag bringt, endet nicht mit der Geldbildung, denn »in der kapitalistischen Produktionsweise und beim Kapital, welches ihre herrschende Kategorie, ihr bestimmtes Produktionsverhältnis bildet, entwickelt sich diese verzauberte und verkehrte Welt noch viel weiter«[29]. Das Geld vermag sich zwar in der einfachen Warenproduktion zu verselbständigen, wird »suspendiertes Zirkulationsmittel«, kommt aber aus eigener Kraft über diesen Zirkulationszwang nicht hinaus, kann nicht unmittelbar Wert vermehren, es sei denn, es entzöge sich dem Zirkulationsprozeß und beschränkte sich auf Anhäufung. Eine zweifelhafte Bereicherung!
Werterhaltend und vermehrend wird es erst in dem Augenblick wirksam, wo es die Kreislaufform der einfachen Warenwirtschaft (W–G–W) verläßt und sich einer Bewegung anschließt (G–W–G), in der es eine bestimmte Ware als Gebrauchswert konsumiert, ohne sich in dieser Konsumtion zu verlieren. In dieser produktiven Konsumtion wird *Geld zu Kapital*. Bleibt der besondere Gebrauchswert, dessen Verzehr Werterhaltung und -vermehrung zugleich verspricht, näher zu bestimmen: Die Ware, die diese Anforderungen zu erfüllen vermag, muß deshalb eine besondere, bisher nie aufgetauchte, vom Kapital völlig verschiedene sein, weil die Ware als solche, als vergegenständlichte menschliche Arbeit höchstens Wert erhalten kann. »Der einzige Gegensatz gegen die vergegenständlichte Arbeit« aber »ist die ungegenständliche, . . . die Arbeit als Subjektivität.«[30] Als das »wirkliche Nicht-Kapital« kann nur die lebendige Arbeit als Gebrauchswert dem Kapital gegenübertreten. Nur der im doppelten Sinne freie Lohnarbeiter, nicht der persönlich Abhängige kommt für diesen Austausch

in Frage: bar aller vergegenständlichten Arbeit bleibt ihm, um in den Tausch zu treten, nur seine Arbeitskraft als Ware. Diesen Austausch, auf den alle weiteren, den kapitalistischen Produktionsprozeß mystifizierenden Schleier zurückzuführen sind, gilt es auf zwei verschiedene Prozesse hin zu untersuchen: Dem Arbeiter stellt er sich als ein Akt der einfachen Warenzirkulation (W–G–W) dar; für seine Ware Arbeitskraft erhält er als Äquivalent den Arbeitslohn. Von seiten des Kapitalisten aber führt der Austausch über die Grenzen der einfachen Zirkulation hinaus. Er zahlt das Äquivalent für die Arbeitskraft und benutzt dafür das lebendige Arbeitsvermögen. Die Gleichheit entlarvt sich als Schein.

Dieser besondere Gebrauchswert ist nämlich im Kontakt mit dem Kapital in der Lage, neuen Wert zu schaffen, und zwar mehr, als dem Wert der Arbeitskraft entspricht. Als Wert repräsentiert die Ware Arbeitskraft lediglich ihre Reproduktionskosten, als Gebrauchswert ist sie Quelle neuer Wertschöpfung. Mit dem Äquivalententausch erwirbt der Kapitalist das Recht, sich über den Austausch hinaus vergegenständlichte Arbeitszeit, also Wert, anzueignen. Das aber bedeutet: Aneignung fremder Arbeitszeit ohne Austausch vermittels der Form des Austauschs.[31] Was an der Oberfläche als Beziehung zwischen ökonomisch und juristisch gleichberechtigten Partnern erscheint, ist in seinem Kern nur schwer durchschaubar.

»Diese Irrationalisierung der Beziehung zwischen Arbeiter und Produkt ermöglicht es, daß auf dem Markte die Waren gegeneinander ausgetauscht werden können, ohne daß auch nur im entferntesten die Erinnerung an das in sie gesteckte Arbeitsquantum eine Rolle zu spielen braucht und spielt. Der Zunftgeselle des Mittelalters braucht nur seinen Wochenlohn, den er für z. B. vier Paar wöchentlich hergestellter Schuhe erhält, mit dem Erlös des Meisters zu vergleichen, um zu wissen, daß er ›betrogen‹ wurde ... Die modernen Arbeiter können den Zusammenhang nicht spontan durchschauen, selbst wenn sie ... sich darum bemühen ... Denn auch der Wert der Arbeit ... erscheint hier als ein nach rein dinglichen Voraussetzungen sich bestimmender Faktor, und es kann so der Schein entstehen, als ob der Arbeiter den vollen Gegenwert für die verausgabte Arbeit erhielte.«[32]

Auf eben diesen Verkehrungen »beruhen alle Rechtsvorstellungen des Arbeiters und des Kapitalisten, alle Mystifikationen der kapitalistischen Produktionsweise, alle ihre Freiheitsillusionen, alle apologetischen Flausen der Vulgärökonomie«.[33] Der Verwertungsprozeß des Kapitals setzt erst dort ein, wo der von eigenen Produktionsmitteln freie sowie persönlich freie Lohnarbeiter sein eigenes Arbeitsvermögen als Ware anbietet. Mit der vollen Entfaltung der Warenproduktion, die jetzt auch menschliche Arbeit unter sich subsumiert, geht die Trennung des Arbeitsvermögens von seinen Verwirklichungsbedingungen einher. Im Arbeitsprozeß, jetzt nur noch als Verwertungsprozeß bedeutsam, wendet nicht mehr der Produzent seine Produktionsmittel an, vielmehr sind es die Arbeitsbedingungen, die den Arbeiter verbrauchen, seine Arbeit einsaugen. Subjekt

und Objekt verkehren sich: die sachlichen Arbeitsbedingungen – obwohl nur durch die Handhabung der Produzenten zur Wertvermehrung beitragend – herrschen über die Personen. Die bereits in der Ware und im Geld angelegte Versachlichung entwickelt sich zur Herrschaft der toten über die lebendige Arbeit. Das dem Produzenten zukommende lebendige Arbeitsvermögen wird – gegen vergegenständlichte Arbeit ausgetauscht – zu einer Reichtum erzeugenden lebendigen Produktivkraft für das Kapital. Dem im Äquivalententausch verhafteten Bewußtsein entsteht hier mit Notwendigkeit der Schein einer besonderen, Reichtum erzeugenden Produktivität des Kapitals. »Die werterhaltende Kraft der Arbeit erscheint als Selbsterhaltungskraft des Kapitals, die wertschöpferische Kraft der Arbeit als selbstverwertende Kraft des Kapitals, und im Ganzen, dem Begriff nach, die vergegenständlichte Arbeit als Anwender der lebendigen.«[34]

4. Verblendungsdichte im entfalteten Kapitalismus

Diese Mystifikation hat bereits dort ein beträchtliches Ausmaß erreicht, wo sich das Kapital lediglich der historisch vorgefundenen technologischen Struktur des Arbeitsprozesses bemächtigt. Solange das Kapital die Arbeit nur *formell subsumiert* – es unterscheidet sich nur formell von früheren Produktionsweisen –, liegt die einzige Perspektive für eine maßlose Aneignung lebendiger Arbeit durch das Kapital in der Verlängerung der Arbeitszeit, der Schaffung von absolutem Mehrwert. Welche Veränderungen im Hinblick auf den Fetischcharakter bringen nun die Folgen einer »sich entwickelnden spezifisch kapitalistischen Produktionsweise (Arbeit auf großer Stufenleiter etc.), die gleichzeitig mit den Verhältnissen der verschiedenen Produktionsagenten, die Art dieser Arbeit und die reale Weise des ganzen Arbeitsprozesses revolutioniert«[35]? Die Ausdehnung des Arbeitstages stößt auf physische und soziale Schranken; um bei gleichbleibender Arbeitszeit die Mehrarbeit zu vergrößern, muß sich das Verhältnis der notwendigen zur Mehrarbeit zugunsten dieser verändern. Daraus folgt eine Senkung der Reproduktionskosten der Arbeitskraft; die Verbilligung dieser Ware aber erfordert eine Verbilligung der zu ihrer Erhaltung notwendigen Lebensmittel, eine Veränderung, die nur durch eine Erhöhung der Arbeitsproduktivität zu erreichen ist. Eine Steigerung des relativen Mehrwerts läßt sich nur auf dem Hintergrund einer *reellen Subsumtion* der Arbeit unter das Kapital erzielen: Revolutionierung der technischen und gesellschaftlichen Struktur der Produktion. Diese Entwicklung impliziert die Überführung der vereinzelten Arbeit in vergesellschaftete durch wachsende Kooperation, Arbeitsteilung, Anwendung der Maschinerie, kurz: durch Entwicklung der »sozialen Produktivkräfte der

Arbeit«[36] und durch Anwendung der Wissenschaft auf die Produktion. Die dem Kapitalverhältnis überhaupt zugrundeliegende Mystifikation tritt hier in ein neues Stadium: die sich erst mit der Entwicklung der spezifisch kapitalistischen Produktionsweise herausbildenden gesellschaftlichen Produktivkräfte erscheinen als etwas vom Kapital Untrennbares, ihm Immanentes. Denn die zunächst vereinzelte Arbeitskraft wird erst im kapitalistischen Produktionsprozeß Teil der gesellschaftlich kombinierten Arbeit. Als gesellschaftliche Produktivkraft ist sie dann mit dem Schein behaftet, *Produktivkraft des Kapitals zu sein*, diesem von Natur aus zukommend. Bemerkten wir oben die dem Kapitalverhältnis eigentümliche Verselbständigung der Arbeitsbedingungen, die die Produzenten zu Objekten degradieren, ihnen personifiziert gegenübertreten, so verschärft sich der Gegensatz von toter und lebendiger Arbeit in dem Augenblick, wo diese Arbeitsbedingungen nicht nur als vom Menschen unabhängige, sondern als dem Kapital eigene, seiner Kraft zu verdankende Entwicklungsformen erscheinen. »Sie treten ihnen daher gegenüber als Gestalten des Kapitals selbst, als im Unterschied von ihrem vereinzelten Arbeitsvermögen dem Kapital gehörige, aus ihm entspringende und ihm einverleibte Kombinationen.«[37] Die gesellschaftlichen Charaktere ihrer Arbeit treten den Produzenten kapitalisiert gegenüber, und das umso mehr, je mehr ihre individuelle Arbeit an Produktionsfähigkeit verliert, der Maschine untergeordnet, von ihr ersetzt wird und sogar überflüssig erscheint.

»Um den Charakter der *kapitalistischen* Produktion ist daher nicht bloß ein herrschaftslegitimierender ideologischer Schleier gewebt, . . . sondern diese Kategorien selbst – Lohn, Preis, Profit usw. – werden produziert, haben reale Existenz in der ökonomischen Welt und nicht bloß in der Vorstellungswelt und verdecken jeweils den Blick auf den Ausbeutungscharakter kapitalistischer Produktion.«[38]

Ware als Universalkategorie und die Notwendigkeit von Psychologie

Georg Lukács weist mit Nachdruck darauf hin, daß das Phänomen der Verdinglichung erst dann erschöpfend erfaßt werden kann, wenn die Ware als »Universalkategorie«, als konstitutive Form der Gesellschaft, ihr gesamtes inneres und äußeres Leben bestimmend, begriffen wird.[39] Dieser Universalität der Warenform haben sich im Laufe der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise immer mehr menschliche Lebensäußerungen zu unterwerfen: »so senkt sich . . . die Verdinglichungsstruktur immer tiefer, schicksalhafter und konstitutiver in das Bewußtsein der Menschen hinein.«[40] Produkte, die als Waren dinghafte Gestalt annehmen, sowie die zu ihrer Herstellung notwendige, sich dem Menschen ge-

genüber objektivierende Tätigkeit, fallen darunter. Menschliche Arbeit, die nurmehr als abstrakte, formal gleiche gesellschaftliche Bedeutung hat, wird unter Verwertungszwang mit zunehmender Exaktheit an der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit meßbar. Menschliche Individualität – nur noch als Fehlerquelle berücksichtigt – wird ausgeschaltet, die Zerlegung der Arbeit in Teiloperationen reicht bis zur ›psychologischen‹ Zerlegung des Arbeitsprozesses (Taylor-System etc.), »bis in die Seele des Arbeiters hinein: selbst seine psychologischen Eigenschaften werden von seiner Gesamtpersönlichkeit abgetrennt, ihr gegenüber objektiviert«[41]. Anpassung der Bewußtseinsstruktur an die auf Kalkulation beruhende Rationalisierung und die Unterwerfung aller gesellschaftlichen Bedürfnisbefriedigung unter die Warenform sind notwendige Folgen. Endlich – wo Eigenschaften und Fähigkeiten aus der organischen Einheit der Gesamtpersönlichkeit herausgerissen und als Dinge äußerlich und verfügbar werden – imitieren auch die Beziehungen und *Verkehrsverhältnisse* der Menschen diesen Tauschakt.

Weiter oben meldeten wir bereits unsere Bedenken gegen einige »Vermittlungstheoretiker« an, die sich vornehmlich auf Geschichtsphilosophie und die Marxschen Frühschriften beziehen. Dieser Rekurs ist naheliegend, weil in eben diesen Schriften mit den Schwerpunkten Ideologie- und Überbaukritik Wichtiges zum menschlichen Wesen, seiner Natur, zum Bewußtsein und seiner Konstitution, zur Psychologie überhaupt gesagt wird. Es zeigt sich nun aber der scheinbar widersprüchliche Sachverhalt, daß in der Kritik der politischen Ökonomie Grundsätzlicheres zur Klärung der Psychologiefrage beigetragen wird als in den Schriften, die explizit zu den Problemen von Individuum, Subjekt, Wesen und Psychologie Stellung nehmen, sie sogar in den Mittelpunkt rücken; nur scheinbar widersprüchlich deshalb, weil die Warenanalyse den Komplex der menschlichen Subjektivität nicht etwa unterschlägt, sondern weil es eben ihr zentrales Thema ist, die die Subjektwerdung verhindernden objektiven, sprich materiellen Bedingungen freizulegen. »Die Individuen sind unter die gesellschaftliche Produktion subsumiert, die als ein Verhängnis außer ihnen existiert.«[42] Dieses Verhängnis gilt es aus seinem scheinbar unabänderlichen Naturzustand zu erlösen und wieder zum Gegenstand der Subjekte zu machen. Die Verkehrung von Subjekt und Objekt erlischt; in eben diesem Sinne beinhaltet die Kritik der politischen Ökonomie gleichzeitig Psychologie.

Wie die Kritik der politischen Ökonomie den sich verändernden ökonomischen Bedingungen Rechnung zu tragen hat, so sind auch ihre Kategorien historische und unterliegen formhafter Veränderung: ihre Erscheinungsformen sind mit voranschreitender reeller Subsumtion der Arbeit unter das Kapital neu zu bestimmen. Versachlichung und Entsubjektivierung nehmen entsprechend der Veränderung des Charakters der Arbeit, der

ständigen Revolutionierung der Arbeitsbedingungen zum Zwecke der vermehrten Einsaugung lebendiger Arbeit, veränderte Gestalt an.
In den Frühschriften entwirft Marx ein Bild des ›normalen‹ Menschen: des unter entfremdeten Arbeitsbedingungen von seinem Wesen getrennten, verkrüppelten Produzenten. Wo sein Verhältnis zum Gegenstand kein tätiges, keins der »Aneignung« ist, spricht er von einem »ebenso geistig wie körperlich entmenschten Wesen«, vom »verkrüppelten« Arbeiter, dem »bloßen Fragment seines eigenen Körpers«. Wo das Verhältnis zur Natur und zum Menschen keins der freien bewußten Tätigkeit ist, verliert er sich selbst, und seine Triebe werden zu tierischen. Da er aber kein Tier ist, ist er nur ein kranker verkrüppelter Mensch. Hier werden die Folgen einer verzerrten Wirklichkeit auf die Lebenssituation und Psyche der Produzenten angedeutet. Dies sollte uns jedoch nicht übersehen lassen, daß der historische Materialismus einen systematischen, ins Detail gehenden Zusammenhang zwischen den objektiven Bedingungen für den Verdinglichungsprozeß und seinen zahlreichen Erscheinungsformen im Sozialcharakter des Menschen nicht entfaltet hat. Diese Entfaltung als Analyse von Niederschlägen der hinter dem Rücken der Beteiligten und ohne ihr Wissen sich vollziehenden Versachlichung und Verselbständigung gesellschaftlicher Beziehungen im Sozialcharakter[43] kann aber auf eine Psychologie nicht verzichten, die wie der Marxismus die Dialektik von Wesen und Erscheinung thematisiert und so gegen positivistische Erstarrung gefeit ist.
Jene Theorie jedoch, die sich dabei wähnt, den marxistischen Nachholbedarf in Sachen Psychologie zu sättigen, tut weder das eine, noch ist sie das andere: wir meinen die Widerspiegelungstheorie.

Widerspiegelungstheorien: Attentäter aufs Subjekt

»Auch dann, wenn man Stalin vom Kopf auf die Füße stellt, reicht es noch nicht aus, um aus ihm einen Marxisten zu machen.«[44] Im folgenden sollte klar werden, daß diese Polemik umzukehren treffender wäre. Denn sie suggeriert, wenn auch »überspitzt«, auf dem Kopf hätte Stalin jemals gestanden. Das aber – um beim Bild zu bleiben – war niemals der Fall. War in der Marxschen Warenanalyse das ›Subjekt‹ nur scheinbar verschüttet, so hat es der Stalinismus ausdrücklich eliminiert:

»Der Marxismus« – so meint er schlicht und falsch – »faßt die Gesetze der Wissenschaft – ganz gleich, ob es sich um Gesetze der Naturwissenschaft oder um Gesetze der politischen Ökonomie handelt – als die Widerspiegelung objektiver, unabhängig vom Willen der Menschen vor sich gehender Prozesse auf. Die Menschen können diese Gesetze entdecken, sie erkennen, sie erforschen, sie in ihrem Handeln berücksichtigen, sie im Interes-

se der Gesellschaft ausnutzen, aber sie können diese Gesetze nicht verändern oder aufheben. Noch weniger können sie neue Gesetze der Wissenschaft aufstellen oder schaffen ... Das gleiche ist von den Gesetzen der ... politischen Ökonomie zu sagen – ganz gleich, ob es sich um die Periode des Kapitalismus oder um die Periode des Sozialismus handelt (!). Die Gesetze der ökonomischen Entwicklung sind hier ebenso wie in der Naturwissenschaft objektive Gesetze, die die unabhängig vom Willen der Menschen sich vollziehenden Prozesse der ökonomischen Entwicklung widerspiegeln.«[45]

Der naturgesetzliche Gang der Geschichte hat hier Platz fürs Subjekt nur dort, wo dieses passiv nachvollzieht, was es selber nicht bestimmen kann – auch nicht im solidarischen Verein. Emanzipation ist nach Stalin Sache der Geschichte selbst, nicht der sie machenden Menschen, die Marx vor Augen hat, wenn er schreibt, »daß also die Umstände ebensosehr die Menschen, wie die Menschen die Umstände machen«[46]. Auch ist die Bedeutung der Widerspiegelungstheorie zumindest ihrem naivsten, wenngleich mächtigsten Vertreter als historische nicht geläufig. Denn während Marx die sozialistische Gesellschaft als die der Vorgeschichte entgangene, in Bewußtheit aller beginnende und von ihnen gestaltete Geschichte entwirft, die die an Entfremdung geknüpfte Wahrheit, das Sein bestimme das Bewußtsein, geradezu umkehrt, hält Widerspiegelung sich auch im Sozialismus durch. Auch dessen Entwicklung wird – schenkt man dieser Lehre Gehör – getrieben von (ehernen) Gesetzen, die den ›subjektiven Faktor‹ nur reflektieren lassen, was er nach Marx in seine Hände nehmen sollte. Jenes, die aktive Subjektivität denunzierende »Pathos des Objektiven« (Negt) hatte, freilich gegen einen anderen Gegner gerichtet, schon Lenin kritisiert:

»Der Objektivist spricht von der Notwendigkeit des gegebenen historischen Prozesses; der Materialist trifft genaue Feststellungen über die gegebene sozialökonomische Formation und die von ihr erzeugten antagonistischen Verhältnisse. Wenn der Objektivist die Notwendigkeit einer gegebenen Reihe von Tatsachen nachweist, so läuft er stets Gefahr, auf den Standpunkt eines Apologeten dieser Tatsachen zu geraten; der Materialist enthüllt die Klassengegensätze und legt damit seinen Standpunkt fest. Der Objektivist spricht von ›unüberwindlichen geschichtlichen Tendenzen‹, der Materialist spricht von der Klasse, die die gegebene Wirtschaftsordnung ›dirigiert‹ und dabei in diesen oder jenen Formen Gegenwirkungen der anderen Klasse hervorruft. Auf diese Weise ist der Materialist einerseits folgerichtiger als der Objektivist und führt seinen Objektivismus gründlicher, vollständiger durch. Er begnügt sich nicht mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit des Prozesses, sondern klärt, welche sozialökonomische Formation diesem Prozeß seinen Inhalt gibt, welche Klasse diese Notwendigkeit festlegt. Im gegebenen Fall z. B. würde sich der Materialist nicht mit der Feststellung ›unüberwindlicher geschichtlicher Tendenzen‹ zufrieden geben, sondern auf das Vorhandensein bestimmter Klassen verweisen, die den Inhalt der gegebenen Verhältnisse bestimmen und die Möglichkeit eines Auswegs ausschließen, der nicht das Handeln der Produzenten selbst voraussetzt.«[47]

Nur scheinbar jedoch gelingt der vor allem durch Rubinstein vertretenen und explizit auch als Psychologie entwickelten modernen Widerspiege-

lungstheorie die Ablösung von jenem Objektivismus. Rubinstein führt aus:

»Für den vormarxschen Materialismus war die Widerspiegelung die passive Rezeption einer äußeren Einwirkung im Subjekt, in dessen Gehirn. Für den dialektischen Materialismus ist sie dagegen das Ergebnis der Einwirkung der Außenwelt und der dadurch bedingten Antworthandlung (!) des Subjekts, in deren Verlauf das Abbild des Gegenstandes seinem Objekt immer adäquater wird ... Daß die psychische Tätigkeit Widerspiegelung ist, bedeutet zugleich, daß die Widerspiegelung eine Tätigkeit, ein Prozeß ist. Mit dieser These hängt die tiefgreifende Veränderung des eigentlichen Begriffes der Widerspiegelung zusammen, den der vormarxsche Materialismus als ein Verhältnis zwischen dem Ding und seinem ideellen Abdruck aufgefaßt hatte. Für die dialektisch-materialistische Widerspiegelungstheorie ist die Wechselwirkung zwischen den Menschen, eben Subjekt und der Welt der Ausgangspunkt.«[48]

Was bei Rubinstein unter dem Titel »Subjekt«, »Tätigkeit« und »Wechselwirkung« verheißungsvoll sich ankündigt, ist aber entgegen allen anderslautenden Beteuerungen etwas völlig anderes als der Marxsche Begriff von *Praxis* und wird objektivistisch zurückgenommen, wenn es ähnlich immer wieder heißt: »Der materialistische Monismus (!) des dialektischen Materialismus geht unmittelbar von der äußeren objektiven Welt aus. Von dort aus wendet die Widerspiegelungstheorie sich den psychischen Erscheinungen zu. Das ist die kopernikanische Wende, die sie vollzieht.«[49] Nur: die kopernikanische Wende scheint sich rückwärts zu drehen, jenem Vulgärmarxismus zu, von dem Rubinstein sich abgehoben glaubt. Denn: Natur ist ihr nur objektiv als kosmische Natur und nicht in der für den Marxschen Materialismus relevanten Gestalt von Produktivkräften. Das Bewußtsein schon beinhaltende, nur als sozio-ökonomisches interessierende Sein des Marxismus tritt hier zugunsten eines (asozialen) naturhaften Seins hinter dieses zurück und soll – gegenüber der toten Materie, die jenes naturhafte Sein doch ist – Bewußtsein konstituieren. Praxis als dialektische Vermittlung und einzig bewußtseinserzeugendes Moment geht in der abstrakten Sprache der Widerspiegelungstheorie in ›tätiger Wechselwirkung‹ verloren. In diesem, nirgends dialektischen Sinne ist die Widerspiegelungstheorie neueren Datums nicht besser als die alte und erliegt einem verkappten Positivismus, demzufolge schon im sozialistischen Rußland »jede mögliche Erfahrung der Widersprüche zwischen Wirklichkeit und Begriff einer revolutionären Gesellschaft von vornherein als Ausdruck inadäquater, verzerrter, auf das Subjekt zurückfallender Konstruktionen verstanden« wurde.[50] Krahl bedauerte einmal, »daß (uns) das Bewußtsein davon ... verlorengegangen ist, daß in unsere Strategienbildung zum Beispiel die Kategorien von Entfremdung, Verdinglichung, von Bedürfnis und Interesse im Grunde genommen nicht mehr eingehen«[51]. Die Widerspiegelungstheorie – eher Physiologie als Psychologie – kann, wie wir sie auch drehen und wenden, diese Strategienbildung nicht mitbegründen.

Naturwissenschaftlich beengt, findet sie in der Wertanalyse keinerlei theoretischen Halt und wird – will sie ihre eigenen Prämissen nicht unterlaufen – den Weg dorthin, den Weg zur Ware niemals finden können.[52]
Dort legitimiert (und gleichsam als Kritik an der von Subjekt und Spontaneität abgewandten Widerspiegelungstheorie) müßte Psychoanalyse ihre materialistische Chance gewinnen, die ihre Klassiker vergeben haben. Sie könnte dies gerade auch darum, weil sie mit jenen Kategorien nicht spart, sondern die Dialektik von Bedürfnis und Entfremdung, von Verdinglichung und Interesse auf den Begriff zu bringen sich bemüht. Wo sie dies bislang nur abstrakt und in der Annahme tat, das durch Entfremdung und Verdinglichung an Bedürfnis(verwirklichung) und Interesse gehinderte Subjekt sei in kapitalistischen Breiten noch zu retten, ist sie auf der Basis des geforderten warenanalytischen Ansatzes neu zu bestimmen.
Für das anzugehende Verhältnis von Mystifikation und Ideologie als Geburtshelfern falschen Bewußtseins bedeutet dies: während die Widerspiegelungstheorien Betriebsunfälle nur dort entdecken, wo das falsche Bewußtsein entsteht (die geschulten Augen unserer Stalinisten sehen Klassenbewußtsein heroisch projektiv ja überall da, wo es nicht ist), hat Psychoanalyse, politisch-ökonomisch versichert, die dem Individuum entgegenstehenden Bewußtseinsbarrieren zum Gegenstand. Hier aber finden sich:

Elend und Chancen einer emanzipierten Psychoanalyse

Die Warenanalyse bezeichnet den Ort, der dem bornierten Bewußtsein Nahrung bietet: die Produktion. Lohnarbeiter zu sein, heißt den diesem Verhältnis eingewobenen Mystifikationen zu unterliegen, ja heißt jene Mystifikationen selbst und doch nicht in eigener Regie zu produzieren, sie in gewissem Sinne zu leben. Spätestens hier wäre es nun an der Zeit, Formen und Dichte des Bewußtseinsschleiers auf die verschiedenen Arbeiterfraktionen bezogen zu unterscheiden. Zu fragen wäre, wie die Subsumtion von Arbeit unter verschiedene Kapitalien, wie produktive und unproduktive, wie kommerzielle, wie Hand- und Kopfarbeit, wie Lohnform und -höhe, wie der technologische Stand der Arbeitsmittel, wie die Größe und Branche des Betriebes, die Ausprägung der Konkurrenz und andere der Ausbeutung ihren Beinamen gebende ›Variable‹ den Kapitalfetisch differenziert bestimmen und Klassenbewußtsein in differenziertem Maße boykottieren (was nicht meint, wir könnten dieses messen). Hier nur ein Fingerzeig:

»Während die kommerziellen Lohnarbeiter mit Waren hantieren, die nicht das Produkt ihrer eigenen Arbeit sind, haben es die Bankangestellten sogar weder mit Gebrauchswer-

ten noch mit Werten, sondern fast ausschließlich mit Wertzeichen, bloßen ›Papierchen‹ zu tun. Von einer möglichen ›Erkennung der Produkte als ihrer eigenen‹ kann bei diesen Lohnarbeitern also nicht die Rede sein. Sie haben nicht die Möglichkeit, ihre Ausbeutung daran zu erkennen, daß ihnen die Produkte ihrer täglichen Arbeit weggenommen werden, denn sie produzieren ja überhaupt nichts. Daß die Zirkulationsarbeiter dennoch ausgebeutet werden ... ist ein Zusammenhang, der von (ihnen) kaum zu durchschauen ist.«[59]

Eine derartige Bestimmung bewußtseinsbedingender Strukturen ist auch für die sozialistische Strategienbildung ungeheuer wichtig und theoretisch präziser zu verfolgen. Hier nur dies: allen Attacken zum Trotz ist jene Bestimmung, die ökonomisches, d. h. soziales Sein und Bewußtsein so eng beieinander diskutiert, alles andere als der anderswo rechtens geschmähte Ökonomismus, noch redet sie der Resignation, der Unmöglichkeit solidarischer Emanzipation das Wort. Dieser Eindruck – sich entrüstend etwa in der Frage: wie, wo alles Ware und verschleiert, Befreiung aus dem Nebel machbar sei? –, dieser Eindruck kann nur entstehen, wenn wir der Warenanalyse auf formallogischer Ebene begegnen. Marx indes hat den Produktionsprozeß als einen widersprüchlichen analysiert, der – die proletarische Befreiung im stets schwangeren Leib – die Möglichkeit und Notwendigkeit von Revolution mehr und mehr konturiert. Für den ›automatisierten‹ Kapitalismus heute und morgen bedeute dies: »Was einerseits ungeheuerliche Reduktion menschlicher Tätigkeit auf einen monoton sich wiederholenden Handgriff, ist zugleich eine der Voraussetzungen, die technischen Bedingungen zur Befreiung der Menschen von stumpfsinniger Tätigkeit zu schaffen.«[54] Mit dieser widersprüchlichen Entwicklung der materiellen Produktivkräfte korrespondieren soziale. Die Expansion der Ware in die kleinste Ritze sozialer Existenz, die fortschreitende Subsumtion ehemals ›autonomer‹ Arbeit unters Kapital geht einher mit einer fortschreitenden Zerstückelung elementarer Bedürfnisse. Ihr Gebrauchswertcharakter verwandelt sich in bloßen Tauschwert. Damit verkleinert sich die ohnehin nur scheinbare Legitimationsbreite von Herrschaft, die es nun schwerer hat, von sich abzulenken, da sie selbst ein Minimum an sozialen Entschädigungen nicht mehr gewähren kann. Die Widersprüche verschärfen sich. Eine im dialektischen Sinne widersprüchlich organisierte Realität öffnet sich so auch nur dem dialektischen Zugriff.

Zum anderen war von Ökonomismus die Rede. Er wäre nur dann am Werk, wenn dem Produktionsprozeß und nur ihm allein die volle Verantwortung für die Bewußtseinshemmungen übertragen würde. Doch ist

»nach materialistischer Auffassung ... das in letzter Instanz bestimmende Moment in der Geschichte die Produktion und Reproduktion des wirklichen Lebens ... Wenn nun jemand das dahin verdreht, das ökonomische Moment sei das einzig bestimmende, so verwandelt er jenen Satz in eine nichtssagende, abstrakte, absurde Phrase. Die Ökonomie ist die Basis, aber die verschiedenen Momente des Überbaus ... üben auch ihre Einwir-

kung auf den Verlauf der geschichtlichen Kämpfe aus und bestimmen in vielen Fällen vorwiegend deren Form.«[55]

Repräsentiert durch mannigfaltige gesellschaftliche Instanzen tun sie dies ideologisch, was wiederum bedeutet: das falsche, für die objektive Lage subjektiv blinde Bewußtsein hat Entstehungsorte auch außerhalb der ökonomischen Sphäre. An die Adresse der Theorie, die das Leben am Fabriktor für beginnend und beendet erklärt, ist in diesem Zusammenhang das banale Korrektiv zu richten: die Lohnabhängigen produzieren nicht nur, sondern sie konsumieren auch – wenn auch in einer von der Klassenlage direkt abhängigen Weise – und können kaum umhin, ihr Bewußtsein im Sinne der damit erzeugten Ideologien einzurichten. An die Adresse der revolutionär sich verstehenden Psychoanalyse andererseits geht die Mahnung, sich des Fabriktors wieder zu vergewissern, die mit ihm gesteckte Grenze ihrer theoretischen Möglichkeiten zu erkennen und ihre Aussagen am ökonomischen Geschehen zu relativieren. Denn Psychoanalyse haftet am Überbau. In dem Maße, wie dieser vermittelt ist, sind auch ihre Wahrheiten vermittelt. Die Reichsche Überzeugung: »Das kleinbürgerliche Leben wirkt unausgesetzt, dringt in jede Ritze des Alltags ein, die Fabrikarbeit und der Flugzettel wirken dagegen nur stundenweise«[56], verstellt jedoch den Blick für die Bedeutung der *Sozialisation durch die Arbeit* und fetischisiert den sozialen Umkreis, der der Psychoanalyse ihren Gegenstand geliefert hat: die Familie. War ihr die Familie lange eine Monade ohne Fenster, der Anfang und das Ende ihres theoretischen Rahmens, so sollte sie nun endlich soweit sein, die Familie als einen Ort zu begreifen, wo gesellschaftliche Unterdrückung sich miniaturhaft spiegelt, als eine natürliche vermittelt und stets reproduziert wird. Die von Reimut Reiche vorgeschlagene Qualifikation der Familie als »Terrorzusammenhang« hat dabei nur ihr halbes Recht. Sie ist *auch* Liebesinstanz. Nur deshalb überhaupt kann sie überleben. Sie ist zu begreifen in ihrer widersprüchlichen Funktion, menschliche Qualitäten in immer wieder vergeblichem Anlauf zu tradieren. Dies geschieht auf dem Wege einer sexualverneinenden, triebrepressiven Erziehung, deren Ergebnis das kritiklose und autoritätsfürchtige Individuum ist. Die verinnerlichten Ideologien im Menschenkopfe trüben seinen Blick für die Realität auch noch dann, wenn der Existenzrahmen Familie sich in einen anderen transformiert. Die dort einmal erworbene Bewußtseinstrübung qua Ideologie ist nur schwer reversibel und kann Herrschaft kaum erkennen, ja oft nicht einmal an ihr leiden.

Möglichkeiten und Schwächen von Psychoanalyse aber sind eben hier konzentriert: der Entwurf der Psychoanalyse als Ideologiekritik gestattet die »Annahme, daß die Psychoanalyse kraft ihrer Methode, die triebhaften Wurzeln der gesellschaftlichen Tätigkeit der Individuen aufzudecken, und

kraft ihrer dialektischen Trieblehre berufen ist, die psychische Auswirkung der Produktivkräfte im Individuum, das heißt die Bildung der Ideologien im Menschenkopfe im Detail zu klären.«[57] (Da dieser Anspruch Reichs bis heute innerhalb der Psychoanalyse nirgends zu überholen versucht wurde, kann er als repräsentativ gelten.)

Daß ihr Instrumentarium potent genug ist, hierzu eine Menge beizutragen, sei ihr unbestritten; hier also liegen ihre Möglichkeiten und ihre Existenzberechtigung. Und dennoch gerät sie mit diesem Anspruch in eine von ihr nicht erkannte Sackgasse. Ihr Fehler beginnt dort, wo sie vorgibt, sich sinnvoll einzuordnen »in die materialistische Geschichtsauffassung an einem ganz bestimmten, ihr adäquaten Punkte; nämlich dort, wo die psychologischen Probleme beginnen (!), die der Marxsche Satz aufdeckt, daß die materielle Produktionsweise sich im Kopfe der Menschen umsetzt«[58]. Denn jene »psychologischen Probleme« beginnen – wie gezeigt wurde – nicht erst dort, wo Psychoanalyse sie ansiedelt: im gesellschaftlichen Überbau im allgemeinen, der Familie im besonderen. Sie erst dort entstehen zu lassen, korreliert mit der ›links‹analytischen, von Reich vorgetragenen Auffassung, Klassenbewußtsein werde eben dort verhindert. Was diese ›linke‹, eher der traditionellen Ideologiekritik aufsitzende Auffassung ins Stolpern bringt, ist die Ignorierung der die Ökonomie einwebenden Mystifikationen und Fetische des Kapitals oder, mit anderen Worten, die unkritische Ineinssetzung von Mystifikationen mit Ideologie schlechthin. *Ideologie aber* – so lautet unsere These – *ist ein die Mystifikationen nur verstärkendes, sie verdoppelndes Phänomen.* In dem Sinne, daß sie dies theoretisch nicht sichtbar macht, haftet der Psychoanalyse in der Tat so etwas wie subjektivistische Verkürzung und psychologistische Blindheit an. Denn ihre Implikate suggerieren – freilich ohne es zu wissen –, der Lohnarbeiter sei bewußtlos ausschließlich darum, weil die in Familie, Medien und anderen Instanzen inkorporierten Ideologien ständig auf ihn einwirken. Ideologiekritik wäre wieder einmal die falsche strategische Antwort. Freilich: er ist *auch* infolge ideologischer Indoktrination bewußtlos. Er ist es aber grundsätzlicher, weil er Lohnarbeit verrichtet, was eine andere strategische Antwort zur Folge haben muß, die gleichwohl von Ideologiekritik nicht absieht, wie eingangs postuliert.

Jener, ihre Kompetenzen beschränkende und zugleich überschreitende, Mißgriff der Psychoanalyse, nämlich zu übersehen, daß die Kritik der politischen Ökonomie ebenso Psychologie und *daß Ideologie nicht das Monopol der Chronologie falschen Bewußtseins ist*, scheint uns eine verhängnisvolle Konsequenz aus einem Liebäugeln mit dem Historischen Materialismus zu sein, das unvermittelt aufgesetzt, nicht aber methodisches und damit inhaltliches Produkt der Warenanalyse ist.

Die gesellschaftliche, durch die Ware bestimmte und von ihr durchdrun-

gene Totalität, durch die Produktionsverhältnisse gezeichnet, ist durch diese nicht ausreichend erklärt. Der Mensch beginnt zu leben nicht erst – wie Brückner, Sartre folgend, einmal meinte – mit dem ersten Lohnempfang. Der materiellen Ausbeutung der Arbeitskraft geht auf dem Wege der Sozialisation voran, was Ausbeutung erst erträglich macht. Für die Konstituierung bzw. Verhinderung von Bewußtsein sind die gesamten Lebensbedingungen bedeutsam.

»Ich habe einen bestimmten Lebensstil, ich bin abhängig von Arbeitslosigkeit und Konjunktur, ich kann über mein Leben nicht frei verfügen, ich empfange einen Wochenlohn, ich habe keinerlei Kontrolle über meine Arbeitsprodukte, und infolge all dessen fühle ich mich in meiner Fabrik, in meiner Nation und in meinem Leben als Fremder.«[59]

Diese Fremdheit, mit der die bürgerliche Gesellschaft von den Individuen Besitz ergreift, gilt es auf einen revolutionären Begriff zu bringen. Das Maß der Entfremdung, das an die direkte Teilhabe am Produktionsprozeß noch nicht geknüpft ist, sondern dieser in Form der warendurchdrungenen familiären Existenz vorausgeht, hat den Gegenstand der Psychoanalyse auch weiterhin abzugeben. Ihre Begriffe hätten die dort erzeugte Disposition zur Lohnarbeit (Reiche) neu zu spiegeln. Was sie zu lernen hat, ist dies:

»In der vorkapitalistischen Gesellschaft ist der Zusammenhang [der Verdinglichung] verhältnismäßig einfach: die den Menschen beherrschende und ihm mystisch erscheinende Natur gibt ihm die Handhabe, sein eigenes Sein zu mystifizieren und seine Philosophie dieser Tendenz zur Mystifizierung anzupassen. Die Mystifizierung ist hier allerdings nur die Form der Ideologie (!), deren Inhalt sich bestimmt nach dem jeweiligen konkreten Klasseninteresse, mögen sich diese noch so abstrakter Gedankengebilde zu ihrem Ausdruck bedienen. Unvergleichlich komplizierter verhält es sich in der kapitalistischen Gesellschaft. Hier wird die *Mystifikation* nicht von außen in die Gesellschaft hineingetragen, sondern ist *ihr Wesen*.«[60]

Es »ist klar«, schreibt noch Reich, »daß die Psychoanalyse und nur sie allein die irrationalen Verhaltensweisen, wie etwa das ... Mystische jeder Art, erklären kann«[61]. Genau das aber ist nicht klar. Von diesem Anliegen hat die von der klassischen schon emanzipierte Psychoanalyse sich weiter zu emanzipieren, denn sie kann es nicht verwirklichen. Was Psychoanalyse an Mystik zu erklären vermag, ist allein der Ausschnitt, der in Gestalt der Ideologien vorliegt. Auf Schellings Frage aber weiß sie nur die halbe Antwort.

Psychoanalyse im Klassenkampf?

Es war eingangs davon die Rede, das Gezänk zwischen psychoanalytischer und marxistischer Theorie sei mehr als eine nur philologische Schlacht, die sich mit Zitaten schlagen ließe. Sie sei vielmehr auszutragen im Zusam-

menhang mit den sich praktisch stellenden Problemen von Strategie und Organisation. Und die Probleme existieren. Sie existieren in Form objektiver, aber auch subjektiver Schwierigkeiten, dem je nach politischer Opportunität latent oder in offener Brutalität geführten Klassenkampf des Kapitals und seiner staatlichen Exekutive durch den Kampf der Arbeiter und der mit ihnen solidarischen Intelligenz empfindlicher als bislang zu begegnen.

Sicherlich sind die mannigfaltigen subjektiven Schwierigkeiten, die in Gestalt von Kommunikationsschwierigkeiten zwischen Intelligenz und Proletariat und in Gestalt der nur abstrakten Wahrnehmung sehr konkreter Bedürfnisse der Lohnabhängigen seitens unserer Parteikader auftreten, nicht schon dann gelöst, wenn wir sie erkennen und uns befähigen, sie überhaupt zuzugeben und zum Gegenstand der Theorie zu machen, was in manchen Gruppen nicht einmal geschieht. Sicherlich ist die Beseitigung der subjektiven Hindernisse keine ausschließlich intellektuell, ausschließlich pädagogisch zu beantwortende Frage. Sie hat politische Praxis, hat Kampf zur Voraussetzung und dauernden Begleitung. Diese Schwierigkeiten aber überhaupt ins Blickfeld treten zu lassen, ist der erste Schritt weg von einer Theorie, die – produktivistisch borniert – Subjektivität nicht mehr einzufangen vermag. Und es ist der erste Schritt hin zu einer Theorie, in der sich die Produzenten als zwar abhängige und dennoch aktiv handelnde Subjekte wiederfinden. Was wir brauchen, ist eine materialistische Theorie des Subjekts, die uns geeignete Mittel an die Hand gibt, die gefährliche Politik unserer Mechanisten zu korrigieren, welche hinterm Subjekt (oft mit einigem Recht) immer nur Subjektivismus, hinter Spontaneität immer nur Spontaneismus vermuten und schon deshalb gar nicht in der Lage sein *dürfen,* sich selber als Subjekte zu begreifen. Dann nämlich liefen sie Gefahr, sich im Namen eigener theoretischer Festigkeit des Subjektivismus überführen und mit den eigenen theoretischen Waffen schlagen zu müssen. Opfer ihrer Dogmatik, werden sie Opfer der Tradition, die wie ein Alp aller toten Geschlechter auf ihnen lastet und sie dazu verführt, den kapitalistischen Augenblick mit penetrantem Rückgriff auf die vor dem Hintergrund einer ganz anders strukturierten Vergangenheit gewonnenen Analysen verstehen zu wollen. Sie nennen sich Leninisten und übersehen, daß der Leninsche Emanzipationsbegriff notwendig begrenzt war durch eine den Industrialisierungszwängen des revolutionären Rußland unterworfene Wirklichkeit. »Unter diesen Bedingungen vermag das Interessenbewußtsein des Industrieproletariats sich nicht aus sich selbst heraus zu aufgeklärter Spontaneität zu entfalten.«[62] Diese Erkenntnis, Produkt bestimmter gesellschaftlicher Bedingungen und an sie gebunden, mußte Lenin ganz folgerichtig zu seiner Auffassung von dem aus eigener Kraft nur tradeunionistischen Bewußtsein der Arbeiterklasse und der dar-

aus abgeleiteten Rolle der Partei als revolutionärer Avantgarde und der Subjektivität und Spontaneität den Kampf ansagender Organisation der Kader kommen lassen. Auch »verstellt die wenig entwickelte kapitalistische Produktionsweise in Rußland dem revolutionären Theoretiker Lenin ... den Blick auf die metaökonomische Dimension des materialistischen Produktionsbegriffes und damit die Entfaltung des Verhältnisses von Produktion und Klassenkampf«[63], deren negative Seite, d. h. deren Behinderung wir in dieser Arbeit illustrieren wollten.

Die entfaltete kapitalistische Realität hier und heute – von Industrialisierungszwängen freier – eröffnet dagegen den Blick für die metaökonomische Dimension der Befreiung, ja fordert ihn geradezu heraus. Eine Klassenanalyse hätte zu zeigen, wie Spontaneität und Subjektivität ihren negativen, weil vom Schein der »autonomen Persönlichkeit« zehrenden Charakter verlieren. Diese Dimension aber begründet die in Vergessenheit geratene Dialektik von Objekt und Subjekt, von Ökonomie und Psychologie als deren theoretischer Rahmen.

»Wenn du von einem Prozeß sprichst, so nimm von vornherein an, daß du als ein handelnder Behandelter sprichst. Sprich im Hinblick auf das Handeln. Du bist immer Partei. Organisiere sprechend die Partei, zu der du gehörst! Wenn du davon sprichst, was einen Prozeß determiniert, so vergiß nicht dich selbst als einen der determinierenden Faktoren.«[64]

Die so exemplifizierte Dialektik korrespondiert mit der Forderung nach einer Neubestimmung des Schemas von Basis und Überbau[65] als Antwort auf seine zu oft betriebene mechanische Verflachung.

Psychoanalyse als mögliche Theorie des Subjekts und der Spontaneität mit polit-ökonomischem Ausweis steht in diesem Zusammenhang vor einer neuen Bewährungsprobe. Sollte sie sie bestehen, hat sie als Element im theoretischen Klassenkampf ihr Recht. Sie einfach übergehen aber heißt Lebensfragen des Marxismus ignorieren, denn dieser Schritt ist keiner, der in den abgelaufenen Pantoffeln unhistorischer Übertragungsmanöver getan werden kann. Wo uns die Geschichte der Arbeiterbewegung die Auskunft für unsere aktuellen Schwierigkeiten versagt, müssen wir die Geschichte weiterschreiben.

»Und die heute auf einer neuen Basis unter neuen Bedingungen ihre Klassenkraft zu neuen unvermeidlichen Kämpfen sammelnde Arbeiterklasse wird sich hüten müssen, den lebendigen Inhalt ihrer heutigen Aktion noch einmal an jene längst zu leblosen Formeln erstarrten ideologischen Formen zu binden, mit denen schon gestern und vorgestern die verschiedenen Richtungen der sogenannten ›revolutionären‹ Marx-Orthodoxie vergeblich versucht haben, die reformistische und bürgerliche Entartung ihrer ›Arbeiterpolitik‹ aufzuhalten und abzuwenden.«[66]

Als ideologiekritische Theorie des Subjekts und der Spontaneität jedoch hat Psychoanalyse – sollte sie im Marxismus seßhaft werden – Folgen für dessen Praxis, Strategie und Organisation, indem ein in diesem Sinne

aktiviertes Marx-Verständnis die vernachlässigte Revolutionierung auch des Überbaus anzugehen imstande ist und dank der ihm dann immanenten antidogmatischen Momente unlegitimierte Autoritäten in unseren Organisationen zu hinterfragen weiß.
Das Programm dieser zu entwickelnden Theorie wäre Spontaneität im organisatorisch verfaßten Rahmen. Dieses Programm zu verwirklichen, bedarf es wahrhaftig nicht unbedingt einer Psychoanalyse, denn es ist versucht worden auch ohne die entfernteste Kenntnis von ihr. Doch vielleicht kann der Rückgriff auf sie die Verwirklichung beschleunigen. Ihre Bedeutung für den Klassenkampf ist mit einem Fragezeichen versehen. Es auszuräumen oder zu bestätigen aber hilft nicht die ihr gegenüber an den Tag gelegte Ignoranz, die angesichts der den Klassenkampf von unten belastenden (auch subjektiven) Schwierigkeiten um so kurzsichtiger erscheint.
»Die Problematik ist nicht, das revolutionäre Subjekt zu finden, sondern es zu wecken.«[67] Ideologiekritisch befugt kann Psychoanalyse auf erneuerter Grundlegung dabei behilflich sein.

Praktizierte Psychoanalyse als revolutionärer Akt?

Der Psychoanalyse wird von einigen Genossen mit dem Hinweis begegnet, ihre mit Therapie identische Praxis sei traditionellerweise eine individualistische, da sie in Form des klassischen Verhältnisses zwischen Arzt und Patient die verhandelte Krankheit als gesellschaftliche – wenn auch auf den Bezugsrahmen der Familie verkürzte – zwar begreife, diesen ihren gesellschaftlichen Charakter aber auf der Couch zum Erliegen bringe. Jenes Verhältnis definiere den Analytiker als so etwas wie die Inkarnation des objektiven Weltgeistes Hegelscher Sprechart, als Repräsentanten mehrheitlich bestimmter und tabuisierter Normalität, während andererseits dem Patienten die Rolle des um verlorengegangene Normalität ringenden Konsumenten reserviert sei. Die Subsumtion seiner meist neurotischen Verfassung unter ein die Normalität signalisierendes kapitalistisches Realitätsprinzip sei ein auf dem oft jahrelangen Weg der Hervorkehrung verdrängter Biographie anvisiertes Ziel, das im Falle des Erfolgs als die gelungene Wiederherstellung von Autonomie deklariert werde, in Wirklichkeit aber nichts als Anpassung sei. In der psychoanalytischen Praxis klassischer Machart reproduziere sich so die Lüge vom bürgerlichen Subjekt, das der Spätkapitalismus lange begraben habe.
Dort aber, wo – modernistischen Trends auf den Fersen – jene traditionelle Praxis in gruppentherapeutischen Unternehmungen neuerlich dabei sei, sich aufzuheben, sei weniger der euphorisch gefeierte Fortschritt am Werk als vielmehr die überfällige Anstrengung, zunehmende Vergesell-

schaftung und veränderte Marktmechanismen mittels neuer Formen von Therapie auch im Sektor »Gesundheitswesen« einzuholen. Differenziertere Strukturen der Produktionsorganisation wie der Arbeitsteilung fänden in diesen, nicht zufällig auch von der bürgerlichen Psychologie verfochtenen Modellen einen Überbau-adäquaten Ausdruck, da der partiell (!) kollektiv handeln und denken könnende Mensch spätkapitalistischen Verwertungsbedürfnissen entspreche.

Dieser Kritik ist grundsätzlich zuzustimmen; nichtsdestoweniger muß sie dialektisch aufgebrochen werden. Richtig an ihr scheint uns der Versuch, ›progressive‹ Formen psychoanalytischer Praxis nicht unumwunden als Fortschritt (Fortschritt wovon?) zu bezeichnen, sondern ihren funktionalen Charakter zu bedenken und subjektive Intentionen redlicher Analytiker an ihrer objektiven Wirkung zu relativieren. Aber übersieht nicht die derart globale Kritik – und wird damit objektivistisch –, daß die Implikate der Gruppentherapie, wie z. B. die durch die Gruppe im Unterschied zur individualistischen Praxis vermittelten Öffentlichkeitscharaktere von Krankheit, durchaus emanzipative Potenzen verkörpern können, die es außerhalb der therapeutischen Monade zu kanalisieren gilt?

Dennoch: am Marxschen – kollektive Solidarität zum Ziel habenden – Emanzipationsbegriff gemessen ist beiderlei Praxis wahrhaft elend. Die Realität der Wartezimmer dokumentiert den Klassencharakter psychoanalytischer Praxis unterm Kapital. Die Arbeiterklasse trifft sich dort nicht. Materielle und kommunikationsrelevante Gründe halten dafür her, denn der durchschnittliche Analytiker spricht die ihre Interessen und Bedürfnisse diskriminierende Sprache des Bildungsbürgertums, welche ihr den Zugang verwehrt. Die je nach politischer Einschätzung der Psychoanalyse ungeheuerlich oder aber symptomatisch sich ausnehmende Empfehlung des frühen Freud, »man ... weise Kranke zurück, welche nicht einen gewissen Bildungsgrad und einen einigermaßen verläßlichen Charakter besitzen«[68], hat in der Praxis ihr empirisches Antlitz gefunden.

Ohne nun ihre Problematik personalisieren, d. h. ihres objektiven sozialen Hintergrunds entkleiden zu wollen, muß doch gesagt werden, daß die Richtung, in die sie politisch wirkt, der bestimmt, der sie analysierend gestaltet. So hat es in den dreißiger Jahren vor der Haustür des Faschismus eine das klassische Interpretationssystem hinter sich lassende Praxis gegeben, die nicht deshalb schon das Anrecht einbüßt, psychoanalytisch genannt zu werden.

Angewandte Psychoanalyse jener gestrigen Couleur begriff sich – den an die selbst schon vermittelte Instanz der Familie gebundenen Erklärungsrahmen neurotischer Erkrankung sprengend – als die Bewußtmachung letztlich kapitalistischer Unterdrückung, die in der gegen sie gerichteten politischen Arbeit sich materialisieren sollte. Nicht zuletzt deshalb riet

Reich seinen über die therapeutische Kur bewußt gewordenen Patienten zum Engagement in der kommunistischen Partei. Zu unterstellen, hier sei versucht worden, politische Agitation der Lohnabhängigen durch psychoanalytisches Flickwerk zu ersetzen, heißt die Analyse an einem Anspruch zu messen, den sie nie haben konnte. Nicht Ersatz für Agitation war ihr Bestreben, sondern die Schaffung einer psychischen Basis vereinzelter Individuen, die jener überhaupt erst den Boden bereitete. Die sensibilisiertesten Opfer kapitalistischer Entfremdung, die Fertiggemachten, Kaputten suchte sie empfänglich zu machen für Perspektiven und Aktionen, die emotional zu besetzen sie noch nicht fähig waren.

Psychoanalytische Praxis legitimiert sich so in zweierlei Sinn: als Versuch gesellschaftskritischer Rückführung individuell erfahrener Krankheit auf die antagonistischen Widersprüche kapitalistischer Herrschaft, und als aktuelle Realitätsbewältigung, deren – der opportunistischen Anpassungslehre zuwiderlaufender – Erfolg sich hier und da in einem der revolutionären Organisation eingebrachten kämpferischen Bewußtsein ausdrücken mag. Angesichts des veränderten Standes der Klassenkämpfe jedoch scheint die politisch-strategische Legitimation linkspsychoanalytischer Praxis heute erschüttert zu sein, insofern diese Praxis historisch dazu verurteilt ist, den von ihr eingeleiteten Prozeß der Bewußtwerdung am therapeutischen Ende wieder seiner Sabotage zu überantworten, das individuell geschaffene Bewußtsein wieder den es krankmachenden Verhältnissen auszuliefern. Denn es gibt keine revolutionäre Organisation, die es angemessen(!) binden und weitertreiben könnte. Klassenbewußtsein, das nur intelligible, nicht aber kämpferisch-praktische Impulse erhält, ist auf Sand gebaut. Die Praxis ist elend, ihre revolutionäre Legitimation vertagt. Und doch legitimiert sie sich ganz einfach: als aktuelle Realitätsbewältigung, zunächst einmal!

Wer das vom hohen Roß sozialistischer Theorie herab bestreitet, ohne Alternativen für die zu nennen, die solcher Hilfe dringend bedürfen, muß sich den Vorwurf gefallen lassen, den einen oder anderen kaputten Arbeiter im Namen des historischen Materialismus dem Verrecken anheim zu geben. Revolutionsfetischistisch erblindet, übersieht er, daß Revolution *auch* humane Implikationen hat. Psychoanalytische Praxis ist heute weniger ein Tribut an die Revolution als vielmehr an die Menschen, für die jene da sein sollte . . . Und die Theorie? Ist sie – und damit hätte die Kritik der Praxis sie gleichsam miterledigt – »nicht . . . einfach eine methodologische Transposition der (Behandlungs-)praxis in Theorie«? Sind nicht, »was sie [die Psychoanalyse] als Theorie ausgibt . . ., nichts als blinde technische Begriffe, in denen sie die Regeln ihrer Praxis widerspiegelt«?[69] – Die empiristische Antwort, es könne »nicht davon ausgegangen werden, was die Psychoanalyse ihrem eigenen Selbstverständnis nach *ist*, sondern

davon, was der Psychoanalytiker macht«[70], verkürzt das Problem um seinen theoretischen Teil. Das Marxsche Postulat der Einheit von Theorie und Praxis auf den Lippen, tun es unsere Genossen der empiristischen Antwort nach, wenn sie die eingestandenermaßen berechtigte Attacke gegen die angewandte Analyse kurzerhand auch gegen deren Theorie reiten. Folgende Argumentationskette ist im Schwange: eingedenk jener Einheit zeige sich die Relevanz psychoanalytischer Praxis an der ihr zugrundeliegenden Theorie und vice versa. Die Praxis aber habe man als immanente entlarvt, folglich könne die Theorie nicht anders sein. Wer das bestreite, obgleich er das Votum gegen die Praxis mitvollziehe, trenne die besungene praktisch-theoretische Einheit, was – man höre – unmarxistisch sei.

Die Logik der Leichenredner auf der Beerdigung der Dialektik! Die schwierige, immer aufs Neue anzugehende Vermittlung lebendiger Theorie mit schöpferischer Praxis scheint zur Rechenaufgabe erstarrt, mit deren Lösung das marxistische Gewissen sich salviert. Und all das ließe sich vermeiden, würde man begreifen, daß man Ebenen vertauscht, klinische Psychoanalyse mit psychologischer und metapsychologischer Theorie, und der einen Schwäche der anderen mechanisch an den ›Kopf‹ wirft. Was aber ist die Psychoanalyse?

»Eine Praxis, die mit einer halbstummen Theorie schwanger geht? Eine Praxis, die stolz oder beschämt ist, die gesellschaftliche Magie der Gegenwart zu sein? ... Sie besitzt eine *Theorie* und eine Technik (Methode), die die Erkenntnis und die Transformation ihres Gegenstandes in eine bestimmten *Praxis* ermöglichen ... Wenn diese These richtig ist, dann enthält die analytische Praxis ... nicht das ganze Geheimnis der Psychoanalyse: sie enthält nur einen Teil der psychoanalytischen Realität, den Teil, der in ihrer Praxis vorliegt.«[71]

Jenes Geheimnis, das in ihrer *Theorie* vorliegt, wurde hier an ihrem Verhältnis zu Mystifikation und Ideologie zu lüften versucht.

Anmerkungen

1 Vgl. dazu die Beiträge von W. Jurinetz, J. Sapir und A. Stoljarov in: *Psychoanalyse und Marxismus*, hrsg. von H. J. Sandkühler, Frankfurt 1970, und den Beitrag von F. Sternberg, »Marxismus und Verdrängung«, in: *Marxismus, Psychoanalyse, Sexpol*, Bd. 1, Frankfurt 1970.

2 Altvater und Huisken, Einleitung zu dem von ihnen edierten Band *Materialien zur politischen Ökonomie des Ausbildungssektors*, S. XVII.

3 J. Agnoli, »Die Schnelligkeit des realen Prozesses«, in: *Die neue Linke nach Adorno*, hrsg. von W. Schoeller, München 1969, S. 198.

4 W. Piek zitiert nach Reimut Reiche, *Sexualität und Klassenkampf*, Fischer-Ausgabe, 1971, S. 25 (Fußnote) bzw. Ausgabe Verlag Neue Kritik, 1969, S. 22 (Fußnote).

5 F. Wolff, C. Rolshausen u. a., »Erklärung der Frankfurter Schüler«, in: *Die neue Linke nach Adorno*, a.a.O., S. 205.

6 Vgl. H. J. Sandkühler, Einleitung zu: *Psychoanalyse und Marxismus*, a.a.O., S. 29 f.

7 Ibid., S. 20.

8 So unternimmt es der Analytiker Kolnai, ökonomische Prozesse und historische Entwicklungen psychoanalytisch zu erklären. Dabei kommt in der Tat nichts als barer Unsinn heraus. Von diesem Kolnai sagt Wilhelm Reich, seine Arbeiten strotzten von falschen, metaphysischen und idealistischen Auslegungen der von der Psychoanalyse entdeckten Tatbestände; vgl. dazu Jurinetz (in: *Psychoanalyse und Marxismus*, a.a.O., S. 231 ff.), der seinerseits versucht, mit Rekurs auf Kolnai alles, was sich Psychoanalyse nennt, zu verwerfen.

9 W. Reich, *Dialektischer Materialismus und Psychoanalyse*, 1934 (Raubdruck), S. 46.

10 Ibid., S. 51.

11 Auf solcherlei ›Vermittlungsjagd‹ begibt sich Reuben Osborn, *Marxismus und Psychoanalyse*, März-Verlag.

12 Hierbei denken wir an Vermittlungsversuche, wie sie u. a. Lorenzer unternimmt in: »Symbol, Interaktion und Praxis«, in: *Psychoanalyse als Sozialwissenschaft*, Frankfurt 1971, edition suhrkamp.

13 Diesen Weg geht Wilhelm Reich a.a.O. Auch H. Dahmer macht darauf aufmerksam, daß Reich das psychoanalytische Kategoriensystem historisiert, ohne es in seiner Struktur weiter zu hinterfragen; vgl. Dahmer in: *Psychoanalyse als Sozialwissenschaft*, a.a.O.

14 Reimut Reiche, a.a.O. (Fischer-Ausgabe), S. 9 (Hervorhebungen von uns). Reiche ist offenbar der erste, der diesen Anspruch formuliert hat, ohne ihn bislang einzulösen. Hier soll er von uns wieder aufgenommen werden und für den Ausschnitt: Ware, Bewußtsein, Ideologie, Psychologie ansatzweise realisiert werden.

15 *Die heilige Familie*, MEW 2, S. 138.

16 *Deutsche Ideologie*, MEW 3, S. 38.

17 Wie z. B. bei E. Fromm, »Marx' Beitrag zur Wissenschaft vom Menschen«, in: ders., *Analytische Sozialpsychologie und Gesellschaftstheorie*, Frankfurt 71, S. 145: Tatsache ist, »daß Marx seine psychischen Ansichten niemals in systematischer Form dargestellt hat, sie vielmehr über sein ganzes Werk verteilt sind und erst zusammengestellt werden müssen, damit ihre systematische Bedeutung erkennbar wird«.

18 *Ökonomisch-philosophische Manuskripte*, MEW Erg.-Bd. 1, S. 542.

18a Marx, *Zur Kritik der politischen Ökonomie*, MEW, 13, S. 638.

18b Vgl. hierzu besonders: Alfred Schmidt, *Geschichte und Struktur-Fragen einer marxistischen Historik*, München 1971.

19 *Kapital* I, MEW 23, S. 85.

20 *Zur Kritik der Politischen Ökonomie*, MEW 13, S. 22.

21 R. Rosdolsky, *Zur Entstehungsgeschichte des Marxschen Kapital, Der Rohentwurf des Kapital 1857 – 1858*, Nachdruck der Teile I-VI der überarbeiteten 2. Aufl., Frankfurt 1969, S. 142.

22 *Zur Kritik* . . ., MEW 13, S. 22.

23 *Anti-Dühring*, MEW 20, S. 287.

24 *Zur Kritik* . . . MEW 13, S. 22.

25 Ibid., S. 34.

26 *Kapital* I, MEW 13, S. 107.

27 Ibid.

28 Ibid., S. 87.
29 *Kapital* III, MEW 25, S. 835.
30 Marx, *Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie. Rohentwurf, 1857-58*, Berlin 1953, S. 187.
31 Vgl. *Grundrisse* . . ., a.a.O., S. 565 f.
32 Leo Kofler, *Geschichte und Dialektik*, Oberaula 1970, S. 158 f.
33 *Kapital* I, MEW 13, S. 562.
34 Marx, *Resultate des unmittelbaren Produktionsprozesses*, Frankfurt 1969, S. 47.
35 Ibid., S. 47.
36 Ibid., S. 61.
37 Ibid., S. 80.
38 E. Altvater, F. Huisken, »Produktive und unproduktive Arbeit als Kampfbegriffe, als Kategorien zur Analyse der Klassenverhältnisse und der Reproduktionsbedingungen des Kapitals«, in: *Sopo* 8/1970, S. 60 f. (Hervorhebung von uns).
39 G. Lukács, »Die Verdinglichung und das Bewußtsein des Proletariats«, in: ders., *Geschichte und Klassenbewußtsein*, Berlin-Neuwied 1970, Sonderausgabe.
40 Ibid., S. 185.
41 Ibid., S. 177.
42 *Grundrisse* . . ., a.a.O., S. 75.
43 Vgl. zu diesem Problemkreis: Reimut Reiche, »Was heißt proletarische Familie?«, unpubliziertes Paper, Frankfurt 1971.
44 H. Brinkmann, *Stalin – Theoretiker der Bürokratie. Eine Streitschrift gegen den offenen Stalinismus und gegen die verlegenen Entstalinisierer*, Rotbuch Bd. 9, 1971, Vorwort.
45 Stalin, *Ökonomische Prozesse des Sozialismus in der UdSSR*, zit. nach: O. Negt, Einleitung zu: A. Deborin/N. Bucharin, *Kontroversen über dialektischen und mechanistischen Materialismus*, Frankfurt 1969, S. 42.
46 *Deutsche Ideologie*, MEW 3, S. 38.
47 Lenin, *Werke* Bd. 1, »Der ökonomische Inhalt der Volkstümlerrichtung«, S. 414. Es mag wie ein fauler Trick erscheinen, wenn wir versuchen, Lenin, der bekanntlich selber der Widerspiegelungstheorie frönte, mit Hilfe eines opportunen Zitates gegen Stalin auszuspielen. Aber: zwar bekannte sich Lenin zur Theorie der Widerspiegelung, doch läßt es sich unschwer belegen, »daß sich Lenin unter dem Zwang aktueller philosophischer Kontroversen genötigt sah, mit der Widerspiegelungstheorie ein materialistisches Prinzip abstrakt zu formulieren, das, ohne Rücksicht auf die bei Marx entwickelten oder doch angedeuteten Vermittlungen, zunächst nur eine Klärung der Fronten zwischen Idealismus und Materialismus herbeiführen sollte. Im übrigen war Lenin selbstkritisch genug, um anzuerkennen, daß die in der Schrift ›Materialismus und Empiriokritizismus‹ angeschnittenen Probleme in erster Linie dem praktischen Zweck zu dienen hatten, in den Fraktionsauseinandersetzungen der Partei zur Klarstellung der ideologischen Positionen beizutragen. An eine philosophische Kanonisierung seiner Theorien hat er wohl kaum gedacht.« (O. Negt, Diskussionsbeitrag in: *Die ›Frankfurter Schule‹ im Lichte des Marxismus*, Frankfurt 1970, S. 129.
48 S. L. Rubinstein, *Sein und Bewußtsein*, Rotdruck Bd. 17, S. 35 f.
49 Ibid., S. 34.
50 O. Negt, *Kontroversen* . . ., a.a.O., S. 42.
51 H. J. Krahl, *Konstitution und Klassenkampf*, Frankfurt 1971, S. 315.
52 Wer ›Widerspiegelungstheorie‹ sagt, muß auch ›Naturdialektik‹ sagen, denn beides ist kaum voneinander zu trennen; das kann hier nicht weiter verfolgt werden.

53 C. Hübner, I. Pilch, L. Riehn, »Bemerkungen zu dem Aufsatz über ›Produktive und Unproduktive Arbeit als Kategorien der Klassenanalyse‹«, in: *Sopo* 8, 1970, S. 9.
54 K. Maretzky, »Industrialisierung und Kapitalismus«, in: *Das Argument* 65, S. 296.
55 Engels an Josef Bloch, MEW 37, S. 463.
56 W. Reich, *Massenpsychologie des Faschismus*, 2. Aufl. (Reprint o.O., O. J.), S. 106.
57 W. Reich, *Dialektischer Materialismus und Psychoanalyse*, a.a.O., S. 34.
58 Ibid.
59 M. Merleau-Ponty, *Phänomenologie der Wahrnehmung*, Göttingen 1965, S. 504.
60 Kofler, a.a.O., S. 155 f.
61 Reich, *Dialektischer Materialismus*, a.a.O., S. 48.
62 Krahl, a.a.O., S. 337.
63 Ibid., S. 337.
64 Bert Brecht, *Werke* Bd. 20, S. 70.
65 Vgl. auch H. Wolpe, »Some Problems Concerning Revolutionary Consciousness«, in: *The Socialist Register 1970*, edited by Ralph Miliband and John Saville, London 1970, S. 251-280.
66 Karl Korsch, »Von der bürgerlichen Arbeiterpolitik zum proletarischen Klassenkampf«, in: *Kampf-Front*, 6. Jg., Heft 2 (11. Nov. 1930).
67 H. Brinkmann, a.a.O., S. XXXIV.
68 Freud, *Darstellungen der Psychoanalyse*, Frankfurt 1971, S. 44.
69 Althusser, *Freud und Lacan*, Merve, Berlin 1971, S. 10.
70 Lorenzer, *Sprachzerstörung und Rekonstruktion*, S. 12, zitiert n. Dahmer in: *Psychoanalyse als Sozialwissenschaft*, a.a.O., S. 81.
71 Althusser, a.a.O., S. 10 f.

Ästhetik und Kommunikation
Beiträge zur politischen Erziehung

Jetzt Heft 8

Schwerpunktthemen:

ZUM BERUFSVERBOT GEGEN LINKE

DIALEKTIK IN CHINA

„Ästhetik und Kommunikation" erscheint viermal im Jahr. Einzelheft DM 4,—. Jahresabonnement DM 14,— zuzüglich Porto. Bestellungen über alle Buchhandlungen oder über den Rowohlt Verlag, 2057 Reinbek/Hbg., Postfach 9. Herausgeber: Institut für Kunst und Ästhetik (IKAe), 6 Frankfurt/M.

Rowohlt

Sigmund Freuds berühmtester Fall

DER WOLFSMANN VOM WOLFSMANN

Erinnerungen · Berichte · Diagnosen
Mit der Krankengeschichte von Sigmund Freud, einem Nachtrag von Ruth Mack Brunswick, einem Vorwort von Anna Freud, herausgegeben, mit Anmerkungen, einer Einleitung und zusätzlichen Kapiteln versehen von Muriel Gardiner, 424 Seiten mit 11 Fotos, 1 Abb., Namenregister, Leinen DM 28,-

»Der Wolfsmann ist ohne Zweifel der berühmteste, meistdiskutierte, besterforschte Patient unserer Zeit.« New York Times Book Review

»Eine einzigartige und faszinierende Ergänzung zur Geschichte der Psychoanalyse ... für jeden an der Persönlichkeit Freuds Interessierten unentbehrlich.« Chicago Tribune

»Eine faszinierende Entdeckungsreise in die menschliche Seele ... jetzt können wir erst richtig ermessen, weshalb Freud mit Einstein und Marx zu den Chefarchitekten des modernen Bewußtseins gehört.« University Review

Authentische Aufzeichnungen des einzigen noch lebenden Patienten Sigmund Freuds – des »Wolfsmanns«. Seine Erinnerungen und die Krankengeschichte Freuds machen dieses Buch zu einer Sensation.

S. FISCHER

Fischer Taschenbuch Verlag

Psychoanalytische Literatur. Eine Auswahl.

Alfred Adler
Menschenkenntnis
6080/DM 3,80

Über den nervösen Charakter
Grundzüge einer vergleichenden Individual-Psychologie und Psychotherapie
6174/DM 4,80

Claus-Henning Bachmann (Hg.)
Psychoanalyse und Verhaltenstherapie
Originalausgabe
6171/DM 3,80

Michael Balint
Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse
1035/DM 4,80

Der Arzt, sein Patient und die Krankheit
6005/DM 4,80

Klaus Holzkamp
Kritische Psychologie
Vorbereitende Arbeiten
Originalausgabe. »Texte zur politischen Theorie und Praxis«.
6505/DM 4,80

Paul Moor
Das Selbstporträt des Jürgen Bartsch
Originalausgabe
1187/DM 4,80

Wilhelm Reich
Die sexuelle Revolution
6093/DM 4,80

Die Entdeckung des Orgons
Die Funktion des Orgasmus
6140/DM 5,80

Robert Waelder
Die Grundlagen der Psychoanalyse
6099/DM 3,80

Über weitere Titel (Freud, Jung u.a.) informiert Sie Ihr Buchhändler oder unser Gesamtverzeichnis.

Rotbücher

Sozialistisches Jahrbuch 4

Gegen die **Psychiatrie.** – Kuba: **Heberto Padilla,** ein Fall. – Jacques Valier, **Kuba 1968-71.** – Fred Halliday, Der Aufstand in **Ceylon.** – Interview mit **Bernadette Devlin.** – **Klaus Hartung,** der Prozeß gegen Dieter Kunzelmann. – **Regis Debray,** Was wir von den Tupamaros lernen können.
Herausg. von **Wolfgang Dreßen.**
ROTBUCH 41. 192 Seiten. DM 6.50

M. Foucault, A. Geismar, A. Glucksmann u. a.

Neuer Faschismus, Neue Demokratie

Über die Legalität des Faschismus im Rechtsstaat
Der alte und der neue Faschismus. – Gaullismus und Revisionismus. – Über Volksjustiz. Eine Diskussion.
ROTBUCH 43. 160 Seiten. DM 6.50

Ch. Bettelheim, M.-A. Macciocchi u. a.

China 1972

Ökonomie, Betrieb und Erziehung seit der Kulturrevolution
Anhand von Dokumenten, Interviews und Protokollen aus dem heutigen China wird das Funktionieren der chinesischen Massendemokratie, der Alltag in Betrieb und Schule dargestellt.
ROTBUCH 42. 160 Seiten. DM 6.50

Arno Münster

Chile – friedlicher Weg?

Historischer Bericht und politische Analyse
Der Bericht liefert historische und gegenwärtige Materialien gegen zu schnelle Antworten auf die Frage, ob die Revolution in Chile friedlich verwirklicht wird oder ob die bewaffnete Auseinandersetzung noch aussteht.
ROTBUCH 44. 160 Seiten. DM 6.50

Jährlich etwa 8 **neue** ROTBÜCHER. Jedes ROTBUCH im Abonnement 1 Mark billiger. Abonnieren Sie in Ihrer Buchhandlung oder direkt: Verlag Klaus Wagenbach, 1 Berlin 31, Jenaer Str. 9. Falls Sie unsere Bücher in einer Buchhandlung nicht erhalten, schreiben Sie uns, wir nennen Ihnen eine andere.

Wagenbach

Reimut Reiche
Ist der Ödipuskomplex universell?*

Der Ödipuskomplex gilt der Psychoanalyse nicht nur als der »Kernkomplex der Neurosen«[1], er ist auch der Kernkomplex aller ihrer Vorstellungen über Gesundheit; etwas weiter formuliert: er liefert den Schlüssel zum Verständnis des Bildes, das sich die Psychoanalyse vom Menschen und von Geschichte macht. Die Psychoanalyse hat zwar keine ausformulierte Anthropologie oder Weltanschauung; es läßt sich aber zeigen, daß alle ihre Begriffe, die metapsychologischen und die klinischen, *auch* eine historische und eine moralische (oder ideologische) Dimension haben. Das ist politisch ziemlich bedeutungslos, solange sich die Klientel der Analytiker vornehmlich aus höheren Beamten, kleinen Warenbesitzern und Kulturbürgern zusammensetzt. In dem Augenblick aber, in dem es eine ernsthafte Tendenz in der Analyse gibt, die arbeitenden Klassen zum Objekt ihrer Disziplin zu machen, verliert die Psychoanalyse insgesamt die politische Bedeutungslosigkeit, die sie in ihrer elitären Abgeschirmtheit für sich beanspruchen konnte. Ihre Vorstellungen über Gesundheit und über den Gang der Geschichte werden zum Gegenstand politischen Interesses.
Es ist hier nicht notwendig, noch einmal die Theorie vom Ödipuskomplex zu referieren, und die Kulturtheorie darzustellen, die Freud aus diesem Komplex abgeleitet hat, und die Schritte zu verfolgen, die ihn zu dem Schluß geführt haben, daß mit zunehmender kultureller und gesellschaftlicher Entwicklung notwendigerweise auch die Triebversagungen zunehmen müssen, welche dem einzelnen auferlegt sind.[2] Stattdessen sollen

* Diese Arbeit wurde als Diskussionsgrundlage für eine Tagung der Deutschen Gesellschaft für Psychotherapie und Tiefenpsychologie (DGPT) hergestellt, die am 12./13. April 1972 in Hamburg stattfand. Die Anmerkungen wurden nachträglich für die Veröffentlichung dieses Beitrags im *Kursbuch* verfaßt. Der im Verhältnis zum Text aufgeblähte Anmerkungsteil soll nicht so sehr Wissenschaftlichkeit dokumentieren, als vielmehr den Leser mit einigen Gedanken konfrontieren, die ich selber nicht integrieren konnte.

1 Freud spricht immer wieder von der »typischen Einstellung des männlichen Kindes zu den Eltern, welche wir als den ›Ödipus-Komplex‹ bezeichnen, und in der wir den Kern-Komplex der Neurosen überhaupt erkennen« (GW IX, S. 157). Vgl. aber auch Anm. 3.

2 Zentral dafür sind die kulturtheoretischen Schriften: »Totem und Tabu« (GW, IX), »Die Zukunft einer Illusion« (GW, XIV) und »Das Unbehagen in der Kultur« (GW XIV). Hier sei, wegen ihrer beispielhaften psychozentrischen Klarheit, nur eine Zusammenfassung aus dem »Kurzen Abriß der Psychoanalyse« zitiert: »... daß der Ödipus-Komplex das psychische Korrelat zweier fundamentaler biologischer Tatsachen ist, der langen infantilen Abhängigkeit des Menschen und der merkwürdigen Art, wie sein Se-

gleich einige kritische Punkte, die diesen Theorien zugrundeliegen, hervorgehoben werden. Freud ist zu seiner Theorie der Kulturentstehung über folgende Schritte gelangt: 1) Der Ödipuskomplex, wie er beim Kind zu beobachten oder bei neurotischen Erwachsenen in Freuds Epoche zu rekonstruieren war, wird als universell für die ganze Gattung angenommen. 2) Diese für die Ontogenese als universell angenommene Konstruktion wird auf die Phylogenese projiziert und durch einen einfachen Analogieschluß zum Katalysator der gesamten Kulturentwicklung gemacht. Das ist der Kern der phylogenetischen Projektion und der in sie eingehenden Analogie: Der Vatermord, den das ödipale Kind in der bürgerlichen Familie *symbolisch* begeht, soll einmal, von den Brüdern der Urhorde, *wirklich* begangen worden sein. Dabei zeichnet Freud in seinen kulturtheoretischen Schriften die Mitglieder der Brüderhorde so, wie man es von einem projektiven Gemälde erwartet: als rechtschaffene Kulturmenschen des späten 19. Jahrhunderts. Sofort nach dem einmaligen kulturschaffenden Inaugural-Akt, der Vater-Tötung, haben sie Über-Ich, Gewissen und Strafbedürfnis eines protestantischen Bürgers erlangt, sind sie der reifen, genitalen Objektliebe fähig, mit allen wünschenswerten Rücksichtnahmen aufs Liebesobjekt; gleichzeitig haben sie ein Realitätsprinzip etabliert, wie man es sich funktionstüchtiger für den Bestand des warenproduzierenden Kapitalismus in der Epoche Freuds nicht denken kann. Freuds gesamte Theorie der Kulturentstehung wird durch einen gewaltigen Zirkelschluß zusammengehalten: Mit der Ersetzung der Urhorde durch die Brüderhorde – dem Inaugural-Akt der Kultur – hat der Mensch die gesamte psychische Struktur bereits erworben, die er von da an gattungsgeschichtlich – im historischen Prozeß der Entwicklung seiner selbst und der Geschichte – doch allererst entfalten soll. Die Brüder haben mit dem Akt der Vatertötung auch den Primat der Genitalität erworben. Damit ist der Kulturprozeß, jedenfalls was die gattungsgeschichtliche Entwicklung menschlicher Bedürfnisse und Befriedigungsweisen anbelangt, mit seinem Beginn bereits abgeschlossen.

Diese Kulturtheorie ist durchaus nicht als Allegorie gemeint; sie ist im Kern sogar für die gesamte psychoanalytische Orthodoxie verbindlich, trotz aller vorgenommenen Einschränkungen und Weiterentwicklungen.[3]

xualleben im dritten bis fünften Jahr einen ersten Höhepunkt erreicht, um dann nach einer Periode der Hemmung mit der Pubertät neu einzusetzen. Dann aber eröffnete sich die Einsicht, daß ein drittes, höchst ernsthaftes Stück der menschlichen Geistestätigkeit, jenes, das die großen Institutionen der Religion, des Rechts, der Ethik und all der Formen der Staatlichkeit geschaffen hat, im Grunde darauf abzielt, dem Einzelnen die Bewältigung seines Ödipus-Komplexes zu ermöglichen und seine Libido aus ihren infantilen Bindungen in die endgültig erwünschten sozialen überzuleiten.« (GW XIII, S. 426)

3 »Man sagt mit Recht, daß der Ödipuskomplex der Kernkomplex der Neurosen ist,

Verbindlich ist sie vor allem für das Menschenbild und für das geschichtliche und politische Denken gerade derjenigen Analytiker, die sich am allerwenigsten um so geschmäcklerische Dinge kümmern wie den Beitrag der Psychoanalyse zur Gesellschaftstheorie. Die klassische Vorstellung der Psychoanalyse von der historischen Entwicklung des Menschen ist äußerst unhistorisch und von projektivem, wenn nicht sogar animistischem Denken beherrscht. Freud kann hier auch nicht mit dem unentwickelten Forschungsstand der Ethnologie seiner Zeit entschuldigt werden. Gerade die Forscher, an die er sich anlehnte, waren naive Materialisten, und ihre Entdeckungen haben historisch-materialistische Deutungen überhaupt erst möglich gemacht und es erlaubt, die psychische Entwicklung der Gattung Mensch als einen historischen Prozeß zu begreifen, der im Wechselverhältnis der Auseinandersetzung des Menschen mit seiner inneren und seiner äußeren Natur stattfindet. So war etwa 30 Jahre vor *Totem und Tabu* Friedrich Engels in seinem *Ursprung der Familie* zu dem Ergebnis gelangt, daß die »individuelle Geschlechtsliebe«, also das, was Freud den »Primat der Genitalität« nennt, eine sehr späte kulturelle Leistung ist, die an entwickelte Weisen der Auseinandersetzung des Menschen mit der Natur und damit auch an eine Produktionsweise gebunden ist, wie sie in der Antike und erst recht in den Urgesellschaften noch nicht gegeben

das wesentliche Stück im Inhalt der Neurose darstellt. ... Jedem menschlichen Neuankömmling ist die Aufgabe gestellt, den Ödipuskomplex zu bewältigen; wer es nicht zustande bringt, ist der Neurose verfallen. Der Fortschritt der psychoanalytischen Arbeit hat diese Bedeutung des Ödipuskomplexes immer schärfer gezeichnet; seine Anerkennung ist das Schiboleth geworden, welches die Anhänger der Psychoanalyse von ihren Gegnern scheidet.« (Anmerkung (1924?) zu den »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie«, GW V, S. 127 f.)

Natürlich lassen sich genügend Stellen anführen, die eine Unsicherheit Freuds und seine Ahnung ausdrücken, daß der Ödipuskomplex doch eine historische Dimension hat; diese Gedanken sind aber nicht konstitutiv für die Theorie, z. B. der folgende: »Ich zweifle nicht daran, daß die hier beschriebenen zeitlichen und kausalen Beziehungen zwischen Ödipuskomplex, Sexualeinschüchterung (Kastrationsdrohung), Über-Ichbildung und Eintritt der Latenzzeit von typischer Art sind; ich will aber nicht behaupten, daß dieser Typus der einzig mögliche ist. Abänderungen in der Zeitfolge und in der Verkettung dieser Vorgänge müssen für die Entwicklung des Individuums sehr bedeutungsvoll werden.« (»Der Untergang des Ödipuskomplexes«, GW XIII, S. 401.

Die herrschende Ansicht Freuds über eine »Veränderung« dürfte aber im »Unbehagen in der Kultur« zum Ausdruck kommen; dort schreibt er über den »Destruktions- oder Todestrieb«: »Solange diese Gemeinschaft nur die Form der Familie kennt, muß er (= der Destruktions- oder Todestrieb) sich im Ödipuskomplex äußern, das Gewissen einsetzen, das erste Schuldgefühl schaffen. Wenn eine Erweiterung dieser Gemeinschaft versucht wird, wird derselbe Konflikt in Formen, die von der Vergangenheit abhängig sind, fortgesetzt, verstärkt und hat eine weitere Steigerung des Schuldgefühls zur Folge. Da die Kultur einem inneren erotischen Antrieb gehorcht, der sie die Menschen zu einer innig verbundenen Masse vereinigen heißt, kann sie dies Ziel nur auf dem Wege einer immer wachsenden Verstärkung des Schuldgefühls erreichen.« (GW XIV, S. 492)

war.[4] Engels konnte mit einem solchen Ergebnis natürlich nicht viel anfangen, eben weil ihm der Begriff der phasenspezifischen psychosexuellen Entwicklung noch fehlte. Bei Freud dagegen, dem man gerade wegen dieser Entdeckung und der an sie gebundenen Entwicklung von Objektliebe, von affektiven und kognitiven Fähigkeiten eine viel größere Sensibilität für entsprechende Vorgänge in der Kulturentwicklung zutrauen sollte, – gerade bei Freud beginnt die Menschheitsgeschichte als Paukenschlag mit dem bereits siegreich sich durchsetzenden Primat der Genitalität.

Die Geschichtskonstruktion Freuds ist also für sich, gattungsgeschichtlich betrachtet, und erst recht gemessen an den Ansprüchen, die durch die Theorie der psychosexuellen Entwicklung gesetzt sind, unsinnig. Sie verrät ihren Sinn nur, wenn man sie als Geschichtsschreibung der bürgerlichen Revolution dechiffriert, und zwar als Geschichte, geschrieben von

4 In »Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates« von Friedrich Engels (MEW 21) ist »im Keim« eine Theorie der kollektiven psychosexuellen Entwicklung angelegt. Engels schreibt z. B. über die Monogamie in der Antike: »Sie war keineswegs eine Frucht der *individuellen Geschlechtsliebe*, mit der sie absolut nichts zu schaffen hatte, da die Ehen nach wie vor Konvenienzehen blieben. Sie war die erste Familienform, die nicht auf natürliche, sondern auf ökonomische Bedingungen gegründet war, nämlich auf den Sieg des Privateigentums über das ursprüngliche urwüchsige Gemeineigentum . . . Im übrigen war sie eine Last, eine Pflicht gegen die Götter, den Staat und die eignen Vorfahren . . .« (S. 67 f.) »Aber der größte Fortschritt in der Entwicklung der Einzelehe geschah entschieden mit dem Eintritt der Deutschen in die Geschichte . . . Damit war erst die Möglichkeit gegeben, auf der sich aus der Monogamie – in ihr, neben ihr und gegen sie, je nachdem – der größte sittliche Fortschritt entwickeln konnte, den wir ihr verdanken: die moderne individuelle Geschlechtsliebe, die der ganzen frühen Welt unbekannt war.« (S. 71) Engels' Charakterisierung der »individuellen Geschlechtsliebe« liest sich fast wie Freuds Charakterisierung des Primats der Genitalität oder Balints Charakterisierung der genitalen Objektliebe: »Unsere Geschlechtsliebe unterscheidet sich wesentlich vom einfachen geschlechtlichen Verlangen, dem Eros, der Alten. Erstens setzt sie beim geliebten Wesen Gegenliebe voraus . . . Zweitens hat die Geschlechtsliebe einen Grad von Intensität und Dauer, der beiden Teilen Nichtbesitz und Trennung als ein hohes, wo nicht das höchste, Unglück erscheinen läßt . . . Und endlich entsteht ein neuer sittlicher Maßstab für die Beurteilung des geschlechtlichen Umgangs; man fragt nicht nur: war er ehelich oder außerehelich, sondern auch: entsprang er der Liebe und Gegenliebe oder nicht?« (S. 78) – Das entsprechende Kriterium in der Psychoanalyse heißt: »Zusammenfallen der zärtlichen und der sinnlichen Strebungen«, das entsprechende Resultat: »Primat der Genitalität«. Engels zeigt, daß dies Resultat eine gattungsgeschichtliche Dimension hat.

Diese Würdigung Engels', der von dem ganzen Troß der selbstgerechten marxistischen Orthodoxie-Philologen stets als ein naturdialektischer Bauernbub hingestellt wird, welcher »Marx nicht verstanden« habe, will nicht darauf hinaus, nun dies Werk von Engels als Standardwerk der materialistischen Gattungsgeschichte anzupreisen. Engels verfällt in einen Fehler, der in gewisser Weise die Kehrseite des psychoanalytischen Ethnozentrismus bildet: die Verherrlichung niedriger Kulturstufen – sogar unentwickelter Produktionsweisen –, denen er das glückspendende »urkommunistische« Kostum umhängt.

einem auf eigene Faust arbeitenden bürgerlichen Historiker, der die Errungenschaften der Revolution verteidigen möchte und zu diesem Zweck deren Ideale bis in die Zeit der Heroen vorverlegen muß. Ähnlich sind ja auch die Apologeten der französischen Revolution vorgegangen, als sie die Ideale ihrer eigenen Revolution abwechselnd mit den Kostümen der römischen Republik und des römischen Kaisertums drapierten – je nach den politischen Erfordernissen. Karl Marx hat im *Achtzehnten Brumaire* die Funktion solcher Geschichtsschreibung in analytischer Klarsicht darin erkannt, die »gegebene Aufgabe in der Phantasie zu übertreiben«[5]. Gerade wenn man in Rechnung stellt, daß die »Urzeit«, in der das fragliche Sittendrama sich abgespielt haben soll, einer historischen Epoche angehört, in der die Gattung psychisch noch weit weniger entwickelt war als die unentwickeltsten Gesellschaften, über die wir heute sozialpsychologisches oder sogar psychoanalytisches Wissen besitzen, gerade dann wird Freuds Konstruktion auch zu einer *psychologischen* Unmöglichkeit. Eine ökonomiegeschichtliche Unmöglichkeit ist sie immer schon gewesen. Der Urvater Freuds trägt in Wahrheit die Züge eines pater familias, dessen Macht im feudalen Familienverband noch nicht durch die soziale und ökonomische Entwicklung außerhalb des Verbands angekränkelt ist. Die Urhorde hat alle denkbare Ähnlichkeit mit dem äußeren (sozialen) und inneren (psychischen) Aufbauprinzip der feudalen Familie. Der Vatermord findet nach dem klassischen Ablaufgesetz aller politischen Revolutionen statt, die das Bürgertum an die Macht gebracht haben. Die Brüderhorde trägt nach Charakter und Triebstruktur die Hauptmerkmale des frühen Bürgertums. Ihr abgegrenztes, starkes Ich taucht historisch massenhaft erstmals in den Gedichten und Romanen des Bürgertums auf. Ihre umsichtige Triebkontrolle und die Qualität ihrer Bedürfnisse passen weder zum Feudalherrn noch zum Leibeigenen und schon gar nicht zu irgendeinem aus der Ethnologie bekanntgewordenen Typus irgendeiner vorindustriellen Kulturstufe, gleichgültig, welche Familienorganisation ihr gegeben war, gleichgültig auch, unter welchen äußeren, naturhaften Bedingungen und mittels welcher sozialen Organisation eine solche Gesellschaft ihr inneres und äußeres Leben regelte. Noch deutlicher werden diese

5 »Die Totenerweckung in jenen Revolutionen diente also dazu, die neuen Kämpfe zu verherrlichen, nicht die alten zu parodieren, die gegebene Aufgabe in der Phantasie zu übertreiben, nicht vor ihrer Lösung in der Wirklichkeit zurückzuflüchten ...« (MEW, Bd. 8, S. 116). Mit »jenen Revolutionen« meint Marx allerdings die des 18. Jahrhunderts, besonders die große französische. »Die soziale Revolution des neunzehnten Jahrhunderts kann ihre Poesie nicht aus der Vergangenheit schöpfen, sondern nur aus der Zukunft. Sie kann nicht mit sich selbst beginnen, bevor sie allen Aberglauben an die Vergangenheit abgestreift hat ...« (ebenda, S. 117). Es wäre aber unbillig, diese Forderung an Freud zu richten; schließlich war es nicht seine Absicht, die Psychoanalyse an den revolutionären Bewegungen ihrer Zeit zu beteiligen.

Verhältnisse an dem Strafbedürfnis dieser Brüderhorde. Es läßt auf eine Qualität des Über-Ichs schließen, die es historisch vor der bürgerlichen Revolution gar nicht gegeben haben kann und die heute wiederum historisch überholt ist und dementsprechend auch zerfällt. Das Realitätsprinzip dieser Brüderhorde ist ein historisches Realitätsprinzip[6]; nämlich ein Leistungsprinzip, wie es nur in warenproduzierenden Gesellschaften, die auf Konkurrenz und Kapital aufbauen, möglich wird und notwendig ist.[7]

Die Freudsche Geschichtskonstruktion ist ein ethnozentrisches und geschichtsloses Sittengemälde und geeignet, frühe bürgerliche Tugenden zu verklären.[8] Dieses Gemälde hat um so mehr Einfluß auf die Praxis, das Denken und die Arbeit eines Analytikers, je unaufgeklärter ein Analytiker über den wirklichen Sinn dieses Gemäldes ist. Das ist darum gefährlich, weil *alle* Begriffe der Psychoanalyse, beileibe nicht nur ihre kultur-

6 Zum Verständnis »historischer Realitätsprinzipien« siehe Berndt/Reiche: »Die geschichtliche Dimension des Realitätsprinzips« (in Habermas, Hrsg., *Antworten auf Herbert Marcuse,* Frankfurt 1968). Dort, S. 126 f.: »Zum Beispiel ist das Prinzip der Leistung nicht ein Merkmal nur der industriellen Gesellschaften; auch die vorindustriellen Gesellschaften haben den Individuen bestimmte, ihrem Luststreben fremde Leistungen abverlangt. Allerdings weist erst die vom Bürgertum seit dem Beginn der Industrialisierung herausgearbeitete Leistungsmoral auch eine besondere Form der kollektiven Verarbeitung libidinöser Strebungen auf; sie ist gekennzeichnet durch eine *kollektive* Reaktionsbildung gegen anale Regungen.«

7 Es wäre unredlich zu verschweigen, daß Freud die gattungsgeschichtliche oder kollektive Dimension in der psychosexuellen Entwicklung immer wieder angedeutet hat; sie wird aber nie zum tragenden Prinzip seiner Kulturtheorie, sondern bleibt immer beiläufiger Gedanke; z. B. im »Unbehagen in der Kultur« (GW XIV, S. 499 f.): »Fassen wir aber die Beziehung zwischen dem Kulturprozeß der Menschheit und dem Entwicklungs- oder Erziehungsprozeß des einzelnen Menschen ins Auge, so werden wir uns ohne viel Schwanken dafür entscheiden, daß die beiden sehr ähnlicher Natur sind, wenn nicht überhaupt derselbe Vorgang an andersartigen Objekten. Der Kulturprozeß der Menschenart ist natürlich eine Abstraktion höherer Ordnung als die Entwicklung des Einzelnen . . . Wie der Planet noch um seinen Zentralkörper kreist, außer daß er um die eigene Achse rotiert, so nimmt auch der einzelne Mensch am Entwicklungsgang der Menschheit teil, während er seinen eigenen Lebensweg geht.«
Der bürgerliche Historiker in Freud macht diesen Gedanken immer wieder unverwertbar, z. B.: »Die Analogie zwischen dem Kulturprozeß und dem Entwicklungsweg des Individuums läßt sich um ein bedeutsames Stück erweitern. Man darf nämlich behaupten, daß auch die Gemeinschaft ein Über-Ich ausbildet, unter dessen Einfluß sich die Kulturentwicklung vollzieht . . . Das Über-Ich einer Kulturepoche hat einen ähnlichen Ursprung wie das des Einzelmenschen, es ruht auf dem Eindruck, den große Führerpersönlichkeiten hinterlassen haben . . .« (GW XIV, S. 501 f.)

8 Ich glaube, daß es falsch ist, Freuds Schriften »revolutionär« zu nennen und zu versichern, bloß Freud selber hätte das nicht erkannt, und daß es genauso falsch ist, sie als im Grunde »reaktionär« darzustellen und ihnen dann zu bescheinigen, sie hätten progressive Elemente. Für beide, gleich dummen Behauptungen lassen sich dutzendweis Einzelbelege heranschaffen und der fleißige Sammler findet oft die positiv-negative Er-

theoretischen oder sozialpsychologischen, einen geheimen Bedeutungsrest haben, der seine Kraft aus diesem Sittengemälde bezieht. Ich will später versuchen, einige Beispiele dafür zu geben.

Zunächst zurück zu dem Universalien-Streit um den Ödipuskomplex. Die analytische Generation nach Freud liefert alsbald den Beweis für die Behauptung von der unerkannten ethnozentrischen und schließlich reaktionären Ausstrahlung der Freudschen Konstruktion. Mit dem Fortschritt der Naturwissenschaften und der Ethnologie war der phylogenetische Universalismus Freuds nicht mehr aufrechtzuerhalten; ihm hatte als Vorbild die Lamarcksche Theorie von der Vererbung erworbener Eigenschaften und das biogenetische Grundgesetz Haeckels zugrundegelegen. Der Lamarckismus wurde widerlegt; das biogenetische Grundgesetz konnte nicht länger in der Form verwendet werden, in der Freud dies getan hatte. Die Generation nach Freud stand also vor dem Dilemma, die »Universalität des Ödipuskomplexes« um der Orthodoxie willen retten zu müssen, ohne über die Mittel zu verfügen, die Freud noch zu Gebote gestanden hatten. Eine der – bösen – Folgen dieser Zwickmühle wurde die Theorie von den »universell gültigen Symbolen«[9], einer Theorie, die in ihrem innersten Kern revisionistisch ist und gegen die Freud schon vorweg in seiner Traumdeutung angekämpft hatte. Eine andere Folge war ein geradezu manischer Psychozentrismus, besonders in den kulturtheoretischen Schriften von Jones, Alexander, Munsterberger und Róheim. Róheim beispielsweise deutete Kultur schlechthin als »Bildung eines Ersatzobjektes« und als »universelle neurotische Manifestation«[10]. Im Zentrum dieser Theorie steht die Behauptung, daß jedem Kind, gleich innerhalb welcher

gänzungsreihe auf einer einzigen Seite nebeneinander. Für die gesamte bisherige Psychoanalyse gilt vielmehr, was auch für Freud persönlich galt: eine durchgängige Ambivalenz der Gesellschaft – oder Kultur – gegenüber, deren psychische Konstitutionsprinzipien zwar schonungslos aufgedeckt werden, aber nur so weit, daß es den Theoretikern gerade noch gelingt, diese Welt für die beste aller möglichen zu halten. Freuds persönliche Gefühlsambivalenz seiner Kultur gegenüber bricht in seinen Schriften immer wieder ganz unverstellt durch: Er zeichnete sich gern in der Pose des einsamen Heroen, der seiner Kultur prophezeit, daß sie in den Strudel geraten wird, der aber so stark ist, daß *er* selbst nicht in diesen Strudel mithineingerissen werden wird.

9 Eine Zusammenfassung der Theoriegeschichte zur Universalität des Ödipuskomplexes bietet das Buch von Wolfgang Schoene, *Über die Psychoanalyse in der Ethnologie*, Dortmund 1966. Schoene unterscheidet drei theoriegeschichtliche Phasen: den phylogenetischen Universalismus Freuds, den ontogenetischen Universalismus Róheims und den ontogenetischen Relativismus der ›Kultur-und-Persönlichkeits‹-Forschung.

Zur Theorie von den »universellen Symbolen« siehe Geza Róheim, *Psychoanalysis and Anthropology*, New York 1950, S. 15.

10 »Kultur selbst ist die Bildung eines Ersatzobjektes . . . In dieser Hinsicht ist sie identisch mit den Mechanismen des Spiels . . . Sie ist ein umfassendes Netz mehr oder weniger erfolgreicher Versuche, die Menschheit vor der Gefahr des Objektverlustes zu schützen, ähnlich den ungeheuren Anstrengungen des Säuglings, der vor dem Alleingelassenwerden

Gesellschaft, die gleiche psychosexuelle Entwicklung und die gleichen Objektbeziehungen vorgeschrieben sind und daß diese in den prinzipiell immer gleich aufgebauten Ödipuskomplex münden. Das manische Moment im Psychozentrismus dieser Analytiker-Generation kommt in den vielfach »wilden« Deutungen zum Ausdruck, mit denen diese Analytiker den ethnologischen Forschungsergebnissen ihrer Zeit zu Leibe rückten. Zum Beispiel wurden oftmals Symbole, die in primitiven Gesellschaften auftauchten, mit Bedeutungen versehen, die diese nur in industriellen Gesellschaften haben können.[11]

Die nächste theoriegeschichtliche Etappe in dem mittlerweile – in den 30er und 40er Jahren – ziemlich heißen und festgefahrenen Universalien-Streit[12] kann man als Reaktion auf den eben angedeuteten »ontogenetischen Universalismus« kennzeichnen. Besonders amerikanische Analytiker

oder der Dunkelheit Angst hat« (G. Róheim, »Psychoanalysis and Anthropology«, in Lorand, ed., *Psychoanalysis Today*, New York 1944, S. 389).

11 Wilhelm Reich hat die »wilden« Deutungen Róheims einer eingehenden Kritik unterzogen und das dahinterliegende politisch-reaktionäre Prinzip aufgedeckt. Siehe den Anhang »Róheims Psychoanalyse primitiver Kulturen« in Wilhelm Reich, *Der Einbruch der Sexualmoral*, Kopenhagen 1935, S. 126-131. Leider schlachtet Reich die ihm politisch verwertbar erscheinende ethnologische Literatur genauso »wild« aus, nur mit umgekehrten Vorzeichen. Aus Malinowskis Trobriandern hat er ein Schlaraffenland fabriziert, gegen das Marxens Verein freier Menschen wie eine Zuchtanstalt anmutet.

12 Besonders lehrreich für diesen Streit sind die Auseinandersetzungen zwischen Jones und Malinowski über den »Ödipuskomplex« der Trobriander. Die Trobriander-Gesellschaft befand sich zu dem Zeitpunkt, als Malinowski sie untersuchte, in einer umfassenden Krise der Produktionsverhältnisse; ihre Familienorganisation war matrilinear (Mutterrecht); die ganze Gesellschaftsorganisation aber schon stark »vaterrechtlich« zersetzt; etwas vereinfacht ausgedrückt war sie auf dem »Übergang« vom gemeinsamen Besitz an den Produktionsmitteln zum Privateigentum und von der kollektiven Entscheidung über die Produktion zur Warenproduktion. Malinowski konnte nun nachweisen, daß es für die ambivalenten Gefühle, die das ödipale Kind in unseren Gesellschaften dem Vater entgegenbringt, bei den Trobriandern keine Entsprechung gibt. Die Existenz einer biologischen Vaterschaft ist den Trobriandern unbekannt; die liebevollen und die eher aggressiven Gefühle verteilt das Kind auf zwei verschiedene Objekte. Malinowski schloß, daß es bei den Trobriandern keinen Ödipuskomplex gibt und daß man stattdessen von einem gesellschaftsspezifischen »Kernkomplex« sprechen solle. Wohlgemerkt hat sich Malinowski der prinzipiellen psychoanalytischen Dimension nicht verschlossen. – Dagegen zogen nun Ernest Jones und andere Analytiker sehr heftig zu Feld. Ohne die psychischen Aufbauprinzipien in der Familienstruktur der Trobriander wirklich zu kennen, lieferte Jones die Schreibtisch-Deutung, daß die Nichtanerkennung der Vaterschaft bei den Trobriandern Ausdruck eines kollektiven Abwehrmechanismus sei (Verneinung), mit dessen Hilfe die Trobriander die Affekte verdrängten, die in der Ödipus-Situation wurzelten. Bis zu diesem Punkt ist Jones' Argumentation diskutabel. Unter welcher Absicht sie geführt wurde, kann man an seiner Schlußfolgerung ablesen: Jones interpretiert die mutterrechtliche soziale Organisation überhaupt als Abwehr der Vater-Sohn-Ambivalenz, welche für die Ödipus-Situation charakteristisch sei. Ohne es zu wissen und vielleicht auch ohne es zu wollen, »rettete« er damit die Naturgegebenheit des Privat-

begannen, abgestoßen von den psychozentrischen Verfestigungen der europäischen Analyse und beeindruckt von den kultur-relativistischen Schulen Ruth Benedicts, Lintons und Magarat Meads, eine Art kulturrelativistischer Psychoanalyse zu kreieren. Stellvertretend hervorgehoben sei hier nur die Position von Abram Kardiner; Kardiner wollte jede Kultur »unmittelbar aus sich selbst heraus« interpretieren, also einerseits unhistorisch, andrerseits ohne ethnozentrische Verzerrungen. Die gesamte Richtung, die Kardiner repräsentiert, stand vor dem Dilemma, fremde Kulturen mit einem analytischen Apparat erfassen zu wollen, der offensichtlich aus dem Studium der sozialen Mittelschichten westeuropäischer Industriegesellschaften entwickelt worden war. Kardiner zog die folgenschwere – revisionistische – Konsequenz: er plädierte für eine Trennung von »Theorie« und »Technik« der Analyse. Er hat als erster konsequent die inhaltliche Bedeutung psychoanalytischer Begriffe und Erklärungsweisen von deren technischer und metapsychologischer Bedeutung abgekapselt. Das Resultat ist ein leerer, an der Psychoanalyse orientierter Begriffsapparat; dieser beansprucht überhistorische Geltung und die Fähigkeit, die »basic personality structure« einer jeden logisch möglichen Gesellschaftsordnung zu erfassen.[13] Der Ödipuskomplex wird also relativiert; die »Universalität« bleibt aber eine Schicht tiefer erhalten, nämlich in Form einer gereinigten und allgemeinen Sozialpsychologie, in der nun zwar nicht mehr naiver Ethnozentrismus wuchert, dafür aber eine andere Frucht um so besser gedeiht: der soziale Konformismus, gepredigt unter dem Deckmantel der »Anpassung« des Menschen an »seine« Kultur.

Damit sind wir scheinbar am Ende einer Entwicklung angelangt, die mit der These vom phylogenetischen Universalismus des Ödipuskomplex ihren Anfang genommen hatte. Allen bis hierher referierten Entwicklungsstufen der Theorie des Ödipuskomplexes ist gemeinsam, daß sie auf eine ihnen selbst verborgene Weise den Ballast der »positiven Werte« der jeweiligen Sozialordnung mitschleppen, in der die Theorie entwickelt wurde. Dafür ist nicht irgendein »revisionistischer« Sündenfall verantwortlich zu machen, der an irgendeiner therapeutischen Streitfrage oder an irgendeinem theoretischen Wendepunkt eingetreten wäre. Ich glaube vielmehr, daß diese ideologische Gemeinsamkeit – das geheime Plädoyer für Anpas-

eigentums. – Malinowski hat diese Deutungen dann einer ziemlich scharfen Kritik unterzogen. Als er Jones schließlich ziemlich weit in die Enge getrieben hatte, antwortete dieser: Malinowski könne überhaupt nichts über Existenz oder Nicht-Existenz des Ödipuskomplexes aussagen, weil er nicht analytisch ausgebildet sei.

Diese Auseinandersetzung ist von der Analytikerin und Ethnologin Anne Parsons aufgenommen und weitergetrieben worden. Siehe Anm. 23.

13 Abram Kardiner, »The Concept of Basic Personality Structure as an Operational Tool in the Social Sciences«, in: R. Linton (ed), *The Science of Man in the World Crisis*, New York, 1945, S. 107-122.

sung an die jeweils bestehende Sozialordnung – nur die Kehrseite einer falsch verstandenen ärztlichen »Neutralität« ist. Der geheime Revisionismus der Psychoanalyse, oder, anders ausgedrückt, das geheime Plädoyer für soziale Anpassung, beginnt bereits mit Freud.[14] Der moderne Revisionismus, z. B. von Karen Horney, Alfred Adler oder auch Kardiner ist paradoxerweise im Kampf gegen den (ideologisch begründeten) Ethnozentrismus der Orthodoxie entstanden.

Unter falsch verstandener Neutralität meine ich, vereinfacht zusammengefaßt, folgendes: Jeder Analytiker muß ein inneres Bild von Gesundheit und Realitätstüchtigkeit haben. Dieses Bild kann er nicht allein aus der einzelnen Analyse, aus der Rekonstruktion der brüchigen oder gescheiterten Lebensgeschichte des ihm monadologisch gegenübertretenden Patienten entwickeln. Er kann dies Bild auch nicht allein aus dem biologischen Bauplan des Menschen ableiten, sondern nur aus einer Konfrontation der beiden eben genannten Bezüge mit einem Bild, das er sich von den gesellschaftlichen, emotionellen, intellektuellen und sozialen Erwartungen macht, denen ein »gesunder« Mensch in unserer Gesellschaft gefälligst nachzukommen habe. Ich meine, wiederum in Kürzeln gesprochen, daß dies auch legitim ist, – aber nur, wenn diese »innere soziale Respräsentanz« der Analytiker offen zum Gegenstand der Diskussion innerhalb und außerhalb der Analyse gemacht wird. Nur so läßt sich vermeiden, daß diese Vorstellungen gewissermaßen als inner-analytische Repräsentanz wild weiterwuchern.

14 Klaus Horn, aber auch andere Vertreter eines Konzeptes der gegenseitigen Durchdringung von historischem Materialismus und Psychoanalyse, schränken ihre Kritik an den ideologischen Tendenzen in der psychoanalytischen Orthodoxie zu sehr auf die moderne Entwicklung innerhalb der analytischen Ich-Psychologie und deren Begriffe von Identität und Anpassung ein. Klaus Horn sieht etwa »die Gefahr dieser ich-psychologischen Weiterentwicklung der Psychoanalyse darin, das Ich nun zwar nicht mehr auf seinen monadologisch begriffenen Konflikt, wohl aber auf eine bloß soziologische ›Identität‹ zu reduzieren . . .« (»Insgeheime kulturistische Tendenzen der modernen psychoanalytischen Orthodoxie«, in: *Psychoanalyse als Sozialwissenschaft*, Frankfurt 1971, S. 108). Er faßt seine Kritik an der Ich-Psychologie in der Frage zusammen: »Wie kann der unbewußte Konflikt auch noch auf ich-psychologischer Ebene sichtbar gemacht werden, wenn phänomenologisch ›Identität‹ herrscht?« (S. 125). Was Horn hier als Tendenz innerhalb der modernen psychoanalytischen Orthodoxie aufzeigt, gilt meines Erachtens nicht nur für die *moderne* Orthodoxie und nicht nur für deren Begriffe von Ich und Identität, sondern für *alle* psychoanalytischen Begriffe seit ihrer ersten Entwicklung durch Freud. Es fällt so schwer, in Freuds Schriften den ideologischen Bedeutungsrest aller psychoanalytischer Begriffe aufzudecken, weil Freud in seinen kulturtheoretischen und sozialpsychologischen Arbeiten die komplementäre – gesellschaftskritische – Dimension der Begriffe immer wieder ausschöpft. Darum fällt es auch den Analytikern heute so leicht, in ihren Sonntagsreden zu beteuern, die Analyse sei sich ihrer sozialen und politischen Bedeutung bewußt, dazu dann einen schönen Freud-Satz zu rezitieren und wieder zur Tagesordnung überzugehen.

Alle Versuche, den umgekehrten Weg zu gehen, nämlich die Psychoanalyse von ihrer versteckten soziologischen und politischen Dimension zu säubern und aus ihr eine reine und allgemeine Psychologie zu destillieren, sind zum Scheitern verurteilt – oder doch nur um den Preis möglich, daß gerade das Analytische an der Psychoanalyse verlorengeht und an seine Stelle eine »psychoanalytisch orientierte Sozialisationstheorie« einerseits, eine formale Metapsychologie andrerseits tritt – und diese beide vollends auseinanderfallen. Es ist nicht so sehr notwendig, alle Begriffe der Psychoanalyse metapsychologisch exakt zu synchronisieren und ihren jetzt noch wild vegetierenden historischen und politischen Bedeutungsrest zu eliminieren; im Gegenteil, es kommt darauf an, diese Dimension, von der Psychoanalyse *auch* lebt, offenzulegen. – Wie die historische und gesellschaftliche Dimension von psychoanalytischen Begriffen auf ihre scheinbar rein metapsychologische oder technische Bedeutung übergreift, will ich an drei Beispielen knapp umreißen: am Begriff des Ichs, am Begriff der Verdrängung und an der Theorie der psychosexuellen Entwicklung.

Der Begriff des Ich hat nicht nur bei Freud, sondern selbst noch in der formalisiertesten Ich-Psychologie und gerade dort, wo er ausdrücklich in metapsychologischer Absicht verwendet wird, immer zwei Bedeutungen: eine offizielle, metapsychologische und darunter eine politische und historisch bestimmte[15]. Alle positiven Assoziationen, die die psychoanalytische Literatur zum Begriff des Ichs nahelegt[16], sind gruppiert um Kontrolle,

15 Diese geheime Dimension des psychoanalytischen Ich-Begriffs hat Erich Wulff in seinem Aufsatz »Grundfragen transkultureller Psychiatrie« (in *Das Argument*, Nr. 50, 1969) offengelegt: »Das bürgerliche Ich-Ideal ›individueller‹ Selbstverwirklichung wird also am Modell des Privateigentum sich aneignenden, seinen Besitz verteidigenden und hinter diesem sich verschanzenden kapitalistischen Geschäftsmannes gewonnen; die geforderte Ich-Leistung ist dementsprechend die exkludierende, private Aneignung von Besitz. Das ›Ich‹ bestimmt sich unter solchen Umständen selber als ursprünglichsten, eigensten, unveräußerlichen privaten Besitz, den niemand einem nehmen kann.« (S. 245) Erich Wulff kam zu dieser Bestimmung nicht aufgrund abstrakter Überlegungen, sondern aufgrund der konkreten Beobachtung, daß in vielen nicht-kapitalistischen Gesellschaften, zum Beispiel bei den Vietnamesen, bestimmte Ich-Störungen überhaupt nicht vorkommen. Wulff untersuchte die Ich-Struktur bei den Vietnamesen: »Die ›Ich-Leistung‹ wird also von den Vietnamesen nicht so sehr als individuelle, sondern vielmehr als eine eminent kollektive Leistung angesehen . . .« (S. 237). Seine Schlußfolgerung: »Nur in Gesellschaften, deren Sozialisationsinstanzen und -praktiken ein solches Individual-Ich als sozialtypische psychische Struktur prägen, wird man ›klassische‹ Ich-Störungen der beschriebenen Art, d. h. Störungen des ›Ich-Bewußtseins‹ erwarten dürfen.« (S. 250)

16 Diese Kritik bezieht sich auf die Verwendung und Weiterentwicklung des Ich-Begriffs durch Autoren wie Hartmann, Rapaport, Kohut, Glover, Joffe und Sandler, – und dabei gerade nicht nur auf die Bedeutung des Ichs im Sinne von »Selbst« oder »Persönlichkeit«, sondern auch auf die metapsychologische Erörterung des Ichs im Sinne eines »Systems« innerhalb des Strukturkonzeptes.

Herrschaft, Entscheidung, Abgrenzung, Zusammenfassung, Überblick, Unterordnung, Wachsamkeit; alle negativen Assoziationen gehen in die Richtung von Zerfließen, Die-Grenzen-nicht-mehr-ziehen-können, Sichgehen-lassen. Diese Zuordnungen haben außer ihrem technischen, die Arbeitsweise des seelischen Apparates betreffenden Bezug, noch einen geheimen politisch-historischen Bezug. Die Kategorie des Ich entschlüsselt ihren ganzen Sinn nur, wenn man sie im Kontext einer auf Konkurrenz aufbauenden gesellschaftlichen Formation sieht; sie ist gebunden an den warenverkaufenden, marktorientierten Bourgeois, der seine Konkurrenten auf Leben und Tod, aber eben mit affektneutralen Mitteln, also ohne direkten Totschlag, aus dem Feld räumen muß. Diese Dimension kann man nicht als »psychosozialen Gesichtspunkt« erfassen, wie dies die gesamte neuere Metapsychologie tut[17]; dabei wird das in Frage stehende Problem bloß neutralisiert. Wie sehr der Begriff des Ich an die Sozialordnung gebunden ist, in der er formuliert und verwendet wird, kann man auch sehr deutlich an dem Bedeutungswandel ablesen, den dieser Begriff allein in der relativ kurzen Zeitspanne psychoanalytischen Denkens erfahren hat. Bei Freud ist der Begriff eher auf den warenzirkulierenden Bürger zugeschnitten – »entscheidungstreffende Instanz« –, in der modernen amerikanischen Ich-Psychologie eher auf den gehobenen Angestellten, der einem extremen Anpassungsdruck ausgesetzt ist, aber keine »autonomen« Entscheidungen mehr zu treffen hat. Daß dem so ist, verdankt sich nicht so sehr der ideologischen Anfälligkeit einzelner Analytiker, sondern der Entwicklung in der Vergesellschaftung des Kapitals und den Anforderungen, die dieses an die sozial angepaßte Persönlichkeit stellt, und in zweiter Linie erst den bornierten Theoretikern, die von sich meinen, sie würden außerhalb dieses Zusammenhangs denken und analysieren.[18]

17 David Rapaports Standardwerk *Die Struktur der psychoanalytischen Theorie* ist ein Beispiel für eine solche Neutralisierung. Rapaport diskutiert zehn »Gesichtspunkte« des psychischen Geschehens (dynamischer, genetischer, ökonomischer psychosozialer usw. Gesichtspunkt). Gerade in der Anstrengung einer solchen Systematisierung der Theorie wird die Gefahr sichtbar, die in der psychoanalytischen Theorie immer existent war: daß die im engeren Sinne biologisch beziehbaren »Gesichtspunkte« (ökonomischer, dynamischer, genetischer) untereinander inhaltlich integriert werden können, der »psychosoziale Gesichtspunkt« (»alles Verhalten ist sozial determiniert«) ihnen aber nur formal aufgesetzt wird. Letzterer wird gewissermaßen in einen pluralistischen Gesichtspunkt-Katalog aufgenommen, dabei aber inhaltlich neutralisiert. Der »psychosoziale Gesichtspunkt« hat in allen materialen Analysen und metapsychologischen Formulierungen von Autoren wie Rapaport den Stellenwert eines mühsam abgerungenen Lippenbekenntnisses – von der Art: Ich glaube an den psychosozialen Gesichtspunkt, ist ja gut, aber jetzt will ich zum wirklichen Geschäft kommen.

18 Die Voraussetzungen und Haltungen, mit denen Theoretiker wie Hartmann, Rapaport usw. an eine metapsychologische Systematisierung der Theorie herangehen (und die

Aber auch Begriffe, die unmittelbar aus der klinischen Arbeit entwickelt wurden, und sich vornehmlich dort bewähren müssen, wie z. B. der Begriff der Verdrängung, haben in sich diese historische Dimension, die sich nicht metapsychologisch auflösen läßt. In der Praxis hat Freud das vielleicht gespürt, wenn er schreibt, daß man die Verdrängung nicht mit den anderen Abwehrmechanismen auf eine Stufe stellen könne: »Immerhin ist sie etwas ganz Besonderes, das von den anderen Mechanismen schärfer geschieden ist als diese untereinander« (GW XVI, S. 81). Anna Freud legt den Schluß nahe[19], daß es ein natürliches Repertoir von Abwehrmechanismen gibt, die dem psychischen Apparat zur Verfügung stehen und die dann von der gesunden oder kranken Persönlichkeit in dem oder jenem Mischungsverhältnis eingesetzt werden, etwa so, wie es eben drei Grundfarben gibt, die auf jedem neuen Bild nur in verschiedener Mischung wiedererscheinen. Ich glaube, daß die Ausnahmestellung der Verdrängung

dann wieder auf die analytische Praxis der ›nicht-theoretischen‹ Analytiker bestimmend wirkt), können in der Tat immer nur den psychischen Aufbau und das Funktionieren des »Ich« der gerade bestehenden Sozialordnung formalisiert wiederspiegeln, niemals aber die intendierte »allgemeine« Psychologie produzieren. Das läßt sich zeigen an dem Begriff des »Gruppen-Ich«, den Parin und Morgenthaler aus der Analyse der Gesellschaftsstruktur und der psychischen »Funktionsweisen« der Dogon entwickelt haben (*Die Weißen denken zuviel – Psychoanalytische Untersuchungen bei den Dogon in Westafrika*, Zürich 1963) und in einer neuen ethnopsychoanalytischen Untersuchung metapsychologisch abklären. Unter »Gruppen-Ich« verstehen Parin-Morgenthaler besondere »kulturspezifische Mechanismen zur Wahrung der Ich-Autonomie« (*Fürchte deinen Nächsten wie Dich selbst – Psychoanalyse und Gesellschaft am Modell der Agni in Westafrika*, Frankfurt 1971, S. 533). In ihren metapsychologischen Erörterungen fassen sie zusammen: »Unter Gruppen-Ich verstehen wir a) eine für das ganze Ich gültige, besondere Funktionsweise und b) eine Reihe besonderer Ich-Funktionen, die auf die Mitwirkung einer Gruppe angewiesen sind, um suffizient zu sein und zu bleiben ... Das, was wir Gruppen-Ich nennen, kann auch bei Europäern beschrieben werden ... Das Gruppen-Ich ist also keine grundsätzlich andere psychische Struktur, aber auch keine zusätzliche, etwa wie wenn die Agni ein eigenes, abgegrenztes Ich und dazu noch ein Gruppen-Ich hätten« (S. 537 f.). Das Gruppen-Ich kann also bei Mitgliedern unserer Gesellschaft *jetzt* auch metapsychologisch *beschrieben* werden. *Entwickelt* werden konnte der Begriff bei uns nicht, weil aufgrund der in unserer Gesellschaft herrschenden ökonomischen Prinzipien und der zu ihnen gehörenden Sozialisationsprinzipien bei uns die psychischen Funktionen des Gruppen-Ich nur in Kümmerform ausgebildet sind und darum von psychozentrisch denkenden und in ethnozentrischen Ideologien verstrickten Theoretikern leicht übersehen werden.

19 Anna Freud (*Das Ich und die Abwehrmechanismen*, München o. J.) kommt in bedenkliche Nähe zu einer »allgemeinen« Psychologie und Anthropologie, wenn sie die Skala der Abwehrmechanismen und die Aufgaben des »gesunden« Ich in überhistorische Prädikate zusammenfaßt: »Das Ich hat also nach unserer vorläufigen Kenntnis in seinen Kämpfen mit Triebrepräsentanz und Affekt diese zehn verschiedenen Methoden zu seiner Verfügung. Es ist die Aufgabe der praktischen Analyse, zu verfolgen, wie sich diese Techniken bei den Vorgängen des Ich-Widerstandes und der Symptombildung im Einzelfall bewähren ... Das Ich ist siegreich, wenn seine Abwehrleistungen glücken,

gegenüber den andern Abwehrmechanismen ein geschichtliches Produkt ist; sie entspricht dem besonderen Realitätsprinzip industriell-kapitalistischer Länder. Das gleiche gilt für die andern Abwehrmechanismen.[20] In vor-industriellen Gesellschaften, deren Art der Auseinandersetzung mit der Natur eine ganz andere Entwicklung und Integration kognitiver und emotionaler Kräfte verlangt und in denen unter Umständen eine viel freiere Beweglichkeit der Libido gesellschaftlich erforderlich und individuell möglich ist, können entsprechend andere Abwehrmechanismen die »kulturförderliche« Rolle übernehmen, die bei uns die Verdrängung hat, z. B. Projektion/Introjektion, vielleicht aber auch Abwehrmechanismen, die gar nicht das Prädikat Abwehr verdienen und zu denen wir überhaupt keinen theoretischen Zugang haben.[21]

das heißt, wenn es ihm gelingt, mit ihrer Hilfe die Entwicklung von Angst und Unlust einzuschränken, durch notwendige Triebumwandlungen dem Individuum auch unter schwierigen Umständen noch Triebgenuß zu sichern und damit, soweit es möglich ist, eine Harmonie zwischen Es, Über-Ich und den Außenweltsmächten herzustellen.« (S. 36 und 139) Die »Außenweltsmächte« und die »schwierigen Umstände« sind dabei, zum »psychosozialen Faktor« neutralisiert, als eine unabhängige Variable vorzustellen, denen ein ebenso zeitlos gedachtes Ich mutig und individualistisch die Stirn bietet.

20 Michael Balint (*Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse*, Frankfurt 1969) führt die Abwehrtechniken des Ich auf zwei physiologische Reaktionsformen, den klonischen und den tonischen Krampf, zurück, mit denen das Kleinkind übermäßigen Belastungen begegnet. Seine Schlußfolgerung: »Zweifellos aber sind diese beiden Reaktionsweisen die Urabwehrformen des Ichs, und ich glaube, daß die späteren, welche A. Freud in ihrem neuen Buche zum ersten Male systematisch zusammengefaßt hat, in diesen beiden wurzeln, gleichsam als psychische Überbauten über diesen beiden, beinahe körperlichen Abwehrformen.« (S. 80) Das ist ein Beispiel dafür, wie durch wirklich biologische Forschung und Vermittlung – im Gegensatz zu biologistischen Analogisierungen – psychologische »Gesetze« aufgebrochen werden können. Erst auf dieser Grundlage ist es, in einem zweiten Schritt, möglich, die Symbole menschlicher Selbstdarstellung (in diesem Fall: eine spezielle, individuell und kollektiv verwendete Abwehrtechnik) »beidseitig zu verankern«: nach der Seite der biologischen Anforderungen und nach der Seite der Produktionsverhältnisse. Siehe Anmerkung 26.

21 Diese Denkhemmung ist zunächst ein Produkt der Identifikation mit den Werten und den Genüssen, die die gegenwärtige Sozialordnung denen bietet, die in ihr zum Denken abgestellt sind. Daraus mag sich der Widerspruch erklären, daß politisch progressive Analytiker in ihrer Kritik an der Protestbewegung der 60erJahre zwar zugestehen, daß geschichtliche Entwicklungen durchaus auch auf dem Weg der psychischen Regression derer transportiert werden, die an der Front der politischen Veränderungen kämpfen (vergleichbar der »Regression im Dienste des Ichs«). Aber zur Beurteilung dieser Regressionen selber steht solchen Analytikern dann nur der erhobene Zeigefinger psychozentrischer Deutungen zur Verfügung. So wirft z. B. Alexander Mitscherlich diesen Protestbewegungen vor, die psychischen Mechanismen, von denen ihr Protest lebe, würden es vereiteln, daß die Rebellen zu »selbständigen Persönlichkeiten« würden. Er vergißt in seinem Konzept, daß es eines der erklärten Ziele der Protestbewegungen ist, den Schein der »selbständigen Persönlichkeit« gerade zu zerreißen. Vgl. Alexander Mitscherlich »Protest und Revolution«, in *Psyche*, 24. Jg., 1970, S. 515.

Vor der Ausfaltung des dritten Beispiels muß ich noch einmal zu dem Streit um die Universalität des Ödipuskomplex zurückkehren. Der gordische Knoten, an dessen einem Ende der ontogenetische Universalismus und an dessen anderem Ende der Kultur-Relativismus zerrten, ist von einer neueren psychoanalytischen Richtung durchschnitten worden. Ich will stellvertretend für sie Anne Parsons zitieren, die den psychischen Aufbau der Arbeiterklassen-Familie von Neapel psychoanalytisch untersucht hat und dabei zu dem Schluß gelangt ist: die Angehörigen dieser sozialen Schicht durchleben keinen Ödipuskomplex, der dem vergleichbar wäre, was die Psychoanalyse in dieser Hinsicht gemeinhin als klassisch und verbindlich darstellt. Anne Parsons sieht für die von ihr untersuchte Schicht vielmehr einen »oralen Kernkomplex« als verbindlich an. Sie kommt, wie schon Wilhelm Reich vor ihr[22], zu der theoretisch bedeutsamen Konsequenz: »daß an der Frage des Ödipuskomplexes zwei Seiten beteiligt sind, die erste bezogen auf Trieb und Phantasie (= des Kindes), die zweite bezogen auf Identifikation und Objektwahl. Es ist aber schwerlich daran zu zweifeln, daß die letzteren Prozesse auf irgendeine Art direkt von der sozialen Struktur und den sozialen Normen oder von verfügbaren Möglichkeiten für Objektwahl und Objektrepräsentanz abhängen. Unter dieser Perspektive läßt sich die Vorstellung, in jeder Gesellschaft gebe es einen für sie spezifischen Kernkomplex, mit der psychoanalytischen Vorstellung ziemlich gut vereinbaren, daß es eine invariable Abfolge von Entwicklungsphasen gebe, die im Trieb verankert seien; der soziale Faktor braucht nur die Objektseite zu beeinflussen.«[23]

Aber auch dieser Terraingewinn des »sozialen Aspektes« bleibt auf halbem Wege stehen, denn er stellt der sozial vermittelten »Objektseite« das Phasenschema der psychosexuellen Entwicklung gegenüber, gibt aber dieses Schema und das ihm zugrundeliegende biologische Potential als gattungsgeschichtlich invarianten biologischen Bauplan aus. Damit bin ich mitten in meinem dritten Beispiel. Ist die Abfolge der Entwicklungsphasen wirklich so invariant, wie die Psychoanalyse sie beschreibt? Beeinflußt

22 »Im Ödipusverhältnis sind nicht nur die triebhaften Einstellungen inbegriffen, sondern die Art und Weise, in der das Kind den Ödipuskomplex durchmacht und überwindet, ist mittelbar bedingt sowohl durch die die allgemeine gesellschaftliche Ideologie als auch durch die Stellung der Eltern im Produktionsprozeß, mithin sind die Schicksale des Ödipuskomplexes letzten Endes wie alles andere abhängig von der ökonomischen Struktur der Gesellschaft. Ja mehr, sogar daß ein Ödipuskomplex überhaupt zustande kommt, ist der besonderen, durch die Gesellschaft bedingten Struktur der Familie zuzuschreiben.« (Wilhelm Reich: »Dialektischer Materialismus und Psychoanalyse« in: Bernfeld, Reich u. a., *Psychoanalyse und Marxismus – Dokumentation einer Kontroverse*, Frankfurt 1970, S. 158)

23 Anne Parsons, »Is the Oedipus Complex Universal? The Jones-Malinowski Debate Revisited«, in: Anne Parsons, *Belief, Magic and Anomie*, New York 1969, S. 8.

der »soziale Faktor« wirklich nur die »Objektseite«? Bisher ist stets angenommen worden, daß der »soziale Faktor« Einfluß nur auf die *Qualität* der Objektbeziehungen auf einer erreichten prägenitalen oder ödipalen Stufe hat, daß aber diese Stufen nach biologischem Plan aufeinander folgen müssen. Michael Balint ist meines Wissens der einzige Analytiker, der diese Annahme radikal in Frage stellt. In seinen Untersuchungen über *Die Urformen der Liebe* kommt er zu dem Schluß: »Die so häufig, so regelmäßig gefundene Entwicklungsreihe der analsadistischen, phallischen und schließlich genitalen *Objekt*beziehungen wäre also nicht biologisch, sondern sozial begründet. Wie man sieht, habe ich die oralen Beziehungen ausgelassen. Absichtlich, denn für diese kann ich die Gesellschaft, d. h. die Erziehung, nicht allein verantwortlich machen . . . So meine ich ernstlich, falls Kinder richtig erzogen werden könnten, müßten sie sich nicht durch die verschlungenen, ihnen aufgezwungenen Formen der prägenitalen Objektbeziehungen recht mühsam durchschlagen.«[24] Eine notwendige, wenn auch gefährliche Konsequenz dieses Gedankens ist, daß man die Vorstellung aufgibt, es gebe einen biologisch invarianten Katalog von erogenen Zonen und demzufolge von Triebquellen und Triebzielen, die mit der Oralität begönnen und im Primat der Genitalität ihre Erfüllung fänden.[25] Man wird dann bereits in der Ausbildung erogener Zonen eine Verschränkung biologischer und gesellschaftlicher Bedingungen erkennen müs-

24 Michael Balint, *Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse*, Frankfurt 1969, S. 60 und 64. Balint faßt seine Gedanken so zusammen: »Bisher haben wir die Entwicklung der genitalen Funktion und die Entwicklung der Objektbeziehungen als zwei Aspekte desselben Vorganges betrachtet. Wir sprachen z. B. von einer analsadistischen Stufe und meinten damit sowohl eine bestimmte Art der Objektbeziehung als auch eine bestimmte Art von Befriedigungserlebnissen. Dabei wurde stillschweigend angenommen, daß die Aufeinanderfolge dieser ›Stufen‹ biologisch bestimmt ist, ohne Einwirkung der Außenwelt gleichsam automatisch vor sich geht. Nun glaube ich, daß diese zwei Entwicklungen, obzwar vielfach ineinander verschlungen, doch gesonderte Prozesse sind; ferner, daß die verschiedenen Objektbeziehungen nicht als biologisch bedingte einander spontan ablösen, sondern eher als Reaktionen auf tatsächliche Umwelteinflüsse, vor allem auf Erziehungsmaßnahmen, aufzufassen sind.« (S. 67)

25 Diese Argumentation wird unterstützt durch neuere ethnopsychoanalytische Untersuchungen von Gesellschaften mit kollektiver Produktionsweise und kollektiver Aneignung der Produkte. Die Dogon von Westafrika (siehe Anm. 18) durchlaufen in ihrer Kindheit keine »Stufe« von Objektbeziehungen, die dem anal-sadistischen Komplex entsprechen, ja man kann überhaupt keine Entwicklungsstufe ausmachen, die irgendwie als »anale Phase« zu bezeichnen wäre, ohne den Dogon und der Psychoanalyse unrecht zu tun. – Die Psychoanalyse biologisiert die Erogenität der Analzone, wenn sie z. B. die anale Retentionslust und die von ihr sich ableitende ambivalente »Liebe« zum Besitz und Festhalten als *natürliches* Ergebnis der sich ausbildenden physiologischen Fähigkeit zur Sphincter-Kontrolle fixiert. Sphincter-Kontrolle und Sphincter-Moral sind zwei verschiedene Dinge. Die erste bezieht sich auf eine physiologische Entwicklung, die andere auf einen gesellschaftlichen Eingriff, nämlich die Prämierung der Fähigkeit, die Körperprodukte ordentlich festhalten und regelmäßig ausstoßen zu können.

sen. Das ist meines Erachtens keine soziologistische oder anti-biologische Argumentation. Man verhilft im Gegenteil der Biologie innerhalb der psychoanalytischen Theorie nur zu ihrem Recht, wenn man zuvor alle biologistischen Versteinerungen im psychosexuellen »Grundgesetz« aufbricht.[26] Nicht nur die Art der Trieb*befriedigung* und Triebunterdrükkung, sondern auch die Qualität der Trieb*entwicklung* folgt sowohl biologisch wie auch gesellschaftlich bestimmten Zwangsgesetzen. Diese psychische Dimension in der Gattungsentwicklung und in der Entwicklung der Produktivkräfte wird auch in der Kritik der politischen Ökonomie von Marx immer wieder angedeutet: »In den Kulturanfängen sind die erworbenen Produktivkräfte der Arbeit gering, aber so sind die Bedürfnisse, die sich mit und an den Mitteln ihrer Befriedigung entwickeln.«[27] Denn in den Produktivkräften der Arbeit sind auch die kognitiven und affektiven Fähigkeiten und Bedürfnisse inbegriffen oder, mit anderen Worten: das historisch erreichte Niveau der Entwicklung/Integration von Trieb und Bewußtsein.[28]

26 Alfred Lorenzer fordert in seinem Aufsatz »Symbol, Interaktion und Praxis« (in: *Psychoanalyse als Sozialwissenschaft*, Frankfurt 1971) von der psychoanalytischen Theoriebildung zu Recht, daß sie den »Bogen von der Objektivität der biologischen Anforderungen zu der Objektivität der Produktionsverhältnisse beidseitig verankert« (S. 54). Er fährt fort: »Hier ist auch zu sehen, daß biologische und gesellschaftliche Bedingungen keineswegs einen gleichartigen Einfluß ausüben. Der *relativen Invarianz* der biologischen Grundlage steht die geschichtliche Lage als Gefüge veränderlicher Faktoren gegenüber.« (S. 54) Das ist auch richtig, mit einer Einschränkung: Die Psychoanalyse operiert in ihrer Theoriebildung bisher weniger mit der »biologischen Grundlage« als mit einer eklektischen Fülle nachträglicher biologischer Absicherungsversuche psychoanalytischer Deutungen.

27 *Das Kapital*, Band I, MEW Bd. 23, S. 535. Überhaupt darf der Begriff der »notwendigen Bedürfnisse« bei Marx nicht auf die materiellen Bedürfnisse in dem engeren Sinne beschränkt werden, in dem sie im *Kapital* explizit auftauchen (Nahrung, Kleidung, Heizung, Wohnung usw.). Der Begriff deckt auch die affektiven Bedürfnisse, und nur wenn diese Dimension des Begriffs in der konkreten Analyse bewahrt wird, können Fragen wie die der Bildung und Blockierung von Klassenbewußtsein auch tatsächlich innerhalb des historischen Materialismus abgehandelt werden und nicht, wie üblich, in einem Auseinanderfallen von ökonomischer Analyse und auf sie aufgesetzter Vulgärpsychologie.

28 Ein Beispiel zur Illustration: Karl Abraham kritisiert, ohne sich dessen bewußt zu sein, die gesamte kapitalistische Arbeitsorganisation und die in den kapitalistischen Produktionsverhältnissen gefesselten menschlichen Produktivkräfte, wenn er über den Analcharakter schreibt: »Dementsprechend ist das soziale Verhalten solcher Personen stark an das Geld gebunden ... Doch bleibt ihre Libido den Objekten mehr oder weniger fern, und so ist auch ihre Arbeitsleistung nicht im eigentlichen Sinne produktiv.« (in: *Psychoanalytische Schriften*, Band I, S. 194). Abraham setzt also als Kriterium für Produktivität, ob die Libido letztendlich für Menschen oder für Dinge verausgabt wird. Die Kritik der politischen Ökonomie legt das gleiche Kriterium an, um verschiedene Produktionsweisen zu beurteilen: ob im Interesse der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse produziert wird oder im Interesse der Selbstverwertung des Kapitals.

Der Sinn dieser Ausführungen war, das geheime anthropologische Ideal der Psychoanalyse sichtbar zu machen und zu zeigen, aus welchen Quellen ihr Bild vom gesunden, normalen, erwachsenen und reifen Menschen gespeist wird. Wer bis hierher folgt, der sieht sich mit der Frage konfrontiert: Stellt der Primat der Genitalität, wie die Psychoanalyse ihn formuliert, oder genauer: stellen die charakterologischen und affektiven Qualitäten, die Objektbeziehungen und das Verhältnis von Ich und Über-Ich, welche an diesem Konzept festgemacht sind, wirklich die höchste Stufe dar, die gattungsgeschichtlich erreichbar ist? Oder ist dieser Primat nicht das Produkt eines gewaltigen ethnozentrischen Vorurteils, einer a-priori-Option für das bürgerliche Weltbild und für die kapitalistische Produktionsweise? – Die wirklich interessante Frage beginnt also, wo dieser Versuch endet. Es sind andere Realitätsprinzipien und andere, ihnen entsprechende Entwicklungsformen und Bearbeitungsformen der Triebe, andere Weisen der Integration von Trieb und Bewußtsein vorstellbar – und vor allem: möglich.

Tintenfisch 5

Jahrbuch für Literatur DM 5.80

Kurt Bartsch Alfred Behrens Thomas Bergmann Wolf Biermann Heinrich Böll Nicolas Born Volker Braun Rolf D. Brinkmann H. C. Buch F. C. Delius Jürgen Drese Hans M. Enzensberger Erich Fried G. B. Fuchs Ludwig Harig Günter Herburger Rolf Hochhuth Benno Höllteufel Franz Hohler Ernst Jandl Walter Kempowski Michael Kirmes Dieter Kühn Günter Kunert Reinhard Lettau Gert Loschütz Peter Maiwald Herbert Marcuse Helga M. Novak H. P. Piwitt Thorwald Proll Erika Ruckdäschel Peter Rühmkorf Michael Scharang Johannes Schenk Ernst S. Steffen Jürgen Stelling Günter Wallraff Martin Walser Ror Wolf Gerhard Zwerenz

Mit Bibliographie: Bücher deutscher Autoren

Quarthefte Verlag Klaus Wagenbach 1972

Q

Hubert Selby Mauern

„Dies ist einer der gewaltigsten Romane, die ich je gelesen habe."
Ray Gosling in „The Times", London

Dieser Roman ist ein Alptraum! Ein Mann – von der Polizei willkürlich aufgegriffen und verhaftet – sitzt in einer Gefängniszelle. Seine Wachträume und Rachephantasien sind von gewalttätiger Wut und brutaler Sexualität. Ein Werk voll dichterischer und sittlicher Kraft, geprägt durch die Vertrautheit des Autors mit dem Leiden.

228 Seiten
DM 25,–

Rowohlt

Hans Magnus Enzensberger

Der kurze Sommer der Anarchie

Buenaventura Durrutis
Leben und Tod

Roman. 300 Seiten. ca. DM 20,–

Die zwölf Kapitel des Romans handeln vom Leben und vom Sterben des spanischen Metallarbeiters Buenaventura Durruti, der nach einer militanten und abenteuerlichen Jugend zur Schlüsselfigur der spanischen Revolution von 1936 geworden ist. Das Buch beginnt mit einem Prolog über »Die Totenfeier« und endet mit einem Epilog über »Die Nachwelt«. Dazwischen wird die Geschichte eines proletarischen Helden erzählt, bis zu den »sieben Toden« Durrutis, die niemals aufgeklärt worden sind. Die Darstellung ist vielstimmig, sie beruht auf zeitgenössischen Broschüren, Flugblättern und Reportagen, auf Reden und Memoiren und auf Interviews mit Augenzeugen, die Durruti gekannt haben.

Die literarische Form des Romans steht zwischen Nacherzählung und Rekonstruktion. In acht Glossen, die in die Handlung des Romans eingesprengt sind, stellt der Autor ihren historischen Kontext her und deckt seine eigene Absicht auf.

Suhrkamp Verlag

6 Frankfurt/M. 1, Postfach 2446

Pädagogik und Erziehungskritik

Wörterbuch Kritische Erziehung

300 S., Pb., DM 12,80

hgg. v. Rauch/Anzinger unter Mitarbeit u. a. von Gamm, Kipp, Combe, Hengst, Janek, Rieß, Rexroth, Höchstetter, Walter, Kunstmann

1. Aufl. April 72 — 2. Aufl. Juli 72

Hartwig Röhm

Kindliche Aggressivität

Theorie und Praxis konfliktlösender Erziehung

176 S., Pb., DM 12,80

Kritik der Aggressionsforschung / Aufbau praktischer Modelle im Umgang mit der Aggression

NEUERSCHEINUNGEN: Herbst 72

Berg / Höchstetter / Jander / Schorb

Gruppe — Kollektiv

Mittel der Unterdrückung — Möglichkeit der Befreiung — Konzept und Versuche

220 S., Pb., DM 12,80

Analyse der Gruppenideologie / Darstellung praktizierter Versuche / Impulse zur Weiterarbeit

Holzinger/Mende

Wider die Sklavenreproduktion

Erziehungspraxis contra Rollenfixierung

200 S., 20 Abb., Pb., DM 10,80

Situationsanalyse der Schule / Bericht mehrjähriger Ergebnisse emanzipatorischer Schul-Erziehung

Antje Kunstmann

Mädchen

Sexualaufklärung — emanzipatorisch

92 S., 30 Abb. u. Fotos., Pb., DM 7,80

Sexualaufklärung als Ansatzpunkt zur Vermittlung ersten gesellschaftlichen Bewußtseins / Ein Buch für Mädchen ab ca. 11, 12

Raith Verlag

813 Starnberg

Ernesto Cardenal

In Kuba

Ernesto Cardenal
In Kuba
Bericht von einer Reise
388 Seiten, DM 24,–

Subskription bis
Ende Oktober DM 18,80

Zerschneide den Stacheldraht
Lateinamerikanische Psalmen
68 Seiten, DM 8,80

Das Buch von der Liebe
144 Seiten, DM 12,–

Gebet für Marilyn Monroe
und andere Gedichte
182 Seiten, DM 16,–

PETER HAMMER VERLAG

Paul Parin
Der Ausgang des ödipalen Konflikts in drei verschiedenen Kulturen

Eine Anwendung der Psychoanalyse als Sozialwissenschaft

Die Psychoanalyse entstand vor mehr als 70 Jahren als ein Verfahren zur Behandlung psychischer Störungen. Seitdem hat sich aus der psychoanalytischen Praxis und der von ihr abgeleiteten Theorie eine Wissenschaft entwickelt, die weit mehr umfaßt als das ursprüngliche Ziel, die Behandlung seelischer Leiden. Sigmund Freud betonte bereits 1921, daß die von ihm aufgestellte Psychologie den Einzelnen als soziales Wesen betrachtet: »Im Seelenleben des Einzelnen kommt ganz regelmäßig der Andere als Vorbild, als Objekt, als Helfer und als Gegner in Betracht und die Individualpsychologie ist daher von Anfang an auch gleichzeitig Sozialpsychologie in diesem erweiterten, aber durchaus berechtigten Sinne.«[1]

Freud selber hat in wichtigen Arbeiten[2] soziale Erscheinungen untersucht, zahlreiche seiner Mitarbeiter und Nachfolger sind ihm darin gefolgt.[3] Doch erst in neuerer Zeit wird die Psychoanalyse in dem Sinne als Sozialwissenschaft angewendet, daß man versucht, gesellschaftliche Prozesse zu erfassen, anstatt nur nach dem psychologischen Hintergrund gesellschaftlicher Erscheinungen zu fragen. Das ist möglich, da gesellschaftliche Vorgänge mit der psychoanalytischen Methode dort zur Ansicht gebracht werden können, wo sie jedenfalls wirksam sind: im bewußten und unbewußten Seelenleben. Die Anwendung dieser Methode setzt voraus, daß man weder die Gesellschaft noch das Seelenleben des einzelnen als gegeben hinnimmt. Beide müssen auf die wirksamen Kräfte reduziert, bei beiden muß die zugrunde liegende Struktur aufgedeckt werden. Bevor wir die psychoanalytische Methode auf Angehörige verschiedener Völker mit unterschiedlichem gesellschaftlichem Gefüge anwenden – ein Verfahren, das man Ethnopsychoanalyse genannt hat –, wollen wir versuchen, die Annahmen, die uns dabei dienen, unsere Arbeitshypothese, zu umreißen.

Jede gesellschaftliche Formation enthält Widersprüche: zwischen verschiedenen Produktionsweisen, zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen, zwischen Individuen, Gruppen, Klassen. Die Psychoanalyse als Sozialwissenschaft nimmt an, daß die Träger einer gesellschaftlichen Formation danach trachten, mit solchen Widersprüchen fertig zu werden, d. h. ihre primären Bedürfnisse zu befriedigen und ein dazu geeignetes soziales Gefüge zu perpetuieren. Dazu werden sie durch besondere Erziehungseinflüsse in Stand gesetzt, die man als Sozialisation bezeichnet. Das

Ergebnis der Sozialisation sind spezifische psychologische Züge und Eigenschaften, diese wirken auf die sozialen Einrichtungen (Institutionen), auf die Produktionsverhältnisse und auf die Produktionsweise zurück. Neben der Dialektik zwischen Produktion und sozialer Organisation wird also weiteren Prozessen nachgegangen.

Die Psychoanalyse ist eine Konfliktpsychologie. Sie formuliert die seelische Entwicklung sowohl in inneren Konflikten, wie in äußeren Konflikten (mit Personen und Einrichtungen der Umwelt), deren Ergebnisse, Lösungen oder Folgen in die Struktur der Individuen aufgenommen werden. Konflikte im Sozialgefüge und innere Konflikte in der erworbenen psychischen Struktur seiner Träger stehen in Beziehung zueinander. Diese Beziehung ist aber keine einfache und statische, etwa so, daß alle Konflikte, die sich in der Gesellschaft äußern, vom Individuum ausgetragen werden müßten.[4] Untersucht man die Konflikte und ihre Folgen dort, wo sie sich abspielen, in der Innenwelt, zwischen Personen, Gruppen und Klassen, so ergibt sich ein Einblick in ein dynamisches Kräftespiel: Die Notwendigkeit, die primären Bedürfnisse zu befriedigen, erzeugt Widersprüche; der psychosoziale Prozeß enthüllt sich als eine dynamische Folge von Konflikten, Lösungen und neuen Konflikten, die dahin tendieren, die Widersprüche zu überwinden. (Bei dieser Betrachtung ist eine konfliktfreie Gesellschaft ebenso undenkbar wie konfliktfreie Menschen.)

Um die Psychoanalyse als Sozialwissenschaft darzustellen, könnte man so vorgehen, daß man zuerst ihr Begriffssystem schildert. Dieses müßte so weit abstrahiert werden, daß sich psychische Vorgänge von Menschen aus ganz verschiedenen Klassen oder Sozietäten zutreffend beschreiben und miteinander vergleichen lassen. In einem zweiten Schritt könnte man dann den psychosozialen Prozeß verfolgen, d. h. das Zusammenwirken vorgesellschaftlicher (biologischer) und gesellschaftlicher (interpersoneller) Ursachen und Wirkungen, dann den Bildungsprozeß der Sozialisation und sein Ergebnis, die spezifischen psychologischen Züge und Eigenschaften. Dieses Ergebnis gesellschaftlicher Einflüsse wird zum Ausgangspunkt für Kräfte, die auf die gesellschaftliche Organisation wirken.

Wir wählen statt dessen ein einfacheres Vorgehen. Wir beschreiben den Ausgang eines besonderen Kindheitskonfliktes, das typische Ergebnis des ödipalen Konflikts, in drei verschiedenen gesellschaftlichen Formationen. Damit verzichten wir darauf, den Beweis zu erbringen, welches Gewicht psychosozialen Prozessen im allgemeinen zukommt, und welche strukturierende Wirkung gerade vom Ausgang dieses Kindheitskonfliktes, von dieser Phase der Sozialisation in den drei Sozietäten ausgeht. Wir geben nicht mehr als eine Illustration, einen Ausschnitt aus den Ergebnissen ethnopsychoanalytischer Untersuchungen und lassen die Frage offen, welcher Stellenwert den beschriebenen Strukturen und Prozessen im gesamten ge-

sellschaftlichen Gefüge zukommt. Für die Untersuchung zweier afrikanischer Sozietäten, der Dogon und der Agni, haben wir in ausführlichen Publikationen nachzuweisen versucht, wie wichtig der psychosoziale Aspekt ist, um die in der Gesellschaft wirksamen Vorgänge zu erklären.[5] Für das dritte Vergleichsobjekt, die abendländische, kapitalistische Gesellschaft, müssen wir uns mit einigen Hinweisen begnügen.

Es drängen sich zwei Bemerkungen auf, die sich aus unserer Methode ergeben. Erstens gehen wir von psychologischen Untersuchungen aus. Dadurch könnte der Irrtum entstehen, daß wir gesellschaftliche Prozesse als psychisch »verursacht« ansehen. Dies ist nicht der Fall. Im Sozialisationsprozeß und in seinem Ergebnis erforschen wir mit psychologischen Mitteln einen Faktor, der im gesellschaftlichen Prozeß entsteht und auf diesen zurückwirkt. Anderseits dürfen die Gesellschaftswissenschaften unserer Meinung nach die Wirkung psychischer Funktionen und Strukturen nicht vernachlässigen. Das Seelenleben als einfache Spiegelung oder Funktion gesellschaftlicher Vorgänge zu beschreiben ist ebenso unzulänglich wie jene Theorie der Aufklärung (Locke, 1690), die den Geist des Menschen als »ein leeres Zimmer« beschrieb, das mit Erfahrungen, z. B. den Sitten eines Volkes, erst gefüllt wird.

Die zweite Bemerkung bezieht sich darauf, daß wir mit unserer Forschungsmethode relativ wenige Personen eines sozialen Gefüges sehr genau untersuchen und dann annehmen, daß davon allgemeine Aussagen abgeleitet werden können. Das beruht auf der Feststellung, daß jeder Mensch vom Beginn seines Lebens an ein soziales Wesen ist und daß er in seiner seelischen Struktur und in seinem Verhalten von der Sozietät, der Klasse oder der Gruppe, der er angehört, geformt worden ist. Wenn wir einen bestimmten Ausgang eines Konflikts, z. B. des ödipalen Konflikts, bei den Dogon als »typisch« bezeichnen, so heißt das nicht, daß wir bei einer statistisch relevanten Zahl männlicher Dogon den gleichen Konfliktausgang festgestellt haben. Typisch bedeutet vielmehr, daß das soziale Verhalten männlicher Dogon als sinnvoll zu verstehen ist, wenn wir einen solchen Konflikt, den wir aufgedeckt haben, zur Erklärung heranziehen, daß die Funktion sozialer Institutionen mit Hilfe dieser psychosozialen Rekonstruktion erkennbar wird und daß die Struktur der Gesellschaft, der spezifischen Produktions- und Machtverhältnisse dadurch klarer hervortritt.

Der ödipale Konflikt und sein Ausgang

Unsere Gegenüberstellung verschiedener Ausgänge eines analogen psychosozialen Konflikts bei Angehörigen dreier Kulturen sollte ein Licht auf das Verhältnis gesellschaftsspezifischer psychischer Prozesse zu den Pro-

duktionsverhältnissen und Organisationsformen der Sozietät werfen. Nun ist aber dieser Konflikt zuerst im Rahmen der abendländischen Welt formuliert worden. Er beschreibt jenen Entwicklungsschritt, bei dem das Kind die ausschließliche Beziehung zu einer einzigen Pflegeperson (meist der Mutter) aufgeben und sich mit weiteren Personen der sozialen Umwelt auseinandersetzen muß. Bei uns lautet die einfachste Formel für diesen Übergang von der Mutter-Kind-»Dyade« zur »Triade«: »Der Knabe wünscht, seine Mutter sexuell zu besitzen, und er trachtet deshalb, seinen Vater zu töten. Er fürchtet jedoch, zur Vergeltung vom Vater kastriert oder getötet zu werden. Dieser Konflikt führt zum Untergang des Ödipuskomplexes. Der Knabe verinnerlicht die Autorität des Vaters und verzichtet hinfort auf den Besitz der Mutter. Damit ist das Überich aufgerichtet und das Inzestverbot etabliert.«

Bei der Untersuchung von Menschen, die in Sozietäten aufgewachsen sind, deren Familienordnung und Erziehungspraktiken sich von den unseren wesentlich unterscheiden, hat sich eine allgemeinere Fassung als nötig erwiesen. Auch in unserer abendländischen Welt scheint die obige Formulierung nicht für Angehörige aller Klassen zu gelten, und sie scheint zeitlichen Veränderungen unterworfen zu sein. Die Praxis psychoanalytischer Untersuchungen hat auf die theoretische Formulierung des psychischen Konfliktes zurückgewirkt. Wir können den Konflikt, den Angehörige der drei in Betracht kommenden Sozietäten zwischen dem 4. und 6. Lebensjahr durchmachen, so umschreiben: »Knaben und Mädchen treten zwangsläufig in eine Entwicklungsphase (die sogenannte phallische Phase der Libidoentwicklung) ein, in der sich ihre libidinösen Wünsche ganz auf eine Person zentrieren, die sie bisher gepflegt hat (in der Regel die Mutter). Mit dieser bilden sie eine Dyade. Jetzt wird jede Person oder Gruppe von Personen, die Ansprüche auf die ›Mutter‹ erhebt, als Störfaktor erlebt. Für das Kind ergibt sich ein Konflikt, der starke Affekte erregt. Diese zwingen es, sich in irgendeiner Weise mit der Einordnung in eine Triade abzufinden, oder m. a. W. die objektbezogenen libidinösen zugunsten seiner egoistischen (narzißtischen) Interessen aufzugeben. Mit diesem Verzicht kommt die stürmische Triebentwicklung der Frühkindheit zu einem vorläufigen Abschluß, der sogenannten Latenz. Damit ist ein wichtiger, oft der entscheidende Schritt zur Sozialisation getan. Die Konflikte der frühen Kindheit haben einen Ausgang genommen, der für das soziale Verhalten in vieler Hinsicht bestimmend bleibt.«

Unter den Ursachen, die den ödipalen Konflikt in Gang bringen und seinem Ausgang eine bestimmte Richtung geben, kann man biologische aussondern, die in allen vorhandenen und denkbaren Familien- und Gesellschaftsordnungen zu irgendeiner Wirkung gelangen werden. Die langewährende Abhängigkeit des Kindes von der Pflege und Fürsorge der Er-

wachsenen, als Retardation gegenüber der Tierreihe, insbesondere den Primaten beschrieben, kontrastiert mit einer viel rascheren Entwicklung der Triebanlagen, die etwa um das 5. Lebensjahr zu einem Abschluß kommt. Die voll entwickelten Liebeswünsche (libidinösen Strebungen) heften sich jeweils an eine Pflegeperson, von der die Abgrenzung eben erst möglich geworden ist, während die befriedigende Dyade der Frühkindheit noch nicht ganz aufgelöst ist. Diese Zentrierung tritt auch bei Kindern ein, die, wie viele Kinder der Dogon, von mehreren Ersatzmüttern gleich liebevoll gepflegt wurden. Daher ist der Übergang zur Triade, das Hinzutreten einer libidinös relevanten Drittperson, immer ein schwieriger Entwicklungsschritt. Am Ausgang dieses Prozesses ist Biologisches insofern beteiligt, als das Kind seine faktische Abhängigkeit und Schwäche gegenüber der Umwelt der Erwachsenen erlebt und sich sowohl seine körperliche Integrität als auch die ebenso notwendige emotionelle Zuwendung auf irgendeine Weise erhalten muß. Interessen der Selbstbewahrung, die man narzißtische nennt, tragen schließlich den Sieg über die Liebeswünsche davon. Das Kind wird am Ende des Prozesses ein sozialeres Wesen sein, als es zu Beginn desselben gewesen ist.

Die biologischen Ursachen sind beiweitem nicht die einzigen oder die wichtigsten, wenn wir unser Interesse dem Ausgang des Konfliktes zuwenden. Doch auch die Inzestscheu, die wir in der Form von Exogamieregeln, die jeweils Inzestverbote beinhalten, in allen uns bekannten Sozietäten antreffen, rechnen wir, entgegen der Ansicht Freuds, nicht zu den Ursachen (und nicht einmal sicher zur Biologie des Menschen), sondern zu einer Funktion oder Folge früher Sozialisationsprozesse, unter denen dem ödipalen Konflikt eine hervorragende Stellung zukommt. Die »Liebeswahl« des Kindes zu Beginn der phallischen Phase ist jedenfalls potentiell inzestuös. Doch ist die Umgebung des Kleinkindes, die meist als Familie strukturiert ist, ohnehin der Ort, an dem kollektive Interessen den triebhaft-individuellen übergeordnet sind. Die Gesellschaft, von der das Kind abhängt, gibt seinen »egoistischen« Wünschen eine Richtung, die das physische und emotionelle Fortbestehen des Einzelnen *und* der Gruppe ermöglicht. Sie nimmt dabei Konflikte, wie den ödipalen Konflikt, als unvermeidlich in Kauf und steuert zu seinem Ergebnis unter anderem Exogamieregeln bei. Der Träger des ödipalen Konflikts, das Kind, welches die Dyade aufgeben und sich mit einer »triadischen« Sozietät abfinden muß, erlebt starke Affekte. Diese Affekte sind es, welche später im Leben den betreffenden sozialen Regeln (Inzesttabu, Exogamieregeln) eine große emotionelle Bedeutung verleihen, die als genuine Inzestscheu beschrieben worden ist. Wir meinen jedoch, daß die Inzestscheu nicht genuin ist, sondern vom Ausgang des unvermeidlichen psychosozialen Konflikts in der ödipalen Phase abgeleitet werden muß. Jedenfalls ist das Inzestverbot

unter vielen verschiedenen Faktoren ein nie fehlendes strukturierendes Element der Gesellschaft.

Der Ausgang des Konflikts bei den Dogon: Kommunikation, Verteilung und kollektives Leben

Die Dogon leben in einem überaus kargen und steinigen Bergland. Ihre großen, eng zusammengebauten und oft sehr schwer zugänglichen Dörfer bilden jedes für sich, und dann wieder einige benachbarte zusammen, wohlorganisierte politische, soziale und traditionell-religiöse Einheiten. Im Innern ist die Gesellschaft in patriarchalen Großfamilien organisiert, denen mehrere bis viele Kernfamilien zugehören. Die politische und soziale Herrschaft oder vielmehr Leitung fällt auf jeder Stufe jedoch nicht *einem* Oberhaupt, sondern einem Rat der Ältesten zu, der sich je nach der Wichtigkeit der behandelten Angelegenheit durch die Teilnahme jüngerer Männer erweitert. Das wichtigste Subsistenzmittel ist, neben der Haltung von Kleintieren und gelegentlicher Jagdbeute, der Anbau von Hirse. Hitze, Trockenheit und der Mangel an fruchtbarem Boden erzwingen eine sorgfältige Gärtnerarbeit, um knapp das nötige Getreide zu produzieren. Über den Boden verfügt die Großfamilie. Die Zuteilung an Haushalte trägt der Altersordnung und der Größe der Haushalte Rechnung. Eine komplizierte Arbeitsteilung paßt sich den materiellen Erfordernissen an. Sie basiert nicht nur auf der unterschiedlichen Arbeit von Männern und Frauen. Ein differenzierter Wechsel von individueller Arbeit, solcher der Kernfamilie, kollektiver Arbeit im Rahmen der Großfamilie oder der Altersklassen, ermöglicht eine ideale Anpassung an die natürlichen Erfordernisse: die bestmögliche Befriedigung der Bedürfnisse aller spielt dabei die größte Rolle, Besitzverhältnisse die geringste. – Während der Kolonialzeit wurde der Zwiebelanbau, als zweite Frucht in den Hirsegärten, eingeführt. Der Brei aus gestampften Zwiebeln wird zu Kugeln geformt, diese werden getrocknet und dann auf dem Martk zum Export in benachbarte Landschaften verkauft. Diese Produktion wird sowohl von Männern als auch von Frauen individuell betrieben, ohne daß dadurch die oben beschriebene Arbeitsorganisation gestört würde.

Die Gartenbaudörfer der Dogon haben sich bis heute wirtschaftlich beinahe autark erhalten. Als soziokulturelle Formation entsprechen sie den »undifferenzierten Gartenbaudörfern« (nach Darcy Ribeiro[6]), die als geographisch eng beschränkte Reste aus einer frühen evolutiven Stufe der Menschheit bis in unsere Zeit herüberragen. Die hochdifferenzierte soziale Organisation der Dogon entspricht einem kollektiven Leben, dessen Schilderung uns »paradiesisch« anmutet. Dies allein rechtfertigt es, psychosoziale Prozesse, die sich dort abspielen, zu untersuchen.

Der typische Ausgang des ödipalen Konflikts bei den Dogon läßt sogleich erkennen, daß dieser Schritt zur Sozialisation viel direkter als bei uns zur Einordnung in eine größere Gemeinschaft führt.
Der Knabe zentriert seine Wünsche auf die Mutter – vielleicht etwas früher und intensiver als Kinder der abendländischen Welt – und erlebt jetzt den Vater, den störenden Dritten, als Rivalen. Doch fällt dieser Konflikt mit einer einschneidenden Veränderung seiner sozialen Lage zusammen: Die Mutter, die das Kind bis ins 4. Lebensjahr gestillt, es tags auf dem Rücken getragen und sich nachts nicht von ihm getrennt hat und ihm keinerlei aktive Erziehung durch Lohn und Strafe, Zuwendung und Liebesentzug angedeihen ließ, trennt sich jetzt plötzlich von ihrem Kind, stillt es nicht mehr und überläßt es ganz der »Gruppe«, mit der es schläft, ißt, spielt, mit der es später arbeiten wird und die – bis zur Gründung einer eigenen Familie – seine einzige soziale Umwelt bleibt.
Die Gruppe umfaßt einerseits die gleichaltrigen Kinder der patri-linearen Großfamilie (und später des ganzen Dorfes), anderseits alle älteren Geschwister, Vettern, Onkel, Tanten bis hinauf zu den Ältesten. Die eigenen Eltern sind in dieser aufsteigenden Schichtung, in der die älteren alle jüngeren »erziehen«, nur zwei etwas wichtigere Personen unter vielen.
Die Affekte, die den Untergang des Ödipuskonflikts einleiten, sind solche, die das Erlebnis des Aufhörens, der Trennung, des Alleingelassenwerdens begleiten. Der Untergang des Ödipuskomplexes wird mehr von der Abwendung der Mutter und vom Einfluß der Gruppe als von der Intervention des Vaters oder der Angst vor ihm bestimmt.
Am Ausgang des Konflikts kommt es zu einer dauerhaften Verinnerlichung vor allem zweier »Identifikationsformen«: derjenigen mit der Reihe der Gleichaltrigen, in der jeder dem andern gleich und austauschbar ist, wobei alle zusammen von einer übergeordneten Instanz abhängen, und einer zweiten mit der auf- und absteigenden Reihe in der Altershierarchie, in welcher der Jüngere jeweils von einem Älteren abhängig, dafür aber einem Jüngeren überlegen und für ihn verantwortlich ist. Zur Überwindung der Konfliktsituation etabliert jeder Einzelne in seinem Ich die grundlegende Struktur der Dogonsozietät: einerseits die altershierarchische, vertikale Gliederung der Großfamilie (und wieder mehrerer Großfamilien in der Dorfgemeinschaft) und anderseits die horizontale der Altersklassen, die keine Rücksicht auf Familiengliederung nimmt. Hinfort aktiviert jeder entsprechende Konflikt oder auch nur die Drohung eines solchen die einander ergänzenden und ablösenden organisierten Aktivitäten des Kollektivs.
Bevor wir uns jedoch jenen Prozessen oder Aktivitäten zuwenden, die das Überleben in der Umwelt, die Produktion und schließlich die Evolution

gesellschaftlichen Verhaltens ausmachen, müssen wir auf einige weitere Voraussetzungen eingehen, die ein solches Durchlaufen des ödipalen Konflikts ermöglichen und die besonderen Bedingungen für seinen Ausgang schaffen, für die ersten Schritte der Ich-Bildung. »Ich« nennen wir jene dauerhaft etablierten Funktionen oder Funktionsbündel, die der Abstimmung innerer Bedürfnisse mit jenen der sozialen Umwelt dienen.

Im langedauernden emphathisch-dialogischen Zusammensein mit der Mutter, das von keinem Neid auf das nächste Geschwister gestört ist, erwirbt sich das Ich der Dogon die Fähigkeit zur Einfühlung, Partizipation und identifikatorischen Bezogenheit, sowie die Bereitschaft, die Aktivität anderer Personen mitzumachen, sich mit ihrem Tun, insbesondere mit der körperlichen Bewegung zu identifizieren. Geben und Nehmen behalten die Qualität der Stillung unmittelbarer oraler Bedürfnisse. Das Fehlen jeder aktiven Erziehung zur Beherrschung der Exkrementalfunktionen und zur Ruhigstellung des Körpers im Sitzen erspart längere Trennungskämpfe von der Mutter und läßt Trotz nicht zu sadistischer oder masochistisch gegen innen gerichteter Aggression anwachsen. Die kindliche Sexualität wird weder stimuliert noch unterdrückt.

Danach ist es verständlich, daß weder der Wunsch auftaucht, den ödipalen Rivalen zu töten, noch auch die Angst, von ihm genital verstümmelt zu werden, eine entscheidende Rolle spielt. Die »versagende Hauptperson« ist – für Mädchen und Knaben – zu Beginn der phallischen Phase die Mutter, die sich abwendet, und beim Ausgang des Konflikts die altershierarchische Gruppe. Diese ist nur versagend für objektzentrierte, egoistische Wünsche. Für die bereitliegenden identifikatorischen Bedürfnisse, die durch keine Neigung, Besitz oder Aggressionen zurückzuhalten und aufzuspeichern, gestört werden, ist sie gewährend. Insbesondere die Identifikation mit Aktivitäten, vor allem mit solchen, die von einer oralen Kommunikation gemeinsamen Redens, Essens und Trinkens gefolgt sind, kommt voll zum Zuge. Aus der Imitation, dem Erlernen und schließlich dem vollen Übernehmen weiblicher oder männlicher Rollen bei Spiel und Arbeit ergibt sich nach der Trennung von der Mutter stufenweise die Trennung der Altersgruppen nach dem Geschlecht.

Mädchen erlernen nicht nur von der Mutter, sondern von der aufsteigenden Linie der Frauen und in Gemeinschaft mit den Alterskameradinnen Kinderpflege, Haushalt, die »weiblichen« Feldarbeiten und Künste (z. B Töpferei), Knaben neben den männlichen Arbeiten auch die Kunst des Maskentanzes und umfangreiche Kenntnisse über die Natur. Die Führung der öffentlichen Angelegenheiten erlernen sie, indem sie, je nach Neigung, gelegentlich oder regelmäßig als stille Zuhörer dem Rat der Ältesten unter dem Schattendach beiwohnen.

Es ist nicht verwunderlich, daß Dogon, die »im Ausland«, das heißt nicht

in einem Dogon-Dorf aufgewachsen sind und als Erwachsene zurückkehren, Schwierigkeiten haben, an den verschiedenen sozialen Aktivitäten adäquat teilzunehmen. Aber auch Personen, die ihre Kindheit im Dorf, in einer traditionellen Familie verbracht haben, deren ödipaler Konflikt aber anders verlaufen ist (zu lange oder zu kurze Bindung an die Mutter, zu großes Gewicht eines versagenden Vaters, zu kleine Altersgruppe, in der sie aufgenommen werden), können viele Aktivitäten (z. B. den Maskentanz) nicht richtig erlernen oder werden durch Ängste, Hemmungen und aggressive Impulse an der Teilnahme am sozialen Leben behindert oder ganz davon ausgeschlossen.

Die Dogon haben am Ausgang der Frühkindheit ein »Gruppenich« etabliert. Sie sind eigenständige, voneinander abgehobene, konstante Charaktere geworden, deren Ich aber darauf angewiesen ist, daß die Personen der Umwelt die gleichen identifikatorischen Möglichkeiten und Bedürfnisse haben wie sie selber. Man kann vermuten, daß die horizontale Identifikation das Erlebnis symbiotischer Einheit mit der Mutter in neuer Form perpetuiert und die vertikale Identifikation das Erlebnis einer späteren Phase wiederholt, in der sich das Kind bald mit der fürsorgenden Mutter, bald wieder mit der eigenen Rolle als Objekt der Pflege identifiziert.

Das Überich der Dogon nannten wir Clangewissen. Dieses beinhaltet, wie bei uns, die tradierten sozialen und ethischen Regeln. Es handelt sich dabei aber nicht um eine Verinnerlichung der unterdrückenden Autorität des Vaters, sondern vor allem um eine Instanz, die darum besorgt ist, daß die Kohärenz mit der Gruppe nicht gestört wird. Verstöße gegen seine Forderungen rächen sich nicht durch ein schlechtes Gewissen oder unbewußte Schuldgefühle. Es tritt vielmehr die Furcht auf, die Ältesten des Dorfes traurig zu stimmen und dadurch der Zuwendung der Gruppe verlustig zu gehen. »Gruppenich« und »Clangewissen« zeigen eine beachtliche Flexibilität und Elastizität. Das heißt, sie stellen sich leicht auf schwierige und belastende Situationen ein, die im Sozialgefüge auftreten, und erzeugen rasch wieder das frühere Gleichgewicht.

Wir müssen es uns versagen, auf die zahlreichen Institutionen und Traditionen (Initiationsriten, religiöse Systeme mit entsprechenden Priestern, Ritualen und Mythen, usw.) einzugehen, die – dem Überbau angehörend – die individuelle und kollektive Psychologie später strukturieren helfen und befestigen.

Will ein junger Dogon um ein Mädchen werben, kann er dieses »individuell-egoistische« Interesse in einer ihm wegen der Exogamieregeln fremden Familie nicht selber durchsetzen. Er läßt sich für die Werbung durch Kameraden der Altersklasse vertreten, ebenso wie diese für und mit ihm

die vorgesehenen Arbeitsleistungen zugunsten jener Großfamilie aufbringt, die ihre Tochter oder vielmehr deren Arbeitskraft und Produktivität von Nachkommen an ihn »verliert«. Will er jedoch ein Haus bauen, um seine entstehende Kleinfamilie unterzubringen, muß die Großfamilie, der dieser Zuwachs in erster Linie zugute kommt, den Platz bereitstellen. Die Arbeit wird von den Alterskameraden beiderlei Geschlechts geliefert, wobei das Wassertragen und Zubringen der Materialien – ebenso wie bei den Haushaltsarbeiten – Sache der Mädchen ist, die eigentliche Bauarbeit jene der Burschen, während in den Pflanzungen den Männern das Herbeischleppen der Erde und des Wassers zum Begießen zufällt und die Erntearbeiten, deren Ergebnis der Familie zukommt, von beiden gemeinsam geleistet werden. Jeder kollektiven Arbeit folgt unmittelbar eine Art Fest, bei dem von den Frauen frisch gebrautes Hirsebier gemeinsam genossen wird. Die Leistung wird, abgesehen von einer Kompensation höherer Ordnung im Gesamtsystem, ganz unmittelbar durch kommunikatives Trinken und Festfreude kompensiert, wobei selbstverständlich die Gruppe oder Person, der die Leistung zugute kommt, Spenderin der Materialien ist.

Die Beschreibung der genaueren Regelung der Arbeitsteilung und der resultierenden Besitzverhältnisse würde allein ein Buch füllen. Spezialisten wie die Hersteller des Handwerkzeugs, auch Schmiede genannt, oder Tuchmacher und Färber bilden gleichsam vertikal herausgeschnittene, analog organisierte Sektoren der Gesellschaft, deren Produktionsorganisation wegen der nötigen andersartigen Arbeitsteilung eine andere sein muß, die aber als Einzelpersonen und als Ableger des Dorfkollektivs mit diesem in einer Austauschbeziehung stehen.

Als die französische Kolonialverwaltung von den Familienältesten die Entrichtung einer Kopfsteuer verlangte, die wegen des Fehlens eines monetär gehandelten Ausfuhrproduktes nur durch Lohnarbeit in der Fremde aufgebracht werden konnte, wurden dafür einige junge Männer aus einer Altersklasse noch Unverheirateter des Dorfes ausgesucht, die ihrer Verpflichtung, die Kopfsteuer für die ganze Dorfgemeinschaft aufzubringen, auch klaglos nachkamen. Nur so konnte verhütet werden, daß eine Familie unentbehrliche Arbeitskraft hätte entbehren müssen oder gar unfähig geworden wäre, die Steuer zu zahlen. Als schließlich die Produktion von Zwiebeln zum Export, also für den Tauschhandel zum Erwerb persönlicher Gebrauchsgegenstände eingeführt wurde, geschah die Pflanzarbeit individuell, auf dem Boden der Großfamilie. Um aber die Zwiebeln zu Brei zu stampfen, daraus Kugeln zu formen und diese zu trocknen, wurden wiederum die Altersklassen der Burschen und Mädchen zusammengerufen. Die Zuteilung der getrockneten Kugeln nach dem Anteil der Einzelproduzenten wurde jedoch von den Dorf-Ältesten vorgenom-

men – ein Verfahren, das ihnen ganz ohne Zählungen, Messungen und ohne Streit möglich ist, da sie ja die Vertreter der Interessen jedes einzelnen Dorfbewohners sind.
Das Verhältnis zum Besitz ist nicht oder nicht ausschließlich ein individuelles, seine Verteilung wichtiger als die Aneignung, jedoch gemessen an den hochdifferenzierten Produktionsweisen nicht primitiv. In Kauf genommen wird die Unfähigkeit, Mengen von Vorräten lange zu speichern, ohne sie zu verzehren oder herzugeben, und zwar in einem Land, in dem Mangel bald zu Hungersnot und Tod führt. Das »orale« Ich hat eine sozialökonomische Schwäche, die es durch seine Gruppen-Ich-Funktionen ausgleicht: der Notvorrat wird einem älteren Verwandten aus der Väter-Brüder-Reihe zur Aufbewahrung übergeben, der sich für das Wohl des Jüngeren verantwortlich fühlt.
Aggression kann nicht mit Besitz in Zusammenhang gebracht werden: Diebstahl oder Strafe für solchen kann sich innerhalb der Gesellschaft nicht entwickeln. Fremde Unterdrücker, Peul, Kolonialherren oder die unabhängige Regierung der Republik Mali, die Steuern verlangt, erhalten ihren Tribut: das Produkt der Arbeit wird gegen soziale Integrität und Ruhe ausgetauscht. Die Rekrutierung von Angehörigen – so wie in alter Zeit Sklavenraub – stößt jedoch auf unmittelbaren und heftigen aggressiven Widerstand.
Es versteht sich beinahe von selbst, daß sich so lange keine Ausbeutung und keine ihr entsprechende Herrschaftsideologie entwickeln kann, als jeder und jede Angehörige der Sozietät darauf angewiesen ist, empfangene Leistungen und Werte an die Angehörigen jenes Kollektivs weiterzugeben, an dem er ebenso aus emotionalen wie aus ökonomischen Gründen partizipieren muß.
Ein so kompliziertes Regelsystem funktioniert nicht »automatisch«. Neben einer Hierarchie von Priesterrichtern, die vor allem das Zivilrecht vertreten, und zwar nach dem Muster von nicht weniger als 80 Paaren mythischer Vorfahren, denen höchst verschiedene individuelle Schicksalsvorbilder zugeschrieben werden, ist es vor allem der Ältestenrat, der Entscheidungen trifft. Über die, in neuerer Zeit gewählten, Dorfältesten oder Gemeinderäte hinaus umfaßt er entweder wenige oder mehrere oder schließlich alle erwachsenen Männer eines Dorfes, je nachdem, wie tief die zu beratende Angelegenheit in den persönlichen Bereich und das Schicksal der Einzelpersonen eingreift. Eine Justiz gibt es, aber keine Polizei. Strafen oder andere Sanktionen sind nicht vorgesehen. Asoziales Verhalten rächt sich durch Verlust von Prestige, in den seltenen schweren Fällen bis zum Ausmaß einer automatischen Ächtung. Die Absonderung von der Gemeinschaft ist die schwerste Strafe. Trotz der hohen Wertschätzung der Arbeit führt die Faulheit zwar zu Prestigeverlust, aber nicht zum

Ausschluß aus der Großfamilie oder Altersklasse. Zu ihr gehört man seit immer und für immer.

Die Gesellschaft der Dogon produziert neben Hirse vor allem eine Familiensituation, in der sich die Mutter für lange Zeit emotionell ganz ihrem Kind widmen kann und in der nach der Abstillung, die den ödipalen Konflikt einleitet, die Neigung zu einer differenzierten kollektiven Einpassung durch aktive Identifikationsmodalitäten das Ergebnis des Konfliktes sind. Werden später »ödipale« Ängste erweckt, haben sie die Form einer Furcht, von der Frau verlassen zu werden oder von ihr keine Nachkommenschaft mehr zu erhalten. Dies ruft nach einer weiteren Festigung der familiären Sicherungen durch ein Zweifrauensystem, welches wieder die ungestörte Dyaden-Zeit der Nachkommen ermöglicht.
Statt zu technischer Vervollkommnung hat sich die Evolution der Dogonsozietät auf der Linie des Ausbaus einer differenzierten kollektiven Sozialordnung bewegt. Eine Nachuntersuchung im Jahre 1966 hat ergeben, daß der Ausbau weiterging, als es sich darum handelte, mit massiven ökonomischen, politischen und kulturellen Eingriffen der nachkolonialen Zeit fertig zu werden. Einige technische Neuerungen, wie bessere Verbindungswege und kleine Stauwerke zur Speicherung des Regenwassers, haben der kollektiven Verarbeitung ökonomischer und sozialer Probleme eher neue Anstöße gegeben, als sie zu zerstören.

Der Ausgang des Konflikts bei den Agni: Mütterliche Herrschaft, Zwang ohne Ausbeutung, Aggression ohne Gewalt.

Die Agni leben in stadtähnlichen Dörfern, im fruchtbaren Regenwald der Elfenbeinküste. Die Pflanzgärten der Frauen sichern die minimale Subsistenz; die Produktion von Kaffee in agrar-industriellen Plantagen, die vorwiegend von den Männern mit Hilfe von Fremdarbeitern betrieben wird, dient zum Export auf den Weltmarkt und sichert ihnen ein Einkommen, das höher ist als das der meisten westafrikanischen Völker. Ihre Gesellschaft ist matrilinear organisiert; das heißt, daß die Abkunft von der mütterlichen Linie die Sippenzugehörigkeit bestimmt und daß der Sohn vom Bruder der Mutter erbt. In der politischen Organisation, die sich als strukturierendes Element während der Kolonialepoche und in der unabhängigen Republik Elfenbeinküste erhalten hat, steht die Welt der Frauen jener der Männer in einem spannungsreichen Gleichgewicht gegenüber. Männer stellen die Könige, Chefs oder Würdenträger; sie repräsentieren die Macht und tragen das Prestige. Die Welt der Frauen bildet das wirtschaftliche Interessengefüge und die genealogische Kohärenz; nach ihren

Regeln war in der Vergangenheit der Stamm, das Königreich und ist heute noch das Sozialgefüge organisiert. Man kann die Frauen in Bezug auf ihre Funktionen und Abhängigkeiten mit der Legislative, die Männer mit der Exekutive parlamentarischer Systeme vergleichen.

Die Sozialsphäre des Kindes ist nicht allein durch die Zugehörigkeit zur Sippe der Mutter bestimmt. Es wächst vielmehr in einer Vielzahl sozialer Funktionskreise (matrilineare Sippe, klassifikatorische Gemeinschaft, Hofgemeinschaft usw.) auf, die zwar jeweils unserer Definition einer Familie entsprechen, die sich aber überschneiden und durch verschiedene Abhängigkeiten und unterschiedliche und sogar widersprechende Interessen der Mitglieder charakterisiert sind. Die Kernfamilie ist dabei, als soziale Umwelt, ein unstabiles Gebilde, oft nicht einmal durch einen gemeinsamen Haushalt der Ehegatten ausgezeichnet (duolokaler Wohntypus).

Man kann weder *ein* Ereignis oder eine innere Wendung nennen, an dem der ödipale Konflikt der Agni »untergeht«, noch kann man *einen* typischen Ausgang nennen. Hingegen werden Konflikte aus der ödipalen Konstellation zeitlebens relativ leicht wiederbelebt und müssen dann, nach altem Muster, neu bearbeitet werden. In der Regel bestehen mehrere typische Ausgänge nebeneinander und einander ergänzend.

Beim Knaben entwickelt sich ein heftiger Rivalitätskonflikt mit dem Vater. Wegen der vorausgehenden vergewaltigenden und frustrierenden Erziehung durch die Mutter erhält die phallische Rivalität eine sadistische Färbung, die zu heftiger Kastrationsangst führt. Da zumeist kein Vater vorhanden ist, der eine wirkliche Autorität, ein Vorbild oder auch nur eine gewisse Zuwendung hergibt, wird eine dauerhafte Identifikation erschwert: neben passiver Unterwerfung und einer Idealisierung einzelner männlicher Macht-, Prestige- und Sexualeigenschaften sind immer Identifikationen mit einem Vater zu finden, der seine Liebesobjekte verläßt.

An dieser Stelle macht sich der Einfluß der frühkindlichen, vorödipalen Entwicklung geltend. Die Stillzeit ist, ähnlich wie bei den Dogon, durch eine andauernde und außerordentliche Zuwendung der Mutter ausgezeichnet. Die Frauen erleben und bezeichnen sich als Instrument zur vollständigen und sofortigen Stillung aller Bedürfnisse ihres Säuglings. Symbiotische und partizipative Qualitäten des Ich gehen von hier aus, gelangen aber, sehr zum Unterschied von den Verhältnissen bei den Dogon und anderen Afrikanern, nicht zu einer Ausformung und Reifung. Plötzlich, zumeist in der Mitte des zweiten Lebensjahres wird das Kind abgestillt. Die Mutter wendet sich von ihm ab und kann, sobald sie ein neues Kind geboren hat, zum älteren sagen: Laß mein Kind in Ruhe! Das heißt: Du gehörst nicht zu mir!

Aus diesen Ereignissen bleibt den Mädchen und Knaben der Agni sowohl

ein Rest des ersten »glücklichen« Zustands erhalten, eine Neigung zu dualer Fusion, zu primitiver Identifikation und projektiver Verkennung der Innen- und Außenwelt, als auch eine Angst, Zuwendung zu verlieren, und besonders eine Tendenz, das aktiv zu tun, was ihnen widerfahren ist, das Liebesobjekt von einem Moment zum anderen fallen zu lassen. Diese Tendenz kommt auch beim Untergang des ödipalen Konflikts zur Geltung. Später ist es für die Agni wichtiger, eine Liebesbeziehung plötzlich aufgeben als sie eingehen zu können, naheliegender, ein Unternehmen abzubrechen als es fortzuführen.

Nach der Abstillung sind die Kleinkinder unglücklich. Sie zeigen ausnahmslos regressive Symptome, die wir in unserer Sozietät nur bei vernachlässigten Heimkindern beobachten können. Ihre Einsamkeit verstärkt sich, wenn ein nachrückendes Geschwisterchen die allgemeine Bewunderung auf sich zieht. Die Gruppe der älteren Kinder kann mit den Eineinhalb- bis Zweijährigen noch nichts anfangen. Sie bleiben in der Nähe der Mutter, die es bisher verabsäumt hat, ihnen irgendwelche sozialen Verhaltensformen beizubringen, und dies nun durch strenge Befehle und Strafen nachholt. Allerdings setzt sie auch die körperliche Pflege fort, ergänzt durch einen täglichen Einlauf mit einer Aufschwemmung scharfer Pfefferschoten, der während der Säuglingszeit keine seelische Reaktion bewirkt hat, jetzt aber als tägliche grausame Vergewaltigung erlebt wird und nach dem die Kinder zu Beginn der Latenzzeit im Sinne einer Identifikation mit dem Aggressor allesamt süchtig werden.

Die wichtigste Folge am Ausgang des ödipalen Konflikts beim Knaben ist eine regressive Identifikation mit der befehlenden, vergewaltigenden und phallischen Mutter. Die geschlechtliche Identität des Knaben bleibt unsicher; sie wird erst in der Pubertät durch sozialen Druck eindeutiger heterosexuell bestimmt. Es besteht eine Tendenz, Rivalitätskonflikte oder überhaupt den Besitz des durch Kastrationsangst bedrohten männlichen Gliedes zu verleugnen. Die Agni sagen: »Der Mensch funktioniert am besten unter Zwang.« Das heißt, es ist ein Bedürfnis der Agni, einen Chef, einen Gott, einen Herrn zu finden, der Prestige und große Macht hat, so daß man sich ihm unterwerfen und an seiner Macht teilhaben kann, und der genügend mütterliche Qualitäten besitzt, so daß man ihm einige Konstanz zutraut, wenn möglich auch die Freigebigkeit der Mutter der ersten Kindheit. Es heißt: »Wenn die Brust des Königs voll Milch ist, dann sind es seine Leute, die trinken.«

Die mythische Formel, die den Niederschlag der eingreifendsten Gefühlsbeziehungen und Konflikte der Kindheit aufs kürzeste zusammenfaßt, könnte in der abendländischen Welt lauten: Ein Held ist, wer sich mutig gegen seinen Vater erhoben und ihn am Ende siegreich überwunden hat. Bei den Agni wäre der entsprechende Satz: Ein Held ist, wer seinen »ödi-

palen« Konflikt erst vermieden, dann außerhalb der mütterlichen Familie erledigt hat; der kann wie der Neffe auf den Thron des Onkels in die Sippe der Mutter zurückkehren und sich mit den fürsorglichen und herrschenden Seiten des Vaters und der Mutter identifizieren.

Obzwar die Mädchen mit den gleichen Erfahrungen in den ödipalen Konflikt eintreten, haben sie im Verlauf und Ausgang erhebliche Vorteile vor den Knaben. Die Abwendung von der erziehenden Mutter und die Zentrierung der Gefühle auf den Mann-Vater vollziehen sie nur unvollständig, oder sie wenden sich bald enttäuscht von ihm ab. Ihr idealisiertes Vaterbild ist blaß. Als Frau erwarten sie vom Mann Geld, Lust und vor allem Kinder. Rivalitäten mit der Mutter erregen weniger Angst und können viel offener ausgetragen werden, wahrscheinlich weil sie leichter auf die vorödipale Identifikation mit der machtvollen grausamen Mutter zurückgreifen. Am Ausgang des Konflikts haben sie, im Gegensatz zu den Knaben, eine Geschlechtsidentität erworben.

Es ist eindrücklich zu sehen, wie die früher so unglücklichen Kinder sich im 5. bis 6. Lebensjahr, wenn die ödipalen Konflikte zum Abschluß gekommen sind, zu scheinbar wohlfunktionierenden Spielgruppen zusammenschließen. Doch nimmt das weitere Leben für Mädchen und Knaben einen sehr verschiedenen Verlauf.

Die Mädchen, die alsbald weibliche Aktivitäten identifikatorisch und durch Anleitung erlernen, bleiben bei der Mutter: ihr Leben geht jetzt stufenweise, wenn auch nicht ohne Krisen, in jene weiblichen Rollen über, welche die materielle Subsistenz und organisatorische Konstanz der Agnisozietät gewährleisten. Die Charakterhaltung der Frauen pflegt konstanter, weniger Schwankungen ausgesetzt, ihre praktische Lebensbewährung besser zu sein als die der Männer. Dadurch ist wenigstens die lebensnotwendige Ernährung der relativ großen Sozialkreise, »für die eine erwachsene Frau kocht«, gewährleistet. Ungestört durch krisenhafte Zustände, Evasionen und Räusche, die männliche Aktivitäten oft zu unterbrechen pflegen, bestellen sie ihre Pflanzungen.

Die Frauen gehen aus dem ödipalen Konflikt mit Eigenschaften hervor, die wir männliche nennen würden. Sie verzichten zwar auf direkte Ausübung der Macht und öffentliches Ausspielen von Prestige, aber sie bestimmen die Grundstruktur der Gesellschaft: Den Frauen ist der personelle Zusammenhalt der Sippe angelegen; ihren Interessen entspricht es, daß Kinder – und nicht materielle Werte – noch heute als der wichtigste Besitz der Sippe angesehen werden.

Die matrilineare Ordnung widerspricht den Erfordernissen europäischen Rechts und politischer Ordnungen, die seit Beginn der Kolonialzeit und besonders seit Erlangung der Unabhängigkeit den Agni auferlegt wurden. Die Erbfolge vom Onkel auf den Neffen ist ein massives Hindernis

bei der Entwicklung der Plantagenwirtschaft; der Sohn arbeitet zwar oft bis weit ins Erwachsenenalter mit dem Vater, hat aber kaum ein Interesse daran, eine Produktion in Gang zu bringen, die ihm selber nicht zugute kommen kann, da er ja nur vom Bruder seiner Mutter erbt. Daß sich die matrilineare Ordnung trotzdem erhalten hat, ja daß sie sich in mancher Hinsicht gerade in den letzten Jahren wieder verstärkt, ist ein Indiz für die soziale Kohärenz der Gruppe der Frauen und ihre den Männern überlegene Konstanz und Identifikationsbereitschaft.
Eine grundlegende Labilität der Beziehungen zu den Mitmenschen, welche die Agni nach dem Durchlaufen des ödipalen Konflikts bewahren, wird bei den Frauen durch eine Tendenz überbrückt, sich mit den Interessen der Frauengruppe zu identifizieren. Beiden Geschlechtern bringt diese Inkonstanz einen doppelten Vorteil: sie brauchen sich an wenig befriedigende Bindungen nicht anzupassen und können sich relativ frei durch widersprüchliche soziale Einrichtungen bewegen, als da sind: die polygame Ehe, widersprechende Loyalitäten zu Chef und Sippe, zu den Personen der mütterlichen Sippe und der väterlichen Linie, u. a.
Den Männern hingegen, die von heftigen Rivalitätsaggressionen und von Neid bewegt sind, und die keine dauerhaften gegenseitigen identifikatorischen Beziehungen zu anderen Männern ausbilden können, erwachsen aus der Labilität ihrer Bindungen große Nachteile. Schon die Gruppen der jungen Burschen brechen immer wieder auseinander. Streit und Hader sprengen meist schon bald die Arbeitsgruppen, die sich zum Zweck der agrarindustriellen Produktion zusammentun. Um eine Plantage ertragsfähig zu machen, wären aber mindestens vier Jahre kontinuierlicher gemeinsamer Arbeit nötig. Die meisten mit Mühe und Kosten angelegten Pflanzungen verfallen, bevor sie Ertrag gebracht haben. Man könnte sich vorstellen, daß sie »unter Zwang«, in fest etablierten Herrschaftsverhältnissen, die in der passiven Wendung am Ausgang des ödipalen Konflikts vorgebahnt sind, zu einer konstanteren Gruppenbildung fähig wären.

Die Agni sind vor etwa dreihundert Jahren aus einem Sammler- und Jägervolk zu einem von Stammeskönigen beherrschten Kriegervolk geworden. In ihrer psychischen Ausstattung scheinen sie eher für jene verlassenen Lebensformen gerüstet zu sein als für die heutigen. Ohne zu Spekulationen über eine historisch-kulturspezifisch persistente Psychologie auszuholen, kann man zumindest noch eine Folge ihrer seelischen Strukturierung erwähnen. Die anale Dressur ohne Erziehung zu getrennter und selbständiger Unabhängigkeit schränkt die Fähigkeit, mit Geld umzugehen, wesentlich ein. Wie einst den Körperinhalt können sie das als Reichtum hochgeschätzte Geld nicht für sich bewahren. Da alle Ausbeutung aggressiv-retentive Modalitäten erfordert, ist es verständlich, daß diese

sehr oft agressiv gestimmten Menschen unter allen alten und neuen Institutionen weder ein brauchbares Spar- oder Kreditsystem noch eine wesentliche Mehrwertabschöpfung ausbauen konnten. Sie befehlen ihren mittellosen Fremdarbeitern zwar wie feudale Großgrundbesitzer, müssen sie aber – direkt oder indirekt – mit Anteilen am Produktionsmittel, dem fruchtbaren Boden, bezahlen, so daß die Lohnsklaven zu Konkurrenten der Unternehmer geworden sind, noch bevor die Produktion Gewinn abwirft. Ein gewisser Ausgleich liegt darin, daß sie den Fremden aus dem Norden mit dem Boden und einem Teil ihrer Dörfer und Städte auch ihre Töchter zur Ehe überlassen, wodurch diese wieder den Besitz der mütterlichen Sippe, der allein zählt, nämlich den Besitz an Menschen vermehren und damit sogar die effektive Produktionskraft vergrößern.
Es ist äußerst unwahrscheinlich, daß die Agni auch unter dem Zwang wirtschaftlicher Notwendigkeiten in absehbarer Zeit zu kapitalistisch rechnenden und planenden Industrieunternehmern oder anderseits zu kollektiv produzierenden Arbeitern umstrukturiert werden könnten. Wenn man ihre psychischen Eigenschaften neben den Gegebenheiten ihres Wohnraumes in Rechnung stellt, könnte nur eine elastisch organisierte zentralistische Wirtschaftsorganisation, die soziopsychologisch gesprochen mütterlich-bewahrende und aggressiv-beherrschende Modalitäten in sich vereinigt, wie sie als Staatskapitalismus denkbar ist, ihnen materielle Fortschritte ermöglichen und ihre Intelligenz und besondere Ausstattung zur Geltung bringen.

Das Bild, das wir bisher entworfen haben, ist lückenhaft. Auch das Ich der Agni hat sich aus der frühen Erfahrung eine »Gruppen-Ich«-Struktur erhalten, die ihnen nach den Konflikten der Kindheit eine bemerkenswerte Flexibilität und Elastizität verleiht. Sie können gleichsam auf den verschiedensten Entwicklungsniveaus gleichzeitig und abwechselnd oszillierend funktionieren. Wo sie an einem »Entweder-Oder« scheitern müßten, haben sie im »Sowohl-als-Auch« große Möglichkeiten, die uns nicht offen stehen.
Als Beispiel diene der Bereich der enormen zwischenmenschlichen Aggressionen, die sie mobilisieren. Ohne sie anders als verbal auszutragen, greifen sie verleugnend, verschiebend und verfolgungswahnartig projizierend auf die Abwehrformen der frühesten Kindheit zurück. Ein Hexenwahn, die Gewißheit, daß Unglück und Tod immer von magisch agierenden Zauberern und Hexen verursacht werden, ist ebenso allgemein wie die Intrige, die es ermöglicht, eigene Feindseligkeiten durch andere Personen austragen zu lassen. Doch sind diese und ähnliche Haltungen sozial nicht schädlich: diverse Institutionen wie Heiler, Magierinnen und messianische Mittler verarbeiten die Aggression der Hexen in harmlosen magischen

Prozeduren; Schiedsrichter und Schlichter stehen bereit, um einen Ausgleich für die Folgen der Intrige zu finden.
Gegenüber den Fremdarbeitern, deren wirtschaftliche Bedrohung sie fürchten, haben sie keinen kollektiven Haß ausgebildet, und sie zeigen keine Neigung, unbeliebten Nachbarn, wie den Attié oder dem in der Elfenbeinküste heute der Herrschaft am nächsten stehenden Volk der Baoulé, irrationale Gefühle des Hasses oder eine gefährliche Feindseligkeit zuzuwenden.
Ihr Clangewissen, das sie mit dem Bedürfnis nach starren sozialen Formeln und Rollen eng an ihre Sozietät bindet, enthält keine Forderung zur Nächstenliebe. Doch haben sie trotz ihrer kriegerischen Geschichte kaum eine Neigung zu kriegerischem Handeln oder zur Gewalttätigkeit und trotz ihrer Teilnahme an der Industrieproduktion für den Weltmarkt kaum eine Neigung, ausbeutende und ausgebeutete Klassen zu bilden, wie einige benachbarte Ethnien.

Der Ausgang des Konflikts bei »Europäern« und die Frage nach der historischen Bedeutung psychosozialer Phänomene

Es stellt sich die Frage, ob eine Untersuchung psychosozialer Phänomene einen Beitrag zur Entwicklungstheorie geben kann. Nur wenn die Befunde im historisch-dialektischen Prozeß, im Gang der Evolution menschlicher Gesellschaften ihren Platz fänden, hätten sie einen Wert für die Sozialwissenschaften. Statt die Frage sogleich mit ja oder nein zu beantworten, weisen wir darauf hin, warum die Ergebnisse der vergleichenden Völkerkunde so schwer mit der Gesellschaftstheorie zu vereinbaren sind.
Die Methode, Erscheinungen in einzelnen gesellschaftlichen Formationen zu einem bestimmten Zeitpunkt zu untersuchen, macht die vergleichende Völkerkunde wie auch die Ethnopsychoanalyse wenig geeignet, allgemeingültige Gesetze für die ganze Menschheit zu finden. Im Gegenteil neigt diese dazu, jedem historischen Prozeß, den sie in einem bestimmten Moment seiner Entwicklung untersucht, einen Punkt auf einer eigenen dialektisch-historischen Spirale zuzuschreiben. Die verschiedenen Spiralen mögen sich durchdringen oder überschneiden; doch nicht einmal ihre Konvergenz zu einer einzigen Entwicklungslinie wird evident. Den großen Gang der Evolution müssen wir aus der Geschichte ablesen.
Den Fortschritt in einem direkteren, engeren Sinn, das nächste und übernächste Ziel der Entwicklung, pflegen wir nach unserer eigenen Ideologie zu beurteilen. Streng genommen können wir nicht wissen, ob die Spirale steht oder ob sie liegt, ob ein Fortschritt stattfindet oder nicht.
Die Ethnopsychoanalyse muß sich von Anfang an entscheiden, dem Fort-

schritt, den wir für unsere eigene Klasse oder bestenfalls für unsere eigene Sozietät wünschen, nicht allgemeine Gültigkeit zuzuschreiben. M. a. W., die Kriterien des Fortschritts müssen aus der konkreten Situation in jeder einzelnen gesellschaftlichen Formation immer wieder neu abgeleitet werden. Die erkannte Freiheit in einer klassenlosen Gesellschaft würde den Agni, die ohne massivste fremde Einwirkungen wohl nie Klassen ausbilden würden, wenig fortschrittlich erscheinen, da sie ihnen doch gerade ihre wichtigste Freiheit nehmen müßte: den wirtschaftlichen Notwendigkeiten des tätigen Lebens auszuweichen. Die Dogon hingegen, mit ihrer harmonischen kollektiven Organisation der Produktion und der Gesellschaft, müßten, wenn sie zu einer technischen Entwicklungsleistung auf breiterer Basis angespornt würden, mit einigem Recht den ersatzlosen Verlust ihrer immer noch wohlausgewogenen, nur im engen Rahmen ihrer Dorfgemeinschaften wirksamen Sozialordnung befürchten.

Wenn wir uns vom Glauben, das *Ziel* der Entwicklung sei uns jedenfalls bekannt, nicht trennen mögen, bliebe uns der Ausweg, diese Völker als Vorstufen, als jung, primitiv oder unentwickelt anzusehen. Dann könnte man die dort gefundenen Formationen als historische Überreste vernachlässigen. Bei näherem Zusehen ist dieser Einwand jedoch nicht haltbar. Abgesehen davon, daß unsere Geschichtskenntnisse nur einen überaus kurzen Zeitraum umspannen, verglichen mit der Entstehungszeit menschlicher Sozialordnungen, wonach man heute kein Volk als »unentwickelt« bezeichnen dürfte, besitzen wir von den Agni fast vierhundert Jahre dokumentierter Geschichte, in denen wirtschaftliche, politische und soziale Umwälzungen geschehen sind, die denen mitteleuropäischer Völker nicht nachstehen. Von den Dogon gibt es außer mündlich überlieferten Mythen kaum historische Daten; ihre hohen geistigen, künstlerischen und sozialen Leistungen weisen sie jedoch als ein »altes Kulturvolk« aus.

Wir halten die Frage offen, ob und wie ein psychologisch faßbarer Vorgang, z. B. der kulturspezifische Ausgang des ödipalen Konflikts, gesellschaftliche Prozesse beeinflußt, und wenden uns noch einmal unseren Untersuchungen zu.

Zuerst ist daran zu erinnern, wie psychoanalytische Theorie entsteht. Sie leitet sich zuerst vom Verstehen des Unbewußten eines bestimmten Individuums ab. Durch abstrahierende Schritte und generalisierende Hypothesen ermöglicht sie ein leichteres und genaueres Verstehen des jeweils nächsten Analysanden. Dabei wird sie selbst einer Korrektur unterworfen. Wird dieser Weg der Theoriebildung ein Stück weit fortgesetzt, so gelangt man nicht nur zum Verständnis einzelner Personen, sondern zu einem vorläufigen Modell der Struktur, Dynamik und psychischen Entwicklung einer Gruppe von Personen.

Das Kulturspezifische eines Stücks psychoanalytischer Theorie läßt sich am klarsten abheben, wenn wir einerseits die Einflüsse der sozialen Umwelt, die auf die seelische Entwicklung einwirken, in ihren Zusammenhängen nicht nur beschreiben, sondern auch in ihrer untergründigen Bedeutung erfassen und andererseits die soziale Wirkung dieser oder jener seelischen Funktion in Rechnung stellen. Wir kennen kein direkteres Verfahren, um klassen- oder gesellschaftsspezifische seelische Vorgänge von nur individuell gültigen oder allgemeinmenschlichen zu unterscheiden.
Bereits in der eigenen Sozietät müssen wir so vorgehen und dabei beachten, daß unsere Fähigkeit, soziale Tatbestände richtig zu sehen, besonders eingeschränkt ist. Daß bereits die subjektive Realität der objektiven nicht oder nur teilweise entspricht, erklärt sich nicht nur aus der Verfälschung durch Klasseninteressen, klassenspezifische Vorurteile und Ideologien. Diese sind wie jede Wahrnehmung der sozialen Realität aus den emotiven Bedürfnissen einer individuellen Vorgeschichte hervorgegangen und werden zeitlebens von ihnen gesteuert. Um die Umwelt richtiger oder auch nur selbständiger zu sehen, ist es nötig, wichtige Teile des eigenen Selbst, die auf der Verinnerlichung von Haltungen und Werten der Umwelt (z. B. dem »Überich der Eltern«) beruhen, in Frage zu stellen, befriedigende identifikatorische Beziehungen aufzugeben und dennoch eine genügende Autonomie zu bewahren, um sich mit der nun anders erscheinenden gesellschaftlichen Außenwelt auseinanderzusetzen.

Dem Ausgang des ödipalen Konflikts kommt in der Sozialsphäre der Dogon, der Agni und in jener der abendländischen Völker eine große Bedeutung zu. Bei uns jedoch hat der Wunsch, die Mutter zu besitzen, eine besondere Färbung und die Auseinandersetzung mit dem Vater als Störfaktor der Dyade eine aggressive Tönung. Schon das alleinige »Besitzen« der Mutter, als Ausdruck sexueller Wünsche, ist eine Folge der Erziehung des Kleinkindes zu Leistung und Reinlichkeit. Die ersten auf eine Person zentrierten Liebesgefühle zeigen einen anal-retentiven Beiklang; sie tragen bereits den Stempel der Produktionsverhältnisse der bürgerlichen Besitzwelt. Rivalitätsgefühle und Ängste treten auch bei den Dogon und bei den Agni auf, sobald die Dyade gestört wird. Aber der Wunsch, den Vater zu töten, ist typisch für europäische Kinder, deren Rivalität in den Trennungskämpfen von der Mutter und im Kampf um die Sauberkeitserziehung eine grausame Färbung erhalten hat. Bei den Dogon, die keine anale Dressur kennen, treten keine solchen Phantasien auf. Bei den Agni ist der gleiche Wunsch nachweisbar, er tritt aber neben anderen Lösungen in Erscheinung, während er bei uns, je nach der feineren Strukturierung der Kleinfamilie, die mehr oder weniger ausschließliche Lösung ist, die sich für den Konflikt anbietet.

Die Furcht vor Vergeltung nach dem Talionsprinzip, Auge um Auge, scheint aus der gleichen Vorgeschichte herzustammen wie der Haß auf den Vater. Ein anderer Umgang mit dem Störfaktor, wie er zum Beispiel für die Dogon typisch ist, die unmittelbare Einverleibung in primär identifikatorischen, autoplastischen Prozessen, scheint keine Kastrationsangst im engeren Sinne entstehen zu lassen.

Doch ist die Angst vor Verstümmelung nicht auf unsere Erziehungsformen beschränkt. Sie fehlt sogar bei den Dogon nicht ganz. Zur Zeit, in der sich die Liebesgefühle zentriert nach außen richten, ist das Genitale des Kindes ein wichtiges lustspendendes Organ geworden. Die Bedrohung der körperlichen Integrität des schwachen und hilfsbedürftigen Kindes macht sich dann, wenn es seine dyadische Sicherung aufgeben muß, als Kastrationsangst geltend, auch wenn es keine vom Vater ausgehende Bedrohung fürchtet.

Der Ausgang des Konflikts, der aus dem Zusammenstoß übergeordneter sozialer Interessen mit individuell-egoistischen des Kindes entstanden ist, zeigt natürlich die Züge der Gesellschaft besonders deutlich. Man kann sagen, daß er in unserer Welt den Kampf, zu dem der ödipale Konflikt geworden ist, perpetuiert, die aggressive Forderung nach Unterordnung und Leistung verinnerlicht. Wenn die Autorität des Vaters die gültigen Regeln der Gesellschaft zusammenfaßt, diese die Familienstruktur bestimmen und die vorerst erwünschte Identifikation mit seiner Autorität gelingt, ist ein vom Ich und der Aussenwelt getrenntes Überich konstituiert, das dem Ich gegenübersteht.

Die Notwendigkeit, sich sozialen Normen anzupassen, wirkt in jeder Kultur und in jedem Lebensalter im Sinne eines Lernprozesses. Eine Konfliktsituation gibt einen mächtigen Anstoß zur autoplastischen Veränderung, zur Identifikation. Diese kann, je nach der frühkindlichen Entwicklung, in sehr verschiedener Weise vor sich gehen. In unserer Gesellschaft ist vieles darauf angelegt, daß sich das Ich weitgehend vom Verhalten der menschlichen Umwelt unabhängig macht und dafür ein spannungsreiches Verhältnis zu einer inneren Instanz (Überich) eingeht, die, im Idealfall, ebenfalls unabhängig vom jeweiligen Verhalten der Umwelt, aber nach ihren gültigen Normen verfährt.

Die Ausbildung eines Überich ist zwar unvermeidlich; daß dieses vor allem durch Lohn und Strafe (Schuldgefühl) auf das Ich einwirkt, gehört zu den Besonderheiten unserer Kultur. Ob sich das Ich ganz oder teilweise den Anforderungen der »verinnerlichten Herrschaftsstruktur« beugt, sich mit ihnen sekundär identifiziert und die Gesetze, nach denen sie funktioniert, sogar als eigene Denkgewohnheiten beibehält, ist, im Rahmen unserer Sozialisation, gewöhnlich eine Frage klassenmäßiger und individueller Varianten.

Gleich wichtig ist in allen drei Kulturen, daß der Umgang mit der menschlichen Umwelt, die dafür wichtigsten Funktionen des Ich und die Funktionsweise des Überich, mit dem Ausgang des ödipalen Konflikts festgelegt sind und später nicht oder nur schwer geändert werden. Nur die Inhalte und Normen des Überich, Ziele und Ideale können später noch modifiziert oder ausgetauscht werden. Der Umstand, daß wir den Dogon wie den Agni ein Gruppen-Ich und ein Clan-Gewissen zuschreiben, mag daran erinnern, daß die fest etablierten Funktionen dieser Strukturen bei ihnen weit deutlicher und in bedeutsamerer Weise von der Kooperation der Sozietät abhängig sind, um ihre Aufgabe zu erfüllen. So verschieden beide Sozietäten auch sind, so unterscheidet sich ihre seelische Ausrüstung für ein bestimmtes soziales Verhalten von der europäischen doch in gleicher Weise: Der Umgang mit dem Besitz von materiellen Werten kann bei beiden nicht mittels aggressiven Festhaltens geübt oder durch eine am egoistischen Besitzen orientierte Moral geregelt werden. Sie sind für eine kapitalistische Gesellschaftsform psychologisch nicht disponiert.

Es kann keinen Zweifel darüber geben, daß gesellschaftliche Prozesse von ihren Trägern »beeinflußt« werden. In Frage steht nur die Wirkungsweise und das Gewicht dieses Einflusses. Die Wirkung erworbener psychischer Funktionen auf die Produktion selber und auf die gesellschaftliche Organisation kann mittels der psychoanalytischen Methode aufgedeckt werden. Ihr Gewicht und Ausmaß wird man leichter erkennen, wenn man verschiedene Gesellschaftsgefüge miteinander vergleicht.

Spätestens nach dem Untergang des ödipalen Konflikts sind Kinder spezifisch sozialisiert. Die Angehörigen einer Klasse oder Sozietät sind kein unbeschriebenes Blatt. Ihre Gesellschaft hat, im Rahmen der materiellen Möglichkeiten und der biologischen Anlage, dauerhafte psychische Strukturen produziert, die wirksame Funktionen ausüben. Bei der Ausbildung dieser Funktionen sind biologische Triebkräfte zur Qualität sozialer Wirksamkeit umgeschlagen. An den Beispielen haben wir zu zeigen versucht, daß nicht nur »das Sein das Bewußtsein« bestimmt. Es gibt Grenzfälle, die man noch als direkte natürliche oder vernünftige Folge primärer Bedürfnisse und Interessen ansprechen kann. Die Komplexität und die vielfältige Determination der beschriebenen psychosozialen Phänomene lassen aber nicht zu, sie als bloße Auswirkungen der Erfahrung, des Lernens oder als Erfindungen zu beschreiben.

Unser Ansatz spaltet den Überbau gleichsam in zwei Teile: den einen, den Inhalt bewußter und unbewußter Ziele, Normen und Ideale mögen wir als Überbau der Produktions- und der daraus resultierenden Herrschafts-Verhältnisse gelten lassen. Den anderen, den dynamisch wirksamen, genetisch ableitbaren, sozietätsspezifischen Teil des Überbaus werfen wir in den Strudel der Spirale, erkennen ihm im dialektischen Gang der Ent-

wicklung den Rang eines Agens und Reagens zu. Aus der Quantität und Zeitlichkeit der frühkindlichen Entwicklung wirkt er auf die Qualität und Geschichtlichkeit der Evolution.

Anmerkungen:

1 S. Freud, *Massenpsychologie und Ich-Analyse*, Ges. Werke, Bd. 13, London 1921, S. 73.
2 Totem und Tabu; Massenpsychologie und Ich-Analyse; Die Zukunft einer Illusion; Das Unbehagen in der Kultur.
3 E. Jones, Marie Bonaparte, Th. Reik, W. Reich, O. Pfister, S. Bernfeld, G. Roheim, H. Hartmann, E. Erikson, W. Muensterberger u. v. a.
4 Wenn man annehmen würde, daß alle sozialen (interpersonellen) Konflikte vom einzelnen Individuum übernommen und gelöst werden müßten, entstünde einerseits das Modell eines Menschen, der sich an die Erfordernisse der Gesellschaft vollkommen anpaßt, und andererseits das einer statischen unveränderlichen Gesellschaftsordnung.
5 P. Parin, F. Morgenthaler, G. Parin-Matthèy, *»Die Weißen denken zuviel«. Psychoanalytische Untersuchungen bei den Dogon in Westafrika*, Atlantis, Zürich 1963, und Kindler, München 1972; und: *»Fürchte deinen Nächsten wie dich selbst«. Psychoanalyse und Gesellschaft am Modell der Agni in Westafrika*, Suhrkamp, Frankfurt 1971 (mit weiteren Literaturangaben).
6 D. Ribeiro, *Der Zivilisatorische Prozeß*, Suhrkamp, Frankfurt 1971.

Anmerkungen der Redaktion

Erich Wulff wurde bekannt durch sein (unter dem Pseudonym Georg W. Alsheimer veröffentlichtes) Buch *Vietnamesische Lehrjahre* (Frankfurt 1968). In verschiedenen Aufsätzen hat er Fragen der Ethnopsychiatrie behandelt. Er lehrt an der Universität Gießen.

Paul Parin arbeitet als Psychotherapeut in Zürich. Zusammen mit Fritz Morgenthaler und Goldy Parin-Matthèy hat er in den letzten zehn Jahren ausgedehnte Forschungsreisen nach Afrika gemacht und dabei vor allem die Dogon und die Agni studiert.

Als erstes Heft zum Thema »Das Elend mit der Psyche« erschien:

Kursbuch 28 Juli 1972

Das Elend mit der Psyche. I Psychiatrie

Renate Wolff/KlausHartung, Psychische Verelendung und die Politik der Psychiatrie
Der »Wahn« und der »Fall«/Psychiatrisches Elend in der BRD in Zahlen/Psychiatrie und Staatsapparat/Schizophrenie/Totale Institution und Klassencharakter der Psychiatrie/Der Reformismus/Therapie als gesellschaftliche Praxis

Dossier: Patientenselbstorganisation und Staatsapparat
Jürgen Roth, Psychiatrie und Praxis des sozialistischen Patientenkollektivs
IZRU, Zum Problem Widerstände, die sich der praktischen Kritik entgegenstellen, wenn die Widersprüche des Systems Krankheit/Kapitalismus/Knast durch die Patientenselbstorganisation entfaltet werden
Aus der Anklageschrift gegen das Sozialistische Patientenkollektiv

Autobiographie eines Entkommenen
Erving Goffman, Insassen

Kursbuch 30 erscheint im November 1972

Der Sozialismus als Staatsmacht: fünf Berichte und ein Dilemma

Rossana Rossanda, Über einige Lebenslügen der Linken
Sibylle Plogstedt, Am Beispiel der CSSR
Bernd Rabehl, Eine Reise in die DDR
Günter Maschke, Cubanischer Taschenkalender
Horst Kurnitzky, Ein Besuch in Korea
K. D. Wolff, Korea auf den zweiten Blick
Dossier: Revolutionstourismus

Die im *Kursbuch* 28 erwähnten Dokumentationen über das SPK sind zu beziehen über:
Prolit-Buchvertrieb GmbH, 6300 Gießen, Steinstraße 37, Tel.: 3 36 67

Roter Kalender 1973

für
Lehrlinge und Schüler

Kunststoffeinband, 160 S., DM 3.—
Der ROTE KALENDER erscheint dieses Jahr in erweiterter Form: Neue geschichtliche Daten werden erläutert und in historischen Bezug gesetzt. Aktionen werden nicht isoliert, sondern als Prozeß der Organisierung dargestellt, Angaben zu Schule und Schulung, gewerkschaftliche Arbeit und Emanzipation ausführlicher. Bessere Comics und mehr leere Seiten für Notizen. Der verbesserte Einband (flexibler und haltbarer) machte eine Preiskorrektur von 2 auf 3 Mark notwendig.

Aus dem Inhalt: Betriebsverfassungsgesetz – Demokratie und Räte – Beschluß der Landesministerpräsidenten zum Berufsverbot – Was heißt eigentlich Inflation? – Man wird zur Maschine: ein Schriftsetzer berichtet – Arbeitervertreter und linke Spinner – Schwierigkeiten bei der Politisierung von Homosexuellen – 23 Lehrer: Wir wollen keine Untertanenfabrikanten sein – Zum Schulstreik – Fortschritt mit oder ohne Sozialismus – Die Schwarzen in westdeutschen Schulbüchern – Einer ist keiner. Über Schulkollektive – Kann man Häuser besetzen? – Unsere liebsten Neger: Frauen im Betrieb –

Verlag Klaus Wagenbach

FIDUS
1868–1948

Zur ästhetischen Praxis bürgerlicher Fluchtbewegung. Janos Frecot Johann Friedrich Geist/ Diethart Kerbs.

469 Seiten, ca. 170 Abb., 16 Vierfbg.- u. 64 S.W. Tafeln, Leinen DM 58.–

Fidus war Illustrator, Maler, Baumeister, Tempelkünstler und Volkserzieher in einer Person. Er war der Bildinterpret der Lebensreform. Diese Bewegung umfaßt die Versuche einer Vielzahl bürgerlicher Personen und Gruppen, der Großstadt und damit den Klassenkonflikten zu entgehen und auf der Basis des Siedelns ihr je eigenes Leben zu reformieren.

Rogner & Bernhard

- **Politische Literatur**
- **wissenschaftliche Fachbücher**
- **Belletristik**
- **Taschenbücher**

liefert schnell und portofrei, auch in die Provinz, die BVB Buchversand KG als

ERSTE VERGESELLSCHAFTETE BUCHHANDLUNG

Anteilscheine von DM 50,– machen Sie zum Mitinhaber der BVB-Buchhandlung. Dadurch erhalten Sie den Unternehmergewinn, der umsatzorientiert ausgeschüttet wird.

Nicht wer mehr Kapital hat bekommt höheren Gewinn, sondern wer es nötig hat – durch hohe Bücherkosten.

Fordern Sie unverbindlich unsere Unterlagen an, die Sie ausführlich über Rechtsform, Organisation und Ziele der BVB informieren.

BVB Buchversand und -Beteiligungs GmbH & Co KG,
68 Mannheim-Neckarau, Luisenstraße 89, Tel. 06 21/85 41 89

Dieter Duhm – Angst im Kapitalismus

Unser Leben ist beherrscht von Angst. Sie tritt in den verschiedensten Gestalten auf. Beim „Gesunden" als Angst vor dem, was die anderen von ihm denken könnten, als Sprechangst, Angst vor Vorgesetzten und Institutionen, Angst vor oder beim Geschlechtsverkehr, Angst vor der Zukunft oder vor Krankheit usw. Diese unauffällige, weil in unserer Gesellschaft überall vorhandene und „normale" Angst ist neurotisch. Sie gehört zum Kapitalismus, nicht nur als sein Produkt, sondern als Teil seiner Konstruktion, als Baustein, ohne den alles zusammenbrechen würde. Wie entsteht die Angst? Wie zeigt sie sich in unserem alltäglichen Verhalten? Warum „Angst im Kapitalismus" und nicht „Angst im Sozialismus"? Was bedeutet Emanzipation? – Das sind die Fragen, mit denen sich diese Arbeit beschäftigt. Am Schluß des Buches wird versucht, einige Ansätze für eine marxistische Psychologie in Theorie und Praxis zu entwickeln.

Paperback, ca. 160 Seiten, DM 9,–

Subskriptionspreis bis zum 30. 10. 1972, DM 7,80

Neuerscheinung im Verlag KÜBLER KG, Mannheim

Bestellungen an: BVB Buchversand KG, 68 Mannheim-Neckarau, Luisenstraße 89

EIN NEUES PROGRAMM BEI ATHENÄUM

ATHENÄUM-SOZIALWISSENSCHAFTEN

Carola Brede
Sozioanalyse psychosomatischer Störungen
Zum Verhältnis von Soziologie und
psychosomatischer Medizin
"Sozialwissenschaftliche Paperbacks - Sonderserie:
Psychoanalyse als Sozialwissenschaft",Band 1
1972,ca.18o Seiten,kartoniert,ca.16.6o DM

Erich Wulff *
Psychiatrie und Klassengesellschaft
Zur Begriffs- und Institutionenkritik von
Psychiatrie und Medizin
1972,ca.2oo Seiten,Leinen,ca.28.8o DM

Jürgen Alberts
Massenpresse als Ideologiefabrik
Am Beispiel "Bild"
"Sozialwissenschaftliche Paperbacks"
1972,ca.18o Seiten,kartoniert,ca.16.6o DM

Stefan Müller-Doohm
Massenmedien in der Demokratie
Verfassungspolitische Interpretation und polit-
ökonomische Analyse
"Sozialwissenschaftliche Paperbacks"
1972,ca.2oo Seiten,kartoniert,ca.17.6o DM

Franz Dröge *
Wissen ohne Bewußtsein
Materialien zur Medienanalyse
1972,ca.15o Seiten,Leinen,ca.24.8o DM

die mit * gekennzeichneten Titel erscheinen auch
in der wissenschaftlichen Fischer-Athenäum-
Taschenbuchreihe

A T H E N Ä U M V E R L A G G M B H
6 0 0 0 F R A N K F U R T M A I N

Aktuelle Paperbacks Kösel

Hermann Krings: Neues Lernen. Fragen der Pädagogen und Aufgaben der Bildungspolitiker. 88 Seiten. Paperback DM 9.–.

Gunthar Lehner (Hrg.): Lateinamerika heute. Ein Subkontinent im Umbruch. Etwa 192 Seiten. Paperback DM 16.–.

Marietta Peitz: Kirche auf neuen Wegen. Die Arbeiterpriester von Dünkirchen. 189 Seiten. Paperback DM 20.–.

Jan Rainer Hermanns: »Kennst Du Jesus?« Sozialreport über Jesus-Leute in Deutschland. 192 Seiten. Paperback DM 15.–.

Ivan Illich: Entschulung der Gesellschaft. Mit einem Vorwort von Hartmut von Hentig. Deutsch von Helmut Lindemann. 2. Auflage. 8.–12. Tausend. 160 Seiten. Paperback DM 15.–.

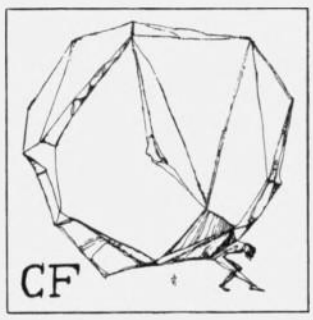
Kösel-Verlag

Neu bei FRIEDEN:

Franz Büchler
STRANDGUT
Gedichtzyklus
80 S., Brosch., DM 9,80

In Vorbereitung:

DIE ANDERE WELT
Gedichte junger Arbeiter und Studenten aus der DDR. ca. DM 10,00



Verlag Christian Frieden

1 Berlin 42
Postfach 621

Antiautoritäre Erziehung oder die Erziehung der Erzieher

Soziales Lernen in Erwachsenengruppen. Mit einem programmatischen Beitrag hgg. von Hans-Werner Saß. XIII, 250 S. Kart. DM 14.-

Angesichts der Zurückhaltung und des Unverständnisses der Öffentlichkeit sind die antiautoritären Erzieher weitgehend darauf angewiesen, ihre Erfahrungen in außerinstitutionellen Bereichen zu machen - die Psychoanalyse verleugnet ihr illegitimes Kind. Im Unterschied zu den Schriften, die bislang zum Thema der antiautoritären Erziehung erschienen sind, legen die Autoren dieses Buches das Schwergewicht auf die Erwachsenenproblematik, sie weisen darauf hin, daß sich die Erwachsenen ihrer Verinnerlichungen, ihrer unbewußten Motivationen, ihrer unausgetragenen Konflikte bewußt werden müssen, wenn sie bei der Erzie - hung ihrer Kinder nicht scheitern wollen. In den Einzelbeiträgen werden kritische Erfahrungsberichte von Gruppen gegeben, die sich mit ihrer inneren Dynamik, ihren Konflikten und ihren daraus resultierenden Erfahrungen auseinandergesetzt haben.

J.B. Metzler 7 Stuttgart Postfach 529

IM BASIS VERLAG:

HEFTE ZUR MATERIALISTISCHEN THEORIE DER KINDER-UND JUGENDLITERATUR

Beate Neuhaus
MODERNE KINDERGESCHICHTEN FÜR DAS VORSCHULALTER
Die Situation des Kleinkindes in unserer Gesellschaft. Welche Tendenzen haben Vorschulkinderbücher? Hilft Kinderliteratur, gesellschaftliche Konflikte zu erkennen?

Katrin Lux
IDEOLOGIE IN KINDERBILDERBÜCHERN
Eine Untersuchung der Methoden, mit denen in Kinderbüchern das kaum der Sprache mächtige Kind bereits im Sinne bürgerlicher Ideologie beeinflußt wird. (erscheint im Oktober)

Autorenkollektiv
PRINZIPIEN EINER SOZIALISTISCHEN KINDER- UND JUGENDLITERATUR
Während einer Periode von drei Jahren wurden kritische Kinder- und Jugendbücher in Kinderläden, Schulen zusammen mit Pädagogen getestet. Die Erfahrungen zum ersten Mal systematisiert und ausgewertet. Versuch, ein alternatives Konzept zur gängigen Kinderliteratur zu entwickeln. (erscheint Anfang Dezember)

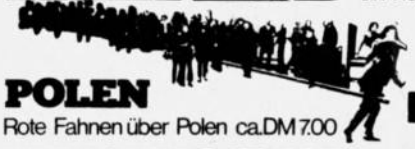
Verlangen Sie ausführliche Prospekte in Ihrer Buchhandlung oder beim

BASIS VERLAG
1 Berlin 15 · Postfach 545

TRIKONT

NEUERSCHEINUNG

IRLAND ein Vietnam in Europa
DM 9.80



POLEN
Rote Fahnen über Polen ca. DM 7.00

HERBSTPROGRAMM 72

Mury, Mensch und Sozialismus in Albanien 7.80
Wir wollen Alles, Roman der Fiatkämpfe ca. 8.00
Das Volk ergreift das Wort
Französische Arbeiter und Bauern berichten über die Vorbereitung des bewaffneten Aufstandes ca. 10.00
Der ‚neue' Faschismus
Präventivstrategien der Konterrevolution
Die Fälle Valpreda, Feltrinelli, Calabresi ca. 8.50
Tagebuch eines autonomen Betriebskampfes
Berichte von Arbeitern der Alfa Romeo Werke ca. 5.00
Bettelheim, Politökonomie des Faschismus
Die deutsche Wirtschaft unter dem Nationalsozialismus

Trikont Verlag 8 München 80 Josephsburgstr. 16

R. D. Senanayake
Tibet – Beispiel der friedliebenden Politik der Volksrepublik China
72 Seiten, Paperback
2,70 DM

Mendelsohn/Claude/Ulbricht
Die Weltherrschaftspläne des US-Imperialismus
Analysen zur internationalen Lage in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg
308 Seiten, Paperback
9,60 DM

Der Kampf in den Gewerkschaften
Das Exekutivkomitee der Komintern zur Gewerkschaftsfrage
224 Seiten, Paperback
5,80 DM

N. Tokunaga
Die Straße ohne Sonne
Arbeiterroman
152 Seiten, Paperback
4,80 DM

Verlag kommunistische Texte
D – 4400 Münster
Hafenstr. 83
Tel. 102 51 - 6 03 10
Verkehrs-Nummer 86 049

K. Olectiv
Die letzten Tage von . . .
Arbeiterroman
128 Seiten, Paperback
4,30 DM

Die Weismänner machen Jugendbücher
Weismann Verlag 8 München 22 Lindwurmstr. 88

E.A. Rauter: wie eine Meinung in einem Kopf entsteht
Über das Herstellen von Untertanen
"Rauters Buch ist eine hervorragende Analyse des Zusammenhangs von Informationsvermittlung und Anpassung, wie man ihm es Untertanen herstellt, nicht mit Zwang, nicht mit Gewalt, sondern mit den feinen Mitteln der Nachrichtengebung" Westd. Rundf. 6.80 ab 15 Jahre

GÜNTER WALLRAFF VON EINEM DER AUSZOG UND DAS FÜRCHTEN LERNTE
Weltreff tut not als Pflichtlektüre in Schulen." Bücherei und Bildung. Illustriert. Ab 13 Jahre. DM 8.80

HERR BERTOLT BRECHT SAGT
Brecht-Texte für Kinder. Der Hessische Rundfunk meint: "Für Kinder das beste actualisierte Buch." DM 9.80 ab 10 Jahre

V. Brandes Good bye Onkel Sam
Eine Reise durch Amerika und seine Gesellschaft, in der der Reiche 1000 Möglichkeiten hat, der Arme hat einer: Amerika verändern. DM 7.80 ab 13 Jahre

Martin Sperr: Jagd auf Aussenseiter
Die Leute sind anständig, wer anders ist, wird anständig gejagt. Illustriert. DM 9.80 ab 15 Jahre

G. FEUSTEL: KINDERSTREIK IN SANTA NICOLA
"Die bisher geschlossenste Darstellung eines gesellschaftskritischen Themas für Kinder." FAZ. Ab 8 Jahre. 7.80

Ernst Herhaus: Kinderbuch für kommende Revolutionäre 8.80
"Ein erschreckendes, verwirrendes Buch, das mit jedem Satz Nachdenken herausfordert." Hessische Allgemeine. Ab 12 Jahre.

Rückl

~~»Lehrer sind Dompteure. Sie dressieren ihre Schüler mit guten und schlechten Noten wie mit Zuckerbrot und Peitsche.«~~

Abschiede sind traurig. Der Abschied von der Pädagogik der Steinzeit ist zudem ein langwieriges und schwieriges Geschäft. Denn es genügt nicht, die Ziele der Erziehung zu kennen, man muß auch wissen, wie man sie erreicht.

Aktuell kritisch engagiert Bildungspolitik plus Erziehungswissenschaft

Das aktuelle pädagogische Magazin monatlich
Heft DM 4,–
Jahresabo. DM 36,–
Studentenabo. DM 24,–

Ausschneiden, als Drucksache im Umschlag einsenden
An betrifft: erziehung, 694 Weinheim, Postfach 167
Ich bitte um Zusendung eines kostenlosen Probeheftes von »betrifft: erziehung«

Name _____ Vorname _____

Ort _____ Straße _____ 11

Klaus Stiller
Tagebuch eines Weihbischofs

Wegweiser in den Untergrund katholischer Glaubenspraxis
Quartheft 56. 84 Seiten. DM 5.80

Wolfgang Deichsel
Frankenstein

Aus dem Leben der Angestellten
53 Geschichten über den täglichen Irrsinn (das heißt über die Normalität)
Quartheft 57. 72 Seiten. DM 5.80

Erich Fried
Die Freiheit, den Mund aufzumachen

Haben wir nun eine Freiheit, oder haben wir keine?
Durch wieviel Größen ist die Freiheit teilbar für eine kleinere Diktatur?
Quartheft 58. 72 Seiten. DM 5.80

F. C. Delius
Unsere Siemens-Welt

Eine Festschrift zum 125jährigen Bestehen des mächtigsten deutschen Konzerns und größten privaten Arbeitsplatzanweisers
Quartheft 59. 108 Seiten. DM 5.80

Spielplatz 1

Jahrbuch für Theater 71/72
Herausgegeben von Karlheinz Braun und Klaus Völker
Quartheft 60/61. Zusammen mit dem Verlag der Autoren. 216 Seiten. DM 9.80

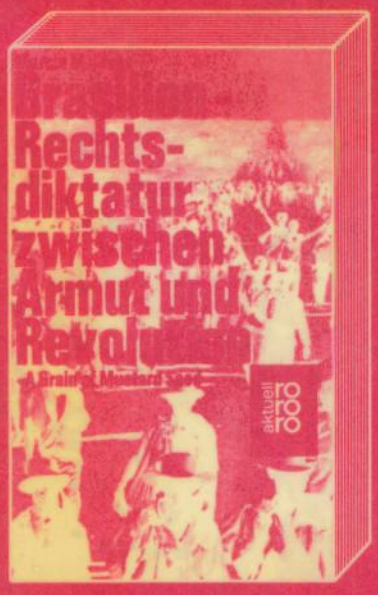
Wolf Biermann
Für meine Genossen

Hetzlieder, Gedichte, Balladen
Quartheft 62. 96 Seiten. DM 5.80

Deutschland – ein Wintermärchen

Ein Poem Biermanns über die Reise 1964 aus seinem Vaterland DDR in seine Vaterstadt Hamburg
Quartheft 63. 72 Seiten. DM 5.80

Quarthefte
zeitgenössische Literatur
in Erstausgaben im
Verlag Klaus Wagenbach
Berlin



DM 4,80

DM 3,80

DM 2,80

DM 3,80

DM 3,80

DM 3,80

DM 2,80

DM 6,80